

Gunther Parche

Ihre Heimat war Schlesien

*Erinnerungen an große Deutsche aus Schlesien
in kurzen Lebensläufen
ergänzt durch Textbeispiele und Bilder*



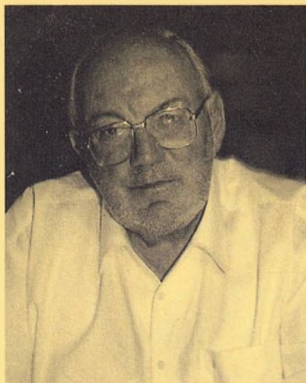
Laumann-Verlag Dülmen

Der umfangreiche Titel sagt eigentlich schon alles zum Inhalt des Buches. Was er aber nicht zu vermitteln vermag, ist die Fülle, die Farbigkeit, die mit immer neuer Spannung aufbereitete biographische Erinnerung an 36 plus 20 berühmte Schlesier, die über ihre Heimat hinaus zu großen Kulturträgern für ganz Deutschland wurden. Wer kennt sie nicht? Oder ist überrascht, erstaunt, daß ihre Wiege in Schlesien stand, wenn auch ihr Leben und Wirken sich mitunter nur teilweise dort ereignete. – Besondere Aufmerksamkeit verdient dieses Buch noch dadurch, daß es auch auf je zwei Beispielseiten jede vorgestellte Persönlichkeit durch Bilder und Texte nahebringt, mit Leben erfüllt und so zu einem kleinen illustrierten Nachschlagewerk wird. Es sind – ohne Vollständigkeit zu wollen – Dichter, Wissenschaftler, Maler, Politiker, Soldaten, Theologen, Musiker, Baumeister, Philosophen, Künstler, Kritiker: eine bunte, nie langweilig werdende Reihe von Namen, darunter allein fünf Nobelpreisträger.

Eine weitere Besonderheit des Buches ist der Raster, allen 36 plus 20 großen Schlesiern die gleiche Textlänge einer abgewogenen Kurzbiographie einzuräumen – den berühmten wie den etwas unbekannteren –, lang genug, um das Wichtigste über ihr Leben und Werk zu erfahren, aber auch kurz genug, um die Aufmerksamkeit nicht zu schmälern und ein Mehr an Neugierde und Interesse zu wecken.

Das Buch eignet sich auf jeden Fall für Schlesier wie für Nicht-Schlesier, vor allem aber für unsere Jugend im Umgang mit unserer deutschen Geschichte.

***A**lt-Bundespräsident Roman Herzog hat mit lebhaftem Interesse das ihm vorgelegte Buch aufgenommen und sprach dem Verfasser seinen Dank aus, die Erinnerung an die großen Deutschen aus Schlesien in der hier vorgestellten Weise wachzuhalten.*



GUNTHER PARCHE

wurde 1926 in Breslau geboren. In der Idylle einer Vorstadtvilla erlebte er neben Geschwistern, Cousinen und Vetter eine überaus glückliche Kindheit und Jugend noch nahezu unberührt von dem herannahenden politisch-braunen Hintergrund, der später leider alle erfaßte. Neben der schulischen Ausbildung am König-Friedrich-Gymnasium genoß er gemäß seinem Elternhaus eine christlich-vaterländische Erziehung. Aus englischer Gefangenschaft heimgekehrt, studierte er in München und Erlangen Germanistik und Theologie und war ab 1955 Pfarrer auf verschiedenen Pfarrstellen. Die letzten 16 Jahre oblag ihm zugleich als Vorsitzender die Verantwortung und der Ausbau eines Diakonischen Werkes. Für sein soziales Engagement erhielt er das Bundesverdienstkreuz und den Ehrenring der Stadt Pfarrkirchen. Geschichtliches Interesse und eine stark ausgeprägte Liebe zur schlesischen Landschaft und seinen von ihrer Herkunft vielfach geprägten Menschen führten ihn zu diesem Buch. Äußerer Anlaß waren sieben Fahrten, die er seit 1978 mit Heimatvertriebenen des gemeindlichen Umfeldes nach Schlesien unternahm, auf denen er die großen Deutschen der gemeinsamen Heimat in Erinnerung brachte. Seit 1987 im Ruhestand, lebt er mit seiner Frau, mit der er seit 1955 verheiratet ist, in Bad Griesbach.

Gunther Parche

Ihre Heimat war Schlesien

Meiner lieben Frau, allen Landsleuten aus Schlesien und
der Stadt Pfarrkirchen in Dankbarkeit gewidmet.

Gunther Parche

Gunther Parche

Ihre Heimat war Schlesien

*Erinnerungen an grosse Deutsche aus Schlesien
in kurzen Lebensläufen
ergänzt durch Textbeispiele und Bilder*



Laumann-Verlag Dülmen

Die in diesem Buch verwendeten Abbildungen sind von zum Teil sehr unterschiedlicher Qualität. Der Verfasser hat sich dennoch entschlossen, auch weniger gutes Bildmaterial zu verwenden, da ihm einmal auf Grund des historischen Abstandes zu den vorgestellten Persönlichkeiten und andererseits der politischen Verhältnisse zu Schlesien keine besseren Vorlagen zur Verfügung standen. Das Präsentationsgewicht liegt also vornehmlich auf der Seite der Dokumentation.

Copyright © 2000 by
Laumann-Verlagsgesellschaft KG, 48249 Dülmen

Gesamtherstellung:
Kleine Druck GmbH, 48249 Dülmen

Eingelesen mit [ABBYY Fine Reader](#)

ISBN 3-87466-295-0

Inhaltsverzeichnis

Seite

Vorwort				7
Albertz	Heinrich	1915 – 1993	Pfarrer, Politiker	9
Angelus	Silesius (Joh. Scheffler)	1624 – 1677	Mystiker	13
Bergius	Friedrich	1884 – 1949	Chemiker	17
Böhme	Jakob	1575 – 1624	Mystiker	21
Borsig	August	1804 – 1854	Lokomotiven-Hersteller	25
Ehrlich	Paul	1854 – 1915	Chemiker (Nobelpreis)	29
Eichendorff	Joseph Freiherr von	1788 – 1857	Dichter	33
Freytag	Gustav	1816 – 1895	Dichter	37
Gentz	Friedrich von	1764 – 1832	Politiker	41
Gryphius	Andreas	1616 – 1664	Dichter	45
Günther	Johann Christian	1695 – 1723	Dichter	49
Hauptmann	Carl	1858 – 1921	Dichter	53
Hauptmann	Gerhart	1862 – 1946	Dichter	57
Hl. Hedwig	(Jadwiga)	1174 – 1243	Herzogin/ Schlesien	61
Herrmann-Neisse	Max	1886 – 1941	Dichter	65
Holtei	Karl von	1798 – 1880	Dichter	69
Keller	Paul	1873 – 1932	Dichter	73
Kerr	Alfred	1867 – 1948	Kritiker	77
Klepper	Jochen	1903 – 1942	Dichter	81
Langhans	Carl Gotthard	1733 – 1808	Baumeister	85
Lassalle	Ferdinand	1825 – 1865	Politiker	89
Löbe	Paul	1875 – 1967	Politiker	93
Lommel	Ludwig Manfred	1891 – 1962	Humorist	97
Lukaschek	Hans	1885 – 1960	Politiker	101
Menzel	Adolf von	1815 – 1905	Maler	105
Moll	Oskar	1875 – 1947	Maler	109
Moltke	Helmuth James Graf von	1907 – 1945	Offizier/Widerstand	113
Mueller	Otto	1874 – 1930	Maler	117
Opitz	Martin	1597 – 1639	Dichter	121
Pückler-Muskau	Fürst Hermann von	1785 – 1871	Schriftsteller	125

Richthofen	Manfred Freiherr von	1892 – 1918	Kampfflieger	129
Schleiermacher	Friedrich	1768 – 1834	Theologe	133
Sorina	Agnes	1862 – 1927	Schauspielerin	137
Stehr	Hermann	1864 – 1940	Dichter	141
Stein	Edith	1891 – 1942	Philosophin	145
Tiele-Winckler	Eva von (Mutter Eva)	1866 – 1930	Gründerin eines Sozialwerkes	149

Biographische Notizen zu weiteren 20 gebürtigen Schlesiern

Bierbaum	Otto Julius	1865 – 1910	Dichter	153
Bischoff	Friedrich	1896 – 1976	Intendant	153
Bonhoeffer	Dietrich	1906 – 1945	Theologe	153
Garve	Christian	1742 – 1798	Philosoph	155
Gentz	Johann Heinrich	1766 – 1811	Baumeister	155
Grzimek	Bernhard	1909 – 1987	Zoologe	155
Haber	Fritz	1868 – 1934	Chemiker (Nobelpreis)	157
Heermann	Johann	1585 – 1647	Liederdichter	157
Hofmann	Christian v. (Hofmannswaldau)	1617 – 1679	Dichter	157
Kopisch	August	1799 – 1853	Maler und Dichter	159
Logau	Friedrich von	1604 – 1655	Dichter	159
Meidner	Ludwig	1884 – 1967	Maler und Dichter	159
Schenke	Ernst	1896 – 1982	Mundartdichter	161
Schnabel	Joseph Ignaz	1767 – 1831	Musiker	161
Scultetus	Bartholomäus	1540 – 1614	Mathematiker	161
Stern	Otto	1888 – 1969	Physiker (Nobelpreis)	163
Ulitzka	Carl	1873 – 1953	Priester, Politiker	163
Weiss	Silvius Leopold	1668 – 1750	Lautenspieler	163
Wittig	Joseph	1879 – 1949	Dichter	165
Wolff	Christian Freiherr von	1679 – 1754	Philosoph	165

Apropos «Schlesien» – ein Nachwort	167
Bild- und Kartenteil	170
Literatur-, Text- und Bildnachweise	179

Vorwort

Zwei Gründe haben mich bewogen, dieses Buch über namhafte Persönlichkeiten aus Schlesien zu schreiben: Einmal waren es die Fahrten in die alte Heimat, die ich seit 1978 siebenmal mit einem Bus alter und nachgeborener Schlesier nach Breslau und in das nahe Riesengebirge für jeweils neun Tage durchgeführt habe, in deren Verlauf es mir angebracht erschien, nicht nur dem Heimwehtourismus freien Lauf zu lassen, sondern auf grosse Schlesier aufmerksam zu machen, indem ich ihnen etwas über ihr Leben und Wirken erzählte. Das fing schon vor Görlitz an mit Fürst Pückler-Muskau, Jakob Böhme, Scultetus und so fort und so fort. Zuerst war ich mir nicht ganz sicher, ob es die Mehrzahl der Teilnehmer interessieren würde. Doch als ich einmal aussetzte, an einem Tag darauf vergass, die am Rand des dreiseitigen Programms abgelichteten Köpfe grosser Schlesier weiter vorzustellen, wurde ich vehement daran erinnert fortzufahren. Und dann kam der eigentliche Anlass zu diesem Unternehmen. Man bat mich, die während der Fahrt gemachten Ausführungen über diese grossen Landsleute, die ich doch sicher schriftlich hätte, ihnen in einer Kopie zu überlassen. Aber da war nichts, ausser ein paar Notizen. Was tun? Ich versprach, wenn ich einmal Zeit habe, mich hinzusetzen und diese Hausaufgabe im Nachhinein schön säuberlich zu erledigen. Darüber sind leider ein paar Jahre vergangen. Nun liegt endlich das Ergebnis dieser nachträglichen Fleissarbeit vor. Der zweite Grund ist von mehr grundsätzlicher Art. Das zu Ende gehende zweite nachchristliche Jahrtausend in unserer Geschichte ist das letzte, in dem es gebürtige Schlesier in einer deutsch-schlesischen Heimat gab. Nach dem Jahr 2000 wird es keine Denker und Dichter, keine Künstler und Wissenschaftler, keine Theologen und Politiker mehr geben, die aus diesen verlorengegangenen deutschen Landen kommen. Es wird auch ganz allgemein immer mühsamer werden – wir sehen es an unseren Kindern und Kindeskindern –, daran zu erinnern geschweige geschichtliches Interesse zu wecken, dass dieses Schlesien einmal fast 700 Jahre zum Deutschen Reich gehörte und die da wohnten, einst nicht als Eroberer kamen, sondern seit dem Piastenherzog Heinrich I. und der hl. Hedwig vom Westen aus Franken, Thüringen und Sachsen ins Land gerufen wurden und rückblickend eine grosse, selbständige Kulturleistung erbracht haben.

Nicht nur die hier unvollständig an der Zahl vorgestellten 56 gebürtigen Schlesier sind ein Hinweis darauf, auch die überdurchschnittliche Zahl von acht Nobelpreisträgern – verglichen mit anderen deutschen Ländern – sind Anlass, auf diesen hervorragenden Beitrag Schlesiens zur deutschen Kulturgeschichte aufmerksam zu machen.

Es war wohl um die Weihnachtszeit 1997, dass unser damaliger Bundespräsident Roman Herzog die Ehrendoktorwürde der Universität Breslau in der dortigen Aula Leopoldina entgegennahm. Ihr Jubiläum verbunden mit seinem Wort zur Völkerversöhnung zwischen Polen und Deutschen ist ein dritter Grund für mein Buch. Ich denke dabei auch an ähnliche Worte anlässlich eines Heimattages der Schlesier, auf dem er sinngemäss sagte: Schlesien sei kein Gegenstand deutschen Anspruches mehr, aber für Sie als Heimatvertriebene die Verpflichtung, dieses schlesische Kulturerbe in Erinnerung und so am Leben zu erhalten (hoffentlich für alle Deutschen, denn wer sollte es dann tun, wenn es in 30 bis 40 Jahren keine gebürtigen Schlesier mehr gibt?).

Dazu soll dieses Buch, wie schon viele andere vor ihm und nach ihm, dienen und seinen so von Alt-Bundespräsident Roman Herzog vorgegebenen Zweck erfüllen.

Zum Schluss bin ich noch ein herzliches Dankeschön schuldig: vor allem an meine liebe Frau, die aus Hirschberg im Riesengebirge stammt und vieles mit beitragen konnte; aber auch an meine Kinder Christine, Martin, Susanne und Bettina für das Korrekturlesen und andere Mithilfen, und auch meinem Enkel Julian für die Behebung so vieler Nöte am Computer.

Der Stadt Ifarrkirchen und seinen beiden Bürgermeistern Georg Weindl und Georg Riedl möchte ich auf diesem Wege ebenfalls Dank sagen für die Zeit, in der ich in dieser Stadt als evangelischer Pfarrer und Heimatvertriebener tätig sein durfte und stets grösstes Entgegenkommen, Hilfen und Verständnis vorfand, so dass sich mit mir alle Heimatvertriebenen hier in ihrer neuen Heimat wie zu Hause, geborgen und wohl fühlen konnten und es bis heute sind. Möchte das Buch aber auch dazu beitragen, Altbürger und Neubürger über das gemeinsame deutsche Kulturerbe einander noch näher zu bringen und stolz darauf zu sein, ob Bayer oder Schlesier, diese grossen Deutschen als gemeinsame Vorväter zu haben. So möchte ich meine vorliegende Arbeit in gleicher Weise meiner lieben Frau Marianne wie der Stadt Ifarrkirchen und ihren Bürgern widmen.

Gunther Parche, Bad Griesbach im August 1999

HEINRICH ALBERTZ (22.1.1915 – 18.5.1993)

Und niemand untertan» – so nennt Luther die Freiheit eines Christenmenschen in einer seiner reformatorischen Hauptschriften. Es gibt wohl nur wenige Persönlichkeiten in unserer neueren deutschen Geschichte, die so offen, so frei, so mutig, so ganz und gar ohne Ansehen der eigenen Person sich ständig selbst einbringend ihre Vorstellung vom Bild des Menschen, seiner Würde in Staat und Gesellschaft nicht nur unaufhörlich kundgetan, sondern auch beispielhaft vorgelebt haben. Dass er dabei gegen jedes Brett trat, das ihm quer lag, sich davon Beulen holte – wie jemand sagte – und auch unbeliebt machte, ist normal. Aber hören wollten sie ihn alle, denn er besass die Kraft des Wortes, die Gabe der Rede, und hinter allem, was er sagte, stand ein Sinn, der einen neuen Himmel öffnete oder zurück an die Quellen führte. Er war ein Pastor – Mitglied der Bekennenden Kirche – Flüchtlingsabgeordneter im Landkreis Celle – Minister in Hannover – Innensenator in Berlin – Regierender Bürgermeister in der Nachfolge Willy Brandts – und dann wieder Pfarrer in Berlin-Schlachtensee. Ja, und Gewährsmann der fünf freigesetzten Terroristen auf dem Flug nach Aden für den entführten CDU-Politiker Peter Lorenz. Ab 1979 im «Unruhestand» bis ans Ende seines Weges. Und er war Breslauer, Schlesier mit Leib und Seele, immerhin bis 1942. Als er 1955 nach Berlin gerufen wurde, ging er ohne jedes Zögern in die Mitte, in die unmittelbare Nähe zu Schlesien, Pommern, der Mark Brandenburg, Preussen, wie er selbst seine Entscheidung kommentierte.

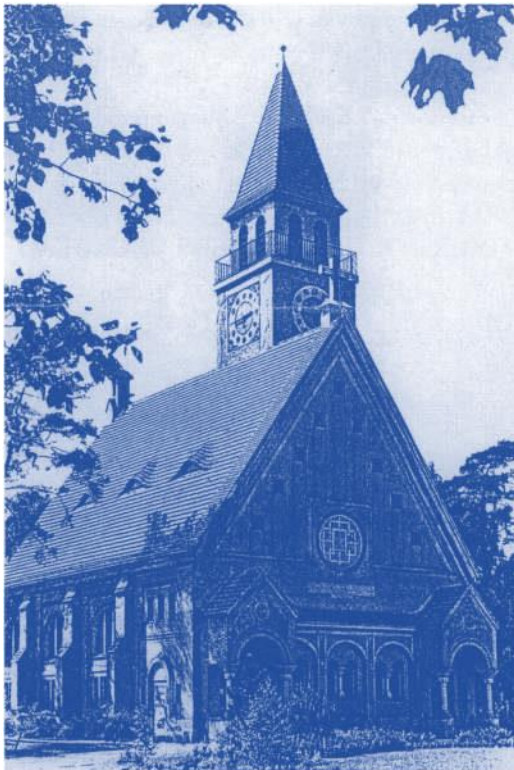
H. Albertz' Vater war Konsistorialrat an der reformierten Hofkirche, seine Mutter Elisabeth Meinhof aus altem Pastorengeschlecht in Pommern. Nach der Vorschule im Von-Zawadzky-Lyzeum besuchte er das König-Wilhelm-Gymnasium bis zum Abitur 1933. Seine Erziehung war deutschnational und bibeltreu. Die von der Gestapo verbotene Ausbildung des Pfarrernachwuchses in der Bekennenden Kirche unterbrach vorerst seinen Studienabschluss nach dem 7. Semester. Als Hauslehrer beim schlesischen Adel derer von Castell und von York überbrückte er die Zeit. Später versah er eine vakante



Pfarrstelle im oberschlesischen Raschkowitz. Dort verstieß er gegen den Kanzelparagraphen* in einem Gottesdienst mit Fürbitte für den im KZ befindlichen Pastor Niemöller und wurde mit einer Haftstrafe auf der Festung Glatz belegt. Am 1. Juni 1939 hatte er in Breslau geheiratet. Beide Kinder, Ilse Sibylle und Rainer, wurden noch während des Krieges geboren. Von 1941 bis 1945 war Albertz Soldat. In Celle fand er seine Familie bei Verwandten wieder. Der dortige Superintendent bat ihn als Arbeitslosen, die pastorale Betreuung der Flüchtlinge zu übernehmen. Die Einstellung in den Pfarrdienst wurde in der Luth. Kirche Hannovers wie in Bayern für unierte Pfarrer abgelehnt. Mit der Wahl zum Abgeordneten des niedersächsischen Landtages begann seine politische Laufbahn. Zunächst im Bundesrat, von 1948 bis 1955 Flüchtlingsminister, holte ihn Willy Brandt nach Berlin und später als seinen Stellvertreter mit den Worten «Du kennst wenigstens die Zehn Gebote» in das Amt des Senators für Inneres. 1967 war das Jahr seines äusseren Versagens, weil er als Regierender Bürgermeister anlässlich des Schah-Besuches die Studentenkrawalle falsch eingeschätzt hatte. Vom Polizeipräsidenten nicht wahrheitsgemäss unterrichtet, stellte er sich hinter die Polizei und hatte somit den Tod des Studenten Ohnesorg unwissentlich gedeckt. Sein Rücktritt zeichnet ihn als Mann zwischen den Stühlen, wobei es ihn ehrt, auch eigene Fehler eingestehen zu können.

Wichtiger waren hingegen seine persönlichen und erfolgreichen Bemühungen um die Passierscheinregelung nach dem Mauerbau 1961 zu Weihnachten 1963, die unzähligen Vorträge und Diskussionen mit Randgruppen, seine Reden auf Tagungen im In- und Ausland, seine Besuche im Gefängnis auch bei radikalen Linken – immer wieder als einer, der zwischen den Fronten unterwegs war. Er sagte: «Ich bin eben ein Sympathisant, ein Mitleidender am äussersten Rande dessen, was dieses Volk, in dem ich lebe, bewegt.» Seine engsten Freunde waren Präses Scharf und Helmut Gollwitzer. Es lohnt sich, ihn selbst zu erleben in seinen beiden Tagebüchern *Blumen für Stukenbrock*, *Am Ende des Weges* und in *Miserere nobis, eine politische Messe*. 78jährig starb er in einem Altenheim in Bremen.

* Kanzelparagraph: Verbot für Pfarrer, von der Kanzel in irgendeiner Weise sich gegen den NS-Staat zu äussern.



Ev. Kirche Schlachtensee



Die Häftlinge beim Besteigen der Lufthansa-Maschine

Massstab für politisches Handeln

Verkauft also jeder seine Seele, der ins politische Geschäft geht?

Ich kann hier nur zwei fundamentale Erkenntnisse vortragen. Nicht das 4. bis 10. Gebot ist eine tragfähige Basis im Dschungel der Realitäten und Interessen, sondern allein das 1. Gebot. Nur wer die königliche Freiheit geschmeckt hat, die dieser lapidare Satz uns schenkt, geht nicht unter. Wer meint, mit absoluten Massstäben in vorletzten und drittletzten Fragen arbeiten zu können, muss verzweifeln. Aber wer erkannt hat, dass man die Herren dieser Welt weder zu fürchten noch zu lieben braucht, wird in der Regel frei sein, das Notwendige und annähernd Richtige zu tun. Er wird auch im Ernstfall frei genug sein, Macht nicht erlangen oder erhalten zu wollen. Er wird sogar frei genug sein, eigene Fehler zu erkennen und offen und öffentlich davon zu sprechen. Nicht das Gesetz also, sondern das Evangelium bringt es fertig, Richtungen einzuhalten und sich im Notfall auch vom als richtig Erkannten nicht abbringen zu lassen.

Denn dies ist das Zweite: es wird sich um Richtungen, um Wegweiser handeln müssen, nicht um starre Formeln. Mir hat dabei immer der alte Prophet Micha geholfen, der im 6. Kapitel sagt: «Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist, und was der Herr von dir fordert: nichts als Recht üben und die Güte lieben und demütig wandeln vor dem Herrn.»





«Wer oder was ist Preussen?»

Ob ich ein Zeuge bin, weiss ich nicht. Aber jedenfalls ein Betroffener. Ein Betroffener, weil ich in Schlesien geboren und aufgewachsen bin, ein Betroffener, weil ich in Berlin lebe. In Westberlin: eine Hauptstadt ohne Land in einem Land ohne Hauptstadt. Eine Stadt, in der Geschichte, ihre eigene Geschichte über Jahrzehnte verdrängt wurde, die preussische Geschichte. Wer oder was ist Preussen? Ein Staat, ein Volk, eine Staatsidee? Der Staat war ein Flickenteppich von Königsberg bis Kleve, erst 1815 und 1866 endgültig miteinander verbunden, ein Volk der Preussen hat es eigentlich nie gegeben, seine besten Söhne, selbst sein Herrscherhaus, kamen aus anderen deutschen Ländern oder aus dem Ausland – ja, war es nur eine Idee? Ein Traum, in der schwierigen Balance zwischen Ordnung und Freiheit einem Grösseren zu dienen, das rational so schwer zu beschreiben ist? Jedenfalls nicht in erster Linie dem König, aber auch sicher nicht dem Volke. Demokratie in unserem Sinn hat es in preussischen Landen erst nach 1918 gegeben. Da aber besonders ernst genommen, stabiler als das Reich, bis 1932. Aber Dienst ist Preussen immer gewesen, Pflicht, Kargheit, Zuverlässigkeit. Nicht Verdienen war Motiv des Handelns, sondern Verantwortung. Sehr auf Einzelne zugeschnitten, bis zum Rebellentum: dem Prinzen von Homburg, dem General Yorck. Das alles war immer in der Gefahr, überdreht zu werden. Ins Formale zu vertrocknen, ins Uniformierte umzuschlagen. Das peinliche Übergewicht der Armee ist nicht wegzuleugnen. Die Wunden der Kriege, die Preussen in Deutschland führte, sind bis heute nicht ganz vernarbt. Aber etwa der preussische Beamte, unbestechlich, auf seine Auffassung von Recht, das sicher immer ein Klassenrecht war, eingeschworen, ist nirgendwo sonst in deutschen Landen zu finden gewesen.

Ja, ich muss viel schreiben. Gestern für einen «Preussenfilm», den das ZDF im nächsten Jahr ausstrahlen will. Es war schwer, in vier-einhalb Minuten etwas halbwegs Angemessenes zur Sache zu sagen, zumal das Herz mitspielt. Aber der deutsche Autor und der britische Regisseur waren zufrieden. Ich hätte gern noch mehr gesagt. Das Ganze wird eingefügt in eine fingierte Gerichtsverhandlung, in der ich als «Zeuge» aufgerufen werde. Hier der Text:

Ein offenes Land ist Preussen gewesen, in sich selbst ein Vielvölkerstaat von der Memel bis zum Rhein, nach aussen immer zur Aufnahme und Integration Fremder bereit: Niederländer und Hugenotten, Salzburger und Böhmen, sie alle haben diese Staatsidee getragen, ja erst möglich gemacht, übrigens im 19. Jahrhundert auch noch die Polen. Berlin war in seinen Glanzzeiten eher eine französische Stadt. Denn Pflicht und Dienst werden verbunden mit Toleranz und Freiheit des Glaubens und der Überzeugungen. In Brandenburg-Preussen ist niemand zur Religion seines Fürsten gezwungen worden. Ist kein Soldat ins Ausland verkauft worden. Sind die Juden gesellschaftsfähig gewesen.

Preussen durch Gesetz aufzulösen, war eine Dummheit, eine geschichtslose Dummheit. In Wirklichkeit war es 1871 schon zum Tode verurteilt, als der preussische König Deutscher Kaiser wurde. Dem Staat Preussen den Verbrecher Hitler anzulasten, ist grotesk. Bis auf wenige Ausnahmen kamen er und seine Kumpane aus Österreich, aus den Rheinbundstaaten. So hat man 1947, stellvertretend für das ganze Reich, genau den Staat vernichtet, der vielleicht, auch über die Grenzen der Teilung hinweg, Gleichgewicht und Balance in das Chaos hätte bringen können. Einen Rest von Zusammenhalt. Jedenfalls die Idee des Dienens, gegenüber dem hemmungslosen Verdienen im Westen und dem Sklavenhaltertum des Ostens.

Träume, natürlich. Die DDR war klüger, als sie preussische Traditionen und Namen für sich in Anspruch nahm, als für uns im Westen Preussen noch ein verfeimtes Tabu war. Nun holen wir langsam nach. Auch in diesem gespielten Prozess. Ich will Sie nicht länger aufhalten.

ANGELUS SILESIUS (1624 – 9.7.1677)

Geburtsname *Johannes Scheffler*, gehört zu den schlesischen Gottsuchern und Mystikern des Barockzeitalters neben Jakob Böhme, Abraham von Franckenberg und anderen. Der Verfasser dieser Kurzbiographien führte als junger Soldat während des letzten Krieges einige Münchner Lesebogen in seinem Tornister mit sich, unter anderem den über Angelus Silesius, der eine Fülle von Sinnsprüchen aus dem *Cherubimischen Wandersmann* enthielt. Sie waren ihm in jener dunklen Zeit wie leuchtende Sterne über seinem damaligen Leben und blieben es. An dieser Stelle nur einige Beispiele:



Zwei Augen hat die Seel: eins schauet in die Zeit, Das andere richtet sich hin in die Ewigkeit. –

Freund, so du etwas bist, so bleib doch ja nicht stehn; Man muss aus einem Licht fort in das andere gehn. –

Dass dir im Sonnesehn vergehet das Gesicht, Sind deine Augen schuld und nicht das grosse Licht. –

Zu wem du dich gesellst, des Wesen säufst du ein; Bei Gotte wirst du Gott, beim Teufel Teufel sein.

Das Interesse, die Frage nach: Wer ist dieser Mann mit diesen Sinnsprüchen tiefster Lebensweisheit? – stellt sich von allein. Man vermutet vielleicht hinter ihnen einen stillen, abgeklärten, religiösen Weisen im Sinne seines Taufnamens Johannes Angelus, den er bei seinem Übertritt zum katholischen Glauben 1653 erhielt. Aber nur die eine Hälfte von ihm trifft darauf zu. Johannes Scheffler hat von seinen Eltern als Erbteil zwei in sich widerstrebende Naturen überkommen, die ihn einerseits streitbar, kompromisslos, kämpferisch, leidenschaftlich und aufwallend erscheinen lassen, andererseits von seiner Mutter her in ihm das Empfindsame, das Sinnende, das poetisch-religiös Inbrünstige wi-

derspiegeln. Eine im üblichen Sinne glückliche Natur hatte er nicht. Sein Vater, ein Edelmann aus der Gegend von Krakau, war seines lutherischen Glaubens wegen nach Breslau verzogen und heiratete dort mit 62 Jahren die 24jährige Tochter des Hofmedikus Dr. Hennemann. Den Vater verlor er mit zwölf, die Mutter mit vierzehn Jahren. Mit seinem Bruder Christian kam er als Vollwaise 1639 auf das berühmte humanistische Elisabeth-Gymnasium in Breslau. Zum medizinischen Studium bestimmt, begann er dieses 1643 in Strassburg, setzte es an der von Schlesiern vielbesuchten Universität zu Leiden in den Niederlanden fort, wo er die Schriften seines schlesischen Landsmannes und Mystikers Jakob Böhme kennenlernte. 1648 (Ende des Dreissigjährigen Krieges) beendete er sein Studium mit der Doktorwürde in Padua. Hier faszinierte ihn als Protestanten der katholische Glaube, den er als spirituellen Gegensatz zur trockenen, ja «muffigen» Orthodoxie des damaligen Luthertums empfand.

Nach diesem ersten Lebensabschnitt, der vom Bildungshumanismus seiner Zeit geprägt war, beginnt der zweite Lebenskreis, der von der Mystik bestimmt wird. Während seiner vierjährigen Tätigkeit als Leibarzt des Herzogs Sylvius von Oels schliesst er sich dem Kreis um Abraham von Franckenberg an, dessen Vorbild die altdeutsche und spanische Mystik ist. Schefflers theologische Betonung der Liebe vor dem Glauben bringt ihn in Gegensatz zur Lehre Luthers. Er wendet sich nun ganz dem katholischen Glauben zu, konvertiert in Breslau 1653 und lebt fortan im Stift der Matthiaskirche.

In diesen dritten Lebenskreis fallen sein eigentliches dichterisches Schaffen und sein Kampf für die Gegenreformation. 1661 empfängt er die Priesterweihe. Der «Cherubinische Wandersmann» und die «Heilige Seelenlust» (205 geistliche Lieder) haben ihn weltweit bekannt gemacht. Seine auch im evangelischen Gesangbuch enthaltenen Lieder «Ich will dich lieben, meine Stärke», «Mir nach, spricht Christus unser Held» und «Liebe, die du mich zum Bilde» gehören nicht zuletzt zu den meistgesungenen Liedern im Gottesdienst beider Konfessionen.



II, 30. Zufall und Wesen
Mensch werde wesentlich: denn wann die Welt vergeht,
So fällt der Zufall weg, daß Wesen daß besteht.

II, 54. Entbildet mustu seyn
Entbilde dich mein Kind, so wirstu Gotte gleich:
Und bist in stiller Ruh dir selbst dein Himmelreich.

Zwey Augen hat die Seel: eins schauet in die Zeit,
Daß andre richtet sich hin in die Ewigkeit.

IV, 70. Der Mensch
Das größte Wunderding ist doch der Mensch allein:
Er kan, nach dem ers macht, Gott oder Teufel sein.

IV, 147. Die weite deß Menschen ist nicht zubeschreiben
Wer ist der mir wie weit und breit ich bin zeigt an?
Weil der Unendliche (Gott) in mir wandeln kan.

IV, 162. Eins ist im andren
Das Ey ist in der Henn, die Henn ist in dem Ey:
Die zwey im Eins, und auch daß Eines in der Zwey.

IV, 163. Alles kompt auß dem verborgenen
Wer hätte daß vermeint! auß Finsternüß komts Licht,
Daß Leben auß dem Tod, daß etwas auß dem Nicht.

V, 46. Du bist der erste Sünder
Schweig Sünder, schrenhe nicht die Ev' und Adam an:
Wärn sie nicht vorgefalln, du hättest's selbst gethan.

V, 144. Die Ichheit schadt mehr als tausend Teuffel
Mensch hätte dich für dir. Wirstu mit dir beladen,
Du wirst dir selber mehr als tausend Teuffel schaden.

V, 216. Gott ist ein Brunn
Gott gleicht sich einem Brunn, Er fleust ganz mildiglich
Herauß in sein Geschöpf, und bleibet doch in sich.

VI, 185. Das Reichthum muß inner uns seyn
In dir muß 's Reichthum seyn, was du nicht in dir hast,
Wärs auch die ganze Welt, ist dir nur eine Last.

VI, 263. Beschluß
Freund es ist auch genug. Im fall du mehr wilt lesen,
So geh und werde selbst die Schrift und selbst das Wesen.

Der Reiche, wann er viel von seiner Armut spricht,
So glaub es ihm nur gern: er lügt wahrhaftig nicht.

Mein Leib ist eine Schal, in dem ein Küchelein
Vom Geist der Ewigkeit will ausgebrütet sein.

Mensch, so du willst das Sein der Ewigkeit aussprechen,
So mußt du dich zuvor des Redens ganz entbrechen.

Mensch, denkst du Gott zu schau'n
dort oder hier auf Erden,
So muß dein Herz zuvor
ein reiner Spiegel werden.

Mensch, was du liebst,
In das wirst du verwandelt werden.
Gott bist du, liebst du Gott
und Erde, liebst du Erden.



Ich bin nicht außer Gott
und Gott nicht außer mir,
ich bin sein Glanz und Licht,
und er ist meine Zier.



Die Welt ist mir zu eng,
der Himmel ist zu klein,
wo wird doch noch ein Raum
für meine Seele sein?

1. {Lie-be, die du mich zum Bil-de dei-ner
1. {Lie-be, die du mich so mil-de nach dem

Gott-heit hast ge-macht,} Lie-be, dir er-
Fall hast wie-der-bracht:}

geb ich mich, dein zu blei-ben e-wig-lich.

2. Liebe, die du mich erkoren, / eh ich noch geschaffen war, /
Liebe, die du Mensch geboren / und mir gleich wardst ganz und
gar: / Liebe, dir ergeb ich mich, / dein zu bleiben ewiglich.

3. Liebe, die für mich gelitten / und gestorben in der Zeit, /
Liebe, die mir hat erstritten / ewge Lust und Seligkeit: / Liebe,
dir ergeb ich mich, / dein zu bleiben ewiglich.

4. Liebe, die du Kraft und Leben, / Licht und Wahrheit, Geist
und Wort, / Liebe, die sich ganz ergeben / mir zum Heil und
Seelenhort: / Liebe, dir ergeb ich mich, / dein zu bleiben ewiglich.

5. Liebe, die mich hat gebunden / an ihr Joch mit Leib und Sinn, /
Liebe, die mich überwunden / und mein Herz hat ganz dahin: /
Liebe, dir ergeb ich mich, / dein zu bleiben ewiglich.

6. Liebe, die mich ewig liebet / und für meine Seele bitt', / Liebe,
die das Lösgeld gibet / und mich kräftiglich vertritt: / Liebe, dir
ergeb ich mich, / dein zu bleiben ewiglich.

7. Liebe, die mich wird erwecken / aus dem Grab der Sterblich-
keit, / Liebe, die mich wird umstecken / mit dem Laub der
Herrlichkeit: / Liebe, dir ergeb ich mich, / dein zu bleiben
ewiglich. Johann Scheffler 1657; Str. 4: 1695

Bei Joh. Balthasar König 1738

1. {Ich will dich lie-ben, mei-ne
1. {ich will dich lie-ben mit dem

Stär-ke, ich will dich lie-ben,
Wer-ke und im-mer-wäh-ren-

mei-ne Zier;} ich will dich lie-ben,
der Be-gier;}
schön-stes Licht, bis mir das Her-ze bricht.

2. Ich will dich lieben, o mein Leben, / als meinen allerbesten
Freund; / ich will dich lieben und erheben, / solange mich dein
Glanz bescheint; / ich will dich lieben, Gottes Lamm, / als meinen
Bräutigam.

3. Ach, daß ich dich so spät erkennet, / du hochgelobte Schönheit
du, / und dich nicht eher mein genennet, / du höchstes Gut und
wahre Ruh; / es ist mir leid, ich bin betrübt, / daß ich so spät
geliebt.

4. Ich lief verirrt und war verblindet, / ich suchte dich und fand
dich nicht; / ich hatte mich von dir gewendet / und liebte das
geschaffne Licht. / Nun aber ists durch dich geschehn, / daß ich
dich hab erseh'n.

5. Ich danke dir, du wahre Sonne, / daß mir dein Glanz hat Licht
gebracht; / ich danke dir, du Himmelswonne, / daß du mich froh
und frei gemacht; / ich danke dir, du güldner Mund, / daß du
mich machst gesund.

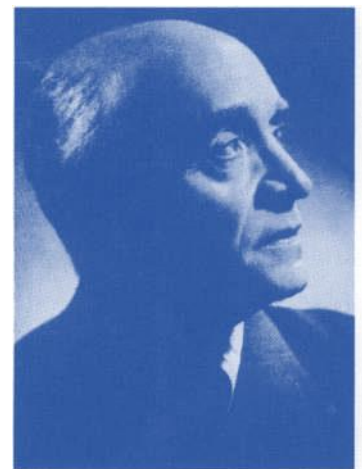
6. Erhalte mich auf deinen Stegen / und laß mich nicht mehr irre
gehn; / laß meinen Fuß in deinen Wegen / nicht straucheln oder
stille stehn; / erleucht mir Leib und Seele ganz, / du starker
Himmelsglanz!

7. Ich will dich lieben, meine Krone, / ich will dich lieben, meinen
Gott; / ich will dich lieben sonder Lohne / auch in der aller-
größten Not; / ich will dich lieben, schönsten Licht, / bis mir
das Herze bricht. Johann Scheffler 1657

FRIEDRICH BERGIUS (11.10.1884 – 30.3.1949)

Die Parole des 19. Jahrhunderts hiess Kohle, die des 20. Jh. Öl und Elektrizität. Vor allem aber und an erster Stelle wurde das Erdöl in Form von Benzin als neue und leichter verwendbare Energiequelle für alle Art von Maschinen und Motoren benötigt und wurde somit der Rivale der Kohle. Da jedoch zur damaligen Zeit nur wenig Erdöl auf der Welt gefördert wurde (3 Mio. t / J.), Kohle hingegen in Hülle und Fülle vorhanden war, hiess die Devise für Wissenschaft und Wirtschaft, aus Kohle Öl bzw. Benzin zu gewinnen. Erfinder waren gefragt. Und hier meldete sich zur rechten Zeit der Chemiker Dr. Fr. Bergius zu Wort, dem in einer revolutionären Erfindung die Kohleverflüssigung gelang – etwa 4 Mio. Tonnen Benzin pro Jahr bis Ende 1945.

In Goldschmieden bei Breslau als Sohn des Inhabers einer chemischen Fabrik geboren, waren ihm zwei Talente mit in die Wiege gelegt: sein Interesse an naturwissenschaftlichen Abläufen und sein kaufmännisches Denken. Beides begründet seinen Erfolg. Zu seinen berühmten Ahnen zählt u.a. der Hofprediger des Grossen Kurfürsten, der wie die ganze Familie Berg (schon frühzeitig wurde der Name latinisiert) aus Pommern stammte. Über das Zwinger-Gymnasium in Breslau ging sein Weg in das Studium der Chemie an den Universitäten Breslau und Leipzig, das er mit einer Doktorarbeit «Über absolute Schwefelsäure als Lösungsmittel» 1907 abschloss. Mit dem Tod seines Vaters und dem Verkauf der Fabrik löste er sich von Breslau, das er aber in liebevoller Erinnerung behielt, öfters besuchte und die alten Wege vom Schlossplatz über den Zwinger, die Liebichshöhe, den Stadtgraben zur Dominsel und zur Universität ging. Seine wissenschaftliche Forschungsarbeit begann er in Berlin und Karlsruhe. Es interessierte ihn vor allem der «Hohe Druck» als Hilfsmittel für die Durchführung chemischer Reaktionen. Es folgte seine Habilitation an der Technischen Hochschule Hannover. Da die dortigen Institute für seine Versuche aber nicht ausreichten, schuf er sich ein eigenes Laboratorium mit privaten Mitteln. Hier konstruierte er 1910 Apparate, die bei Temperaturen von 300 Grad einem Druck von 150 atü standhielten. Der erste Schritt bestand in der Aufspaltung der schweren Öle und

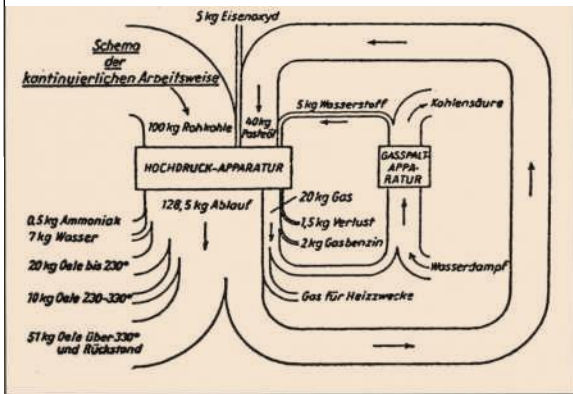


Ölrückstände zu Benzin, was ihm durch Zuführung von Wasserstoff gelang. 1913 erhielt er für diese Hochdruckhydrierung das Patent. Nun ging er an die Kohlehydrierung bei mehr als 450 Grad. Um eine bessere Ausnutzung der Hochdruckkessel zu erreichen, mischte er die Kohle mit Ölen zu einer Paste. Die Ausbeute in Benzin betrug 80%. Das alte Krackverfahren war damit überholt. 1913 erhielt er dafür das Patent für Kohleverflüssigung. In der Folgezeit schaltete er die Grossindustrie ein, um einmal das Ergebnis in grosstechnische Anlagen zu überführen, zum andern den Kapitalmarkt daran zu beteiligen und für die nationale wie weltweite Wirtschaft nutzbar zu machen. Für Bergius ein selbstverständliches Anliegen von Anbeginn. Es beteiligten sich die Fabrikanlagen Mannheim-Rheingau, Fa. Goldschmidt AG Essen, IG-Farben und Leuna. Für seine bahnbrechende Forschung erhielt er die Ehrendoktorwürde der Universitäten von Heidelberg, Hannover und der von Harvard. Als Krönung erfolgte 1931 die Verleihung des Nobelpreises für Chemie zusammen mit Carl Bosch.

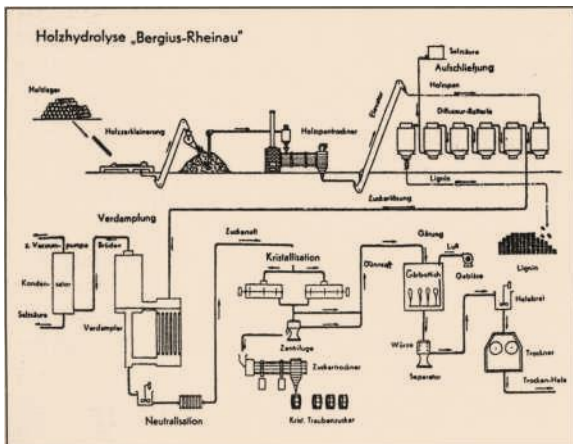
Parallel zur Kohleverflüssigung beschäftigte sich Bergius ab 1916 intensiv mit der Frage: Wie kann ich die in jedem Baumstamm enthaltene Zellulose in ein geniessbares Nahrungsmittel verwandeln? Vorgegeben war die Umwandlung von Zellulose in Zucker durch Beigabe konzentrierter Salzsäure. Aber nur durch seine Entwicklung säurefester Gefässe, die Trennung der beigemischten Salzsäure vom Zucker mittels Destillation bei niedrigem Siedepunkt im Vakuum (40 °C) unter Beigabe von heissem Öl gelang nach Jahren die industrielle Herstellung der Holzverflüssigung in Zucker. So entstand aus 100 kg Holz 60 kg Zucker oder 30 kg Naturhefe. Beide Verfahren waren bei dem Mangel an Öl und Zucker bis 1945 von grösster Bedeutung.

Von 1947 bis zu seinem Tod 1949 war er Institutsleiter in Buenos Aires. Wie sehr trifft auf Bergius das Goethe-Wort zu: «Was ist Erfinden? Der Abschluss des Gesuchten.»

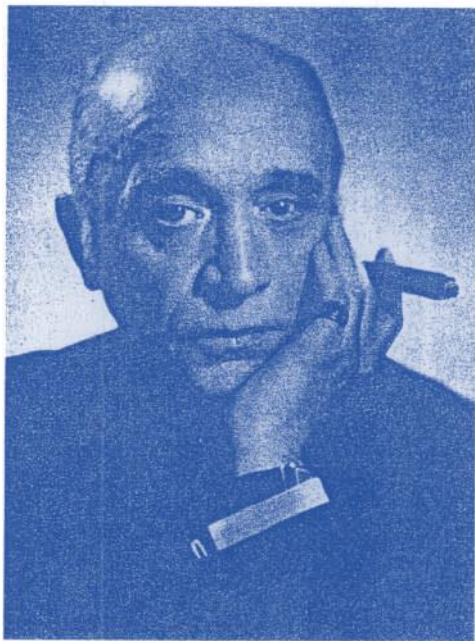
Benzin aus Kohle



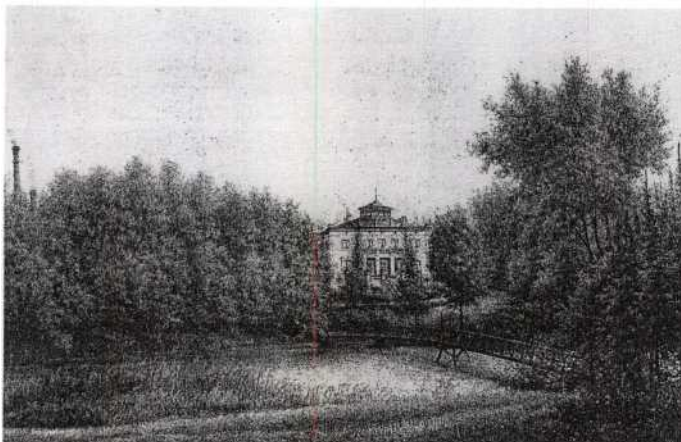
Die nach Plänen von Dr. Bergius errichtete Holzhydrolysefabrik in Rheinau



Frau Li Bergius, die Gattin, in ihrem Heidelberger Heim



Friedrich Bergius.



Das Geburtshaus in Goldschmieden bei Breslau



JAKOB BÖHME (1575 – 17.11.1624)

Unter den schlesischen Gottsuchern und Denkern erscheint Jakob Böhme aus Görlitz neben Hans Sachs, dem zweiten berühmten deutschen Schuster, wie ein lichter Stern am Himmel einer Zeit, die in der Unduldsamkeit orthodoxer Dogmatik und geistiger Unbeweglichkeit auch Gebildeter nicht nur des geistlichen Standes erstarrt war. Zwei Fragen haben ihn sein Leben lang bewegt und umgetrieben: die Frage nach Gott, dem Urgrund alles Seins, und die Frage nach dem Bösen in der Welt. Alles hat den «Ungebildeten» bei der Antwort auf diese menschlichen Urfragen gleichermassen beschäftigt und befruchtet: die Mystik, die Alchemie eines Paracelsus (dem er persönlich begegnete), antike Mythen, der Neuplatonismus, der Pantheismus, wie auch Luthers Gottesbild. Alles bewegt ihn, nimmt er in sich auf, aber durchdringt und erklärt es in eigener, selbständiger, mystischer Weise, die keiner Richtung zuzuordnen ist. Vielleicht hat ihn deshalb Hegel auch zu Recht den «ersten deutschen Philosophen» genannt, dem später der Name *philosophus teutonicus* zugelegt wurde.

Jakob Böhme wurde nach der Biographie seines späteren Freundes Abraham von Franckenberg 1575 in Alt-Seidenberg bei Görlitz als Sohn eines Bauern geboren, dessen Anwesen 35 ha betrug. Körperlich der Bauernarbeit nicht gewachsen, erlernte er den Beruf des Schusters, ging zweimal drei Jahre auf Wanderschaft und liess sich 1599 mit dem Erwerb einer Schuhbank, des Bürgerrechts von Görlitz und der damit verbundenen pflichtgemässen Heirat als Meister dort nieder. Die Festungsstadt Görlitz zählte damals etwa 9'000 Einwohner, war wirtschaftlich wohlgestellt und wies prächtige Renaissancebauten auf. Böhme galt als angesehener Mann, besass ein Haus am Stadttor des Neisseufers, hatte vier Kinder und ein gutes Auskommen.

Doch lange schon quälten ihn die grossen Weltfragen im Nachsinnen über das Geheimnis Gottes und sein Verhältnis zur Natur, bis ihn 1612 nach visionären Erlebnissen seine erste Schrift «Morgenröte im Aufgang» (später *Aurora* genannt) «wie ein Platzregen» aus der Feder floss, sehr zum Ärger des luther-



rischen Primarius Gregor Richter, der vom Rat der Stadt ein Schreibverbot gegen Böhme erwirkte. Sie offenbart seine Gedanken: Die Welt wird von zwei widerstreitenden Prinzipien beherrscht: Böse und Gut, Licht und Dunkel. Beide sind Wirkformen Gottes, seine Liebe und sein Zorn. Dieser Gegensatz liegt in der sichtbaren Natur und allem Leben und macht es erst möglich. «Hier kämpft Gott wider Gott, doch ist der Zorn Gott dem Liebeswillen des Vaters schon unterworfen, obwohl das Ziel noch verhüllt ist. Wenn das natürliche Leben ohne Widerwärtigkeiten wäre, so fragte es niemals nach seinem Grunde, woraus es sei herkommen, so bliebe der verborgene Gott dem natürlichen Leben unbekannt.» Nach vier Jahren auferlegten Schweigens erscheinen seine sprachlich sehr schönen Traktate unter dem Titel *Der Weg zu Christo* (1618). Darin sagt er: «Nur der aus der Selbheit und Ichheit ausgehende Mensch kann in die göttliche Stille eingehen. Die Entscheidung darüber ist in den eigenen Willen gelegt. Was wir aus uns machen, das sind wir.» Gegen Luthers Grundprinzip will er eine neue Reformation einleiten, ein Zeitalter des Geistes. Böhme muss Görlitz daraufhin für eine Zeit verlassen. Seine Anhänger sind Ärzte, Juristen, Adlige, der Hof in Dresden und später Pietisten und Romantiker. Holländer und Engländer, Cromwell, George Fox und Isaac Newton, gehören zu seinen Lesern und Verbreitern. Trotz aller gegen ihn veranstalteten Querelen gab ihm die Stadt Görlitz 1624 ein würdevolles Begräbnis. «Nun fahre ich hin ins Paradies.» Zwei Amerikaner liessen 1922, wo einst sein Haus stand, eine Inschrifttafel anbringen; heute bei der polnischen Grenzstation. Sein Grab befindet sich auf der Westseite der Neisse.

Lessing holt ihn aus der literarischen Verbannung in Deutschland, Goethe weist ihm einen Platz in Faust II zu, die Romantiker erheben ihn zum Philosophen, und bei Joseph Wittig und Hermann Stehr wirkt er nach in ihren Werken als stiller schlesischer Gottsucher.

Aus: Jakob Böhmes Schriften

Ich habe in diesem Kampfe oft auch mit traurigem Herzen erfahren müssen, die Sonne ist mir oft verloschen, aber wieder aufgegangen, und je öfter sie erloschen ist, desto heller und schöner ist sie wieder aufgegangen.

*

Du wirst kein Buch finden, da du die göttliche Weisheit könntest mehr inne finden zu forschen, als wenn du auf eine grünende und blühende Wiese gehst, da wirst du die Kraft Gottes sehen, riechen und schmecken.

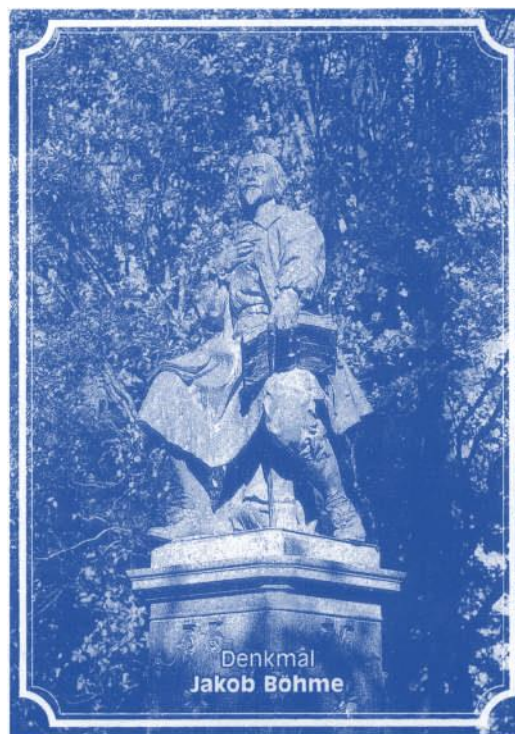
*

O tue die Augen deines Geistes auf, du Menschenkind, ich will dir allhier die rechte und wahrhaftige, eigentliche Pforte der Gottheit zeigen, wie es denn derselbige Einige Gott haben will. – Gott ist die ewige Einheit als das unermesslich einige Gut, das nichts hinter noch vor sich hat, das ihm etwas geben noch eintragen könnte; ohne alle Neigungen und Eigenschaften, welches ohne Ursprung der Zeit in sich selber nur Eins ist als eine eitel Lauterkeit, ohne Berührung, welches nirgend einen Ort noch Stelle hat noch bedarf zu seiner Wohnung, sondern ist zugleich ausser der Welt und in der Welt und ist tiefer als ein Gedanke sich schwingen kann; ja wenn man hunderttausend Jahre aneinander Zahlen ausspreche von seiner Grösse und Tiefe, so hätte man doch noch nicht angefangen, seine Tiefe auszusprechen. Denn er ist die Unendlichkeit. Alles, was gezählt oder gemessen werden kann, das ist natürlich und bildlich; aber die Einheit Gottes kann nicht ausgesprochen werden, denn sie ist durch alles zugleich, und es ist darum gut genannt und erkannt, dass es die ewige Sanftmut und das höchste Wohltun in der Empfindlichkeit der Natur und Kreatur ist, als die empfindliche süsse Liebe.

*



Görlitz von Südosten, Lithographie um 1845



Merket dies, ihr bösen Eltern, ihr sammelt euren Kindern Geld; sammelt ihnen gute Seelen, es ist ihnen nötiger.

*

Gott wirft keine Seele weg,
Sie werfe sich denn selber weg:
Eine jede ist sich selbst Gericht.

*

Was zanken wir lange um das Wissen? Ist doch das Wissen nicht allein der Weg zur Seligkeit Der Teufel weiss mehr als wir, was hilft ihm das? Nichts; denn dass ich viel weiss, gibt mir nicht Freude, dass ich aber meinen Heiland Jesum Christum lieb habe, und den immer begehre, das gibt mir Freude; denn das Begehren ist ein Nehmen.

*

Es ist auch nicht genug, dass du alle Bücher auswendig lernest: und wenn du Jahr und Tag stündest und läsest alle Schriften, und könntest gleich die Bibel auswendig, so bist du damit nichts besser vor Gott als ein Säuhirte, der diese Zeit die Säue gehütet hat; oder ein armer Gefangener in der Finsternis, der des Tages Licht dieser Zeit nicht gesehen hat.

*



Porträt Jakob Böhme, Kupferstich, Ende 17. Jh.

«Seine J. B. äusserliche Leibes-Gestalt war verfallen, und von schlechtem Ansehen, kleiner Statur, niedriger Stirne, erhobener Schläffe, etwas gekrümmter Nasen, grau und fast Himmel-bläulich glintzender Augen, sonst wie die Fenster am Tempel Salomonis, kurz-dünnen Bartes, kleinlautender Stimme, doch holdseliger Rede, züchtig in Gebärden, bescheidenlich in Worten, demüthig im Wandel, geduldig im Leiden, sanftmüthig von Herten.< So wird der neben Hans Sachs berühmteste deutsche Schuhmacher in Franckenbergs Biographie beschrieben.

Jakob Böhme

Titelseite der „Morgenröte im Aufgang“ (Aurora) und Textseite der „Gnadenwahl“ in der Originalhandschrift (Deutsche Privatsammlung und Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel)

Morgen Röte im auffgang
Das ist
Die wurzel oder mutter der PHILO
SOPHIA. ASTROLOGIA. vnd THE
OLOGIA. Auß Rechten Grunde.
oder

Beschreibung der natur, wie alles gewesen
vnd im anfang worden ist, wie die
vnd Elementa Creatürlich worden ist, wie
von beiden qualiteten, Bösen vnd gutten, wie
hehr alle Ding seinen vrsprung hatt, vnd
wie es jetzt stehet vnd wirdet, vnd wie / es
am Ende diser zeit werden wirdt:
Auch wie Gottes / vnd der
Hellen Reich / beschaffen ist, vnd wie die Menschen in / jedes
Creatürlich wirken, alles auß / rechtem grunde / in erkendnis des
Geistes / im wullen Gottes / mit fleiß / Gesehet / Durch Jacob
Böhmen in Görlitz Im Jahr 1612. / ETATIS SVE. 37 Annor.
Anno 1612

Morgen Röte im auffgang. / Das ist / Die wurzel. oder
mutter der PHILO- / SOPHIA. ASTROLOGIA. vnd THE- /
OLOGIA. Auß Rechem Grunde. / oder. / Beschreibung der
natur / wie alles gewesen / vnd im anfang worden ist, wie die
Natur / vnd Elementa Creatürlich worden (ist) sind, Auch / von
beiden qualiteten, Bösen und gutten: wo- / hehr alle Ding seinen
vrsprung hatt, vnd / wie es jetzt stehet vnd wirdet, vnd wie / es
am Ende diser zeit werden wirdt: / Auch wie Gottes / vnd der
Hellen Reich / beschaffen ist / vnd wie die Menschen in / jedes
Creatürlich wirken, alles auß / rechtem grunde / in erkendnis des
Geistes / im wullen Gottes / mit fleiß / Gesehet / Durch Jacob
Böhmen in Görlitz Im Jahr 1612. / ETATIS SVE. 37 Annor.
In Die 8 pente / coste, Anno 1612

AUGUST BORSIG (23.5.1804 – 6.7.1854)

Er wurde der «Preussische Lokomotivkönig» genannt, der bis zu seinem Tode 798 Lokomotiven baute (1902 waren es bereits 5'000; 1926 12'000). Er ist der Begründer der Berliner Schwerindustrie mit Welt- und ihres grössten Betriebes im Maschinenbau. Borsig hat mit seiner Schaffenskraft, seinem schöpferischen Geist, rastlosem Fleiss, praktischen Fähigkeiten und wagemutigem Geschäftssinn den Anschluss an die in England und Frankreich vorausseilende Industrialisierung für Preussen und damit auch für ganz Deutschland wieder hergestellt.



19 Jahre von den 50 Jahren seiner kurzen Lebenszeit verbrachte er in Breslau. Dort wurde er am 23. Mai 1804 als Sohn eines Kürassiers und späteren Zimmerers in der Neudorfstrasse geboren. Seine Kindheit fällt in die napoleonische Ära, die auch an Breslau nicht spurlos vorübergegangen war. Sein handwerkliches Interesse und sein Lerneifer bei Zimmermeister Ihle veranlassten den Vater, die praktische Ausbildung durch die theoretische Unterweisung auf der Königl. Provinzial- und Bauhandwerkschule in Breslau zu ergänzen. Mit einer Preismedaille für gute Schüler und einem glänzenden Gesellenbrief ausgestattet, kam er 1823 mit staatlicher Förderung an die Technische Schule in Berlin. Doch sein Interesse wandte sich immer mehr vom Baugewerbe zum Maschinenbau. In der Dampfmaschinenfirma des Schlossermeisters Franz Egells fand er schon während des Schulbesuchs als Monteur einen Freund und Förderer, der ihm auch ohne Abschluss und Diplom wegen seines besonderen technischen Einfühlungsvermögens ab 1826 einen festen und sehr gut bezahlten Arbeitsplatz gab. So wurde aus dem Zimmermann und Gewerbeschüler ein Monteur an Dampfmaschinen für schlesische Flachsspindeln und in ober-schlesischen Kohlengruben.

Am 26. April 1828 heiratete er die Küstertochter Marie Joseph. Louise Praschl zu St. Hedwig, die ihm eine grosse Hilfe im späteren eigenen Betrieb war. Der Kontrakt mit Egells lief 1837 aus. Sein ganzes Streben zielte auf Selbständigkeit. Am Oranienburger Tor kaufte er für 10'000 Taler ein Werksgelände, wozu er noch 59'000 Taler Kredit benötigte, die man diesem leistungsfähigen Mann

wohlwollend gab. Damit errichtete er die ersten Werksgebäude. Er enttäuschte nicht. Mit 50 Arbeitern fing er an. 116'200 Schrauben für den Gleisbau waren der erste Auftrag wie auch die eisernen Löwen an der Tiergartenbrücke.

In Europa benötigte man überall ortsfeste Dampfmaschinen jeglicher Art, hydraulische Pressen, Maschinen für Zuckerfabriken, Spinnereien, Tuchfabriken und Sägewerksmühlen. In dieser Zeit kamen die ersten «eisernen Pferde» von England nach Deutschland. Eines davon verkehrte von Potsdam nach Oranienburg, das sehr reparaturanfällig war. Borsig reparierte, überlegte, verbesserte, konstruierte und baute die erste eigene Lokomotive, die 1841 im Wettbewerb gegenüber der englischen um zehn Minuten schneller fuhr. Bald reihte sich Halle an Halle. Die Aufträge kamen aus ganz Europa. 1844 konnte bereits die 24. Lokomotive fertiggestellt werden. Ein Zwischenspiel besonderer Art war der Bau des schwierigen Wasserwerkes mit Rohrleitungen für die Fontäne in Sanssouci 1842 (auch «Moschee» genannt). Besondere Würdigung verdienen seine sozialen Einrichtungen. Neben relativ hohen Löhnen richtete er eine Betriebs-Kranken- und -Sterbekasse ein, zahlte Krankengeld und stellte einen Betriebsarzt für seine über 2'000 Arbeiter an. Der allgemeinen späteren sozialen Gesetzgebung war er damit um Jahrzehnte voraus.

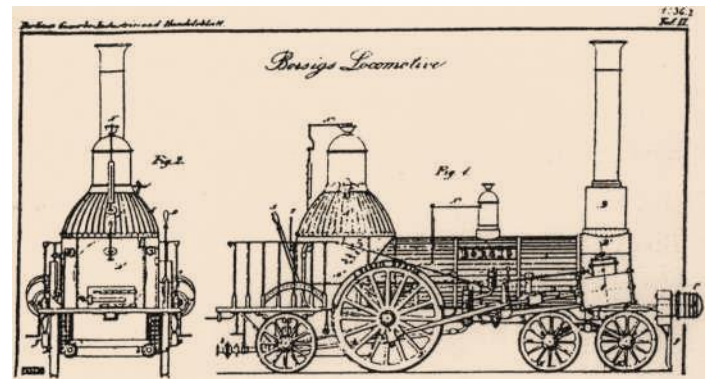
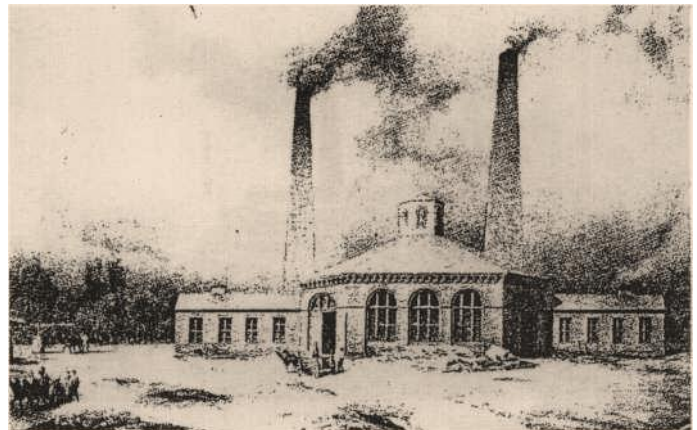
Mehrere Filialen entstanden in Deutschland; so auch die Rheinmetall-Borsigwerke in Breslau-Hundsfeld. Seine Kollektion umfasste auch Pumpen, Eisenbrücken, Turmkuppeln und Schiffsteile. Als er 1854 starb, übernahm sein Sohn das grosse Erbe.

Alexander von Humboldt, der König, ja ganz Berlin gaben ihm die letzte Ehre, als er auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof beigesetzt wurde.

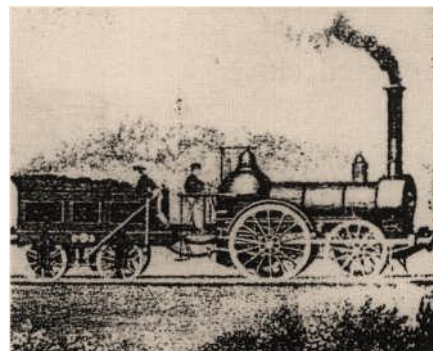
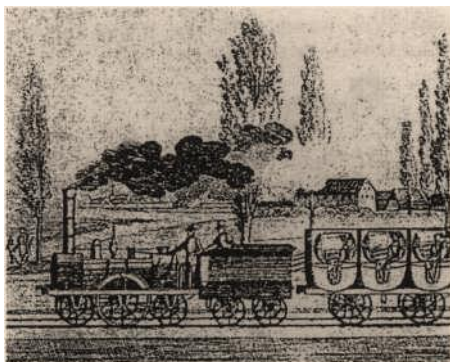
Nach dem Zweiten Weltkrieg entstand unter Bürgermeister Ernst Reuter in Berlin-Tegel die neue Borsig-Aktiengesellschaft.

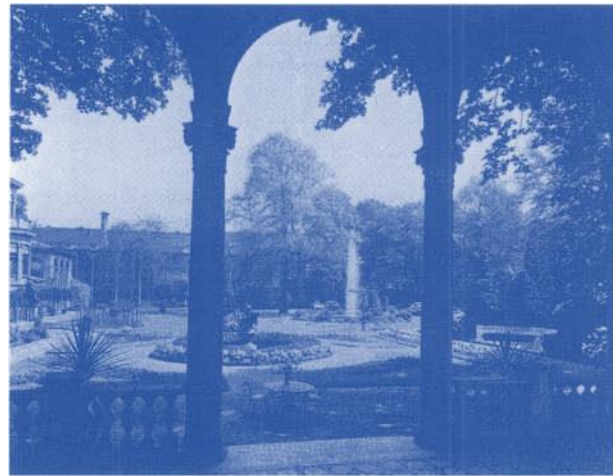
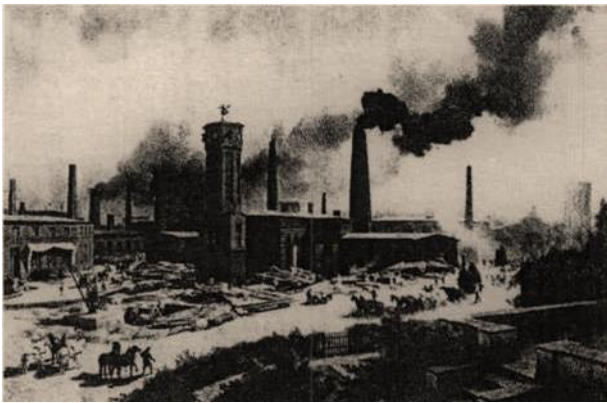


August Borsig
(nach einem Gemälde von Franz Krüger)



Borsig-Maschinenbau-Anstalt in Moabit, 1847.
Öl auf Leinwand von Carl Eduard Biermann.
Lokomotive Borsig 1»

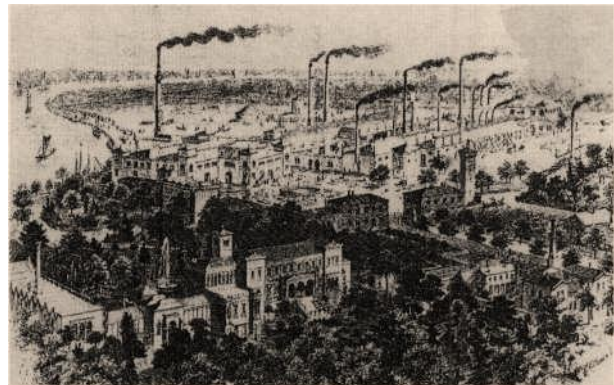




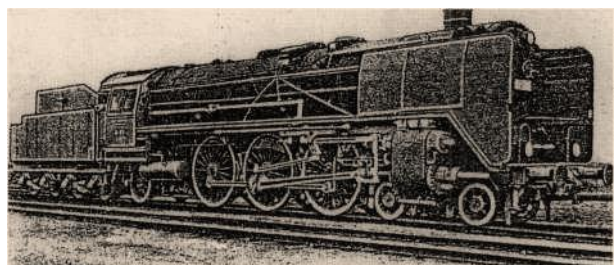
Ehemalige Villa Borsig in Moabit, Park und Fontäne



Adolf von Menzel, Die Berlin-Potsdamer Eisenbahn, 1847, Öl auf Leinwand



August Borsigs Wohnung und Fabrikgelände in Moabit, Holzstich von Eltzner



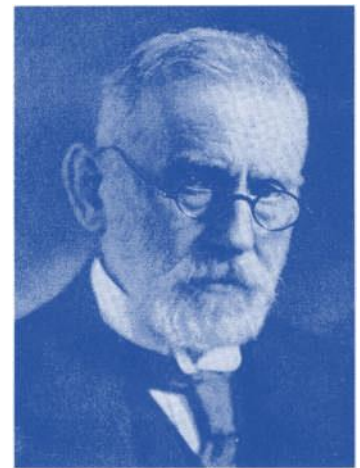
*Abb. rechts unten:
Zwei-Zylinder-Einheits-Schnellzuglokomotive
der Deutschen Reichsbahn*

PAUL EHRLICH (11.3.1854 – 20.8.1915)

Ein berühmter Sohn unserer schlesischen Heimat. Berühmt wie Gerhart Hauptmann und wie dieser Nobelpreisträger. – Wer war dieser Schlesier? Er war Mediziner, aber kein praktizierender Arzt. Er war Chemiker von höchstem Rang, und er war Wissenschaftler, Forscher und Erfinder wie Robert Koch im Kampf gegen lebensbedrohende Krankheiten. Drei Stichworte kennzeichnen sein Lebenswerk: sein Kampf gegen Infektionskrankheiten wie z.B. Diphtherie. Dagegen erfand er ein Serum. Gegen bösartige Neubildungen im Körper wurde er der Begründer der modernen Chemotherapie. Und er entwickelte das Syphilisheilmittel «Salvarsan».

Paul Ehrlich wurde am 11. März 1854 in Strehlen geboren. Sein Vater Ismar war ein angesehener Kaufmann und Vorsteher der dortigen israelitischen Kultusgemeinde. Seine Mutter Rosa geb. Weigert stammte aus Münsterberg, deren Neffe, sein Vetter Carl Weigert, sich einen Namen in der Herstellung von synthetischem Farbstoff gemacht hatte, auf den er später zurückgreifen konnte. P. Ehrlich zeigte sehr früh ein besonderes Interesse an der Natur. Nach dem Abitur am Maria-Magdalena-Gymnasium in Breslau studierte er dort und in Strassburg Medizin und promovierte mit 24 Jahren in Leipzig. Seine Dissertation basierte auf den ersten farbanalytischen Versuchen und behandelte das Wesen und die Bedeutung der Färbung mit Anilinfarben in der Medizin. Als Oberarzt wird er an die Charité nach Berlin berufen und erhält für seine Forschungen ein eigenes Labor. Es gelang ihm, mittels Farbstoffen in Zusammenarbeit mit C. Weigert zum ersten Mal den Krankheitsverlauf von schweren Infektionskrankheiten wie z.B. Typhus nachzuweisen und zu beurteilen.

1883 heiratete er die Oberschlesierin Hedwig Pinkus aus Neustadt/Neisse, deren Bruder Max ein enger Freund Gerhart Hauptmanns war. Mit 30 Jahren wird er Titular-Professor. Mittels einer besseren Färbemethode war er in der Lage, die Keime des Tuberkelbazillus zu markieren. Etwas später entwickelte er gegen Diphtherie ein Serum. Seit 1896 trägt jede Packung dieses von den Hoechst-



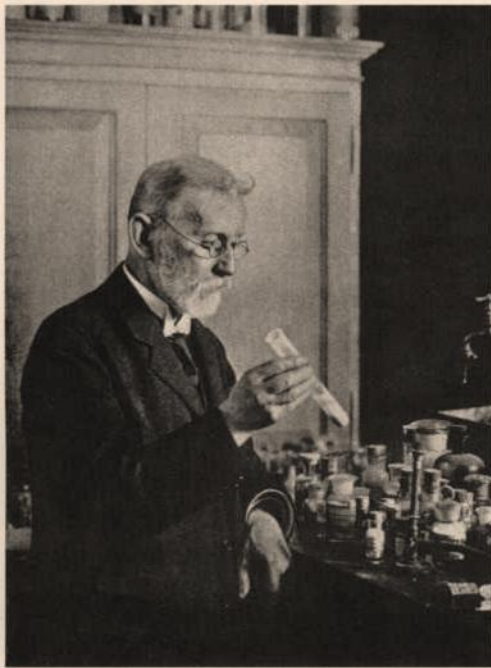
Werken gefertigte Präparat die Beschriftung *«hergestellt nach Behring-Ehrlich 1899* übersiedelte er nach Sachsenhausen bei Frankfurt/M. Durch die grossherzige Spende einer Witwe in Höhe von zwei Millionen Mark konnte er hier das Institut für Chemotherapie aufbauen. In einer Synthese von Chemie, Biologie und Medizin entwickelte er zusammen mit S. Hata das Heilmittel Salvarsan gegen Syphilis, das heute noch verwendet wird (Ehrlich – Hata 606). In dieser Entdeckung gipfelt sein ganzes Lebenswerk.

Die Zeit war da für hohe Auszeichnungen: Er erhält die Ehrendoktorwürde von Chicago und Oxford, 1908 den Nobelpreis, den Titel eines Wirkl. Geh. Rats mit dem Prädikat Exzellenz, wird Ehrenbürger von Strehlen und Frankfurt. Eine spätere Ehrung erfährt er noch dadurch, dass von 1947 an bis auf den heutigen Tag sein altes Institut den Namen Paul-Ehrlich-Institut führt. In ihm befindet sich ein Raum, der seinem Gedächtnis gewidmet ist (Schreibtisch, Briefe, Mikroskop u.a.m.).

Mit 61 Jahren starb Paul Ehrlich an einem Schlaganfall in Bad Homburg und wurde auf dem jüdischen Friedhof in Frankfurt a. M. beigesetzt. Der jeweilige Bundespräsident ist Ehrenpräsident der Paul-Ehrlich-Stiftung, die den mit 100'000 Mark dotierten Preis jedes Jahr an seinem Geburtstag zur Hälfte an einen bekannten Forscher, zur anderen Hälfte im nächsten Jahr von diesem als Ansporn an einen jungen Forscher vergeben wird.

Das Paul-Ehrlich-Institut ist bis heute in der Forschung und Herstellung neuartiger Immunsereen tätig, die Antikörper gegen spezifische Krankheitserreger und deren Gifte entwickeln; für die Organverpflanzungen von grosser Bedeutung.

«Tag ook», «Fauler Kopp» und «Taperkerl» waren seine schlesischen Lieblingsworte, die er zeitlebens gebrauchte.



Paul Ehrlich



Ehrlichs Geburtshaus



Ehrlichs Großvater



Ehrlichs Vater



Derzeitige 200-DM-Banknote mit dem Paul-Ehrlich-Bild



Ehrlichs Mutter



*Ehrlichs Frau Hedwig
(19 Jahre alt)*



Franziska Speyer erbaute das Georg-Speyer-Haus und dotierte es mit reichen Mitteln für Ehrlichs Forschungen über Chemotherapie



Das Georg-Speyer-Haus (rechts), daneben (links) das Serum-Institut

Ein Name für 606 wird gesucht

Nach wiederholten Beratungen und Rückfragen beim Patentamt einigt man sich auf den Namen

«Salvarsari ' = *Salv-arsan*,

d.h. ein Arsenpräparat, das «rettet»... «heilt.» Der Name wird unter Patentschutz gestellt.

Inzwischen zerbricht sich jeder die Zunge über dem Ungeheuer des chemischen Namens von 606:

Dioxydiaminoarsenobenzoldichlorhydrat

das überhaupt nur auszusprechen ist, wenn man es in seine «einzelnen chemischen Bestandteile» zerlegt:

Dioxy-diamino-arseno-benzol-dichlor-hydrat.

Sogar die Dichtkunst liess sich anregen zu einem Erguss über das «Riesenwort», der hier nur aus historischen Gründen wiedergegeben sei:

Paul Ehrlich aus Frankfurt, der Menschheit Erretter,
Dein Sieg und Erfolg ist ein völlig kompletter!
Du fandest das Mittel, womit man die Seuche,
die qualvoll gemeine, bekämpfe und scheuche.

Es werden Dich rühmen die Völker und Zeiten,
Und in die Unsterblichkeit seh' ich Dich schreiten.
Gem lob' ich Dich, Ehrlich! Ich lob' auch Dein Mittel,
nur find ich entsetzlich vom Mittel den Titel.

Und soll ich ihn sagen, so wird mir nicht wohl:
„Dichlorhydra tdioxydiaminoarsenobenzol!“
Zwar kann man das Scheusal in etwas bezähmen,
Man braucht es nur klar auseinanderzunehmen.
Dann klingt's nicht so völlig wie Rüben und Kohl:
«Di-chlor-hydrat-di-oxy-di-amino-arseno-benzol».

Und doch möcht' ich raten: statt diesem Geklapper,
O Ehrlich, such' einen Titel, der knapper,
Sonst stöhnen die Leute und rufen in Ängsten:
«Auch hier währt Ehrlich mal wieder am längsten.»

(Abgedruckt in «Frankfurter Zeitung» vom 16. Juni 1910
aus der Zeitschrift «ULK»).

JOSEPH FREIHERR VON EICHENDORFF (10.3.1788-26.11.1857)

Er gilt neben Brentano und Mörike als Höhepunkt der deutschen Romantik. Das Paradies seiner Kindheit auf Schloss Lubowitz ist der nie versiegende Urgrund seiner mit Wald und Bergen, träumenden Mondnächten, jubelndem Frühling, Nachtigallen, alten Burgen und steter Wandersehnsucht durchwobenen Dichtung. Man muss sich in die Stille dieser anmutigen Landschaft am Hochufer des Urstromtales der Oder bei Ratibor mit seinen Äckern, Wiesen und Wäldern und dem Blick in die blaue Ferne der Beskiden und des Altvaters versetzen lassen, um die zarten Töne, die schimmernden Farben, die einfachen Dinge seiner von reiner Lebensfreude und tiefer Frömmigkeit erfüllten Seele zu begreifen. Eine glückhafte, aber zugleich auch schwermütige Verzauberung der erlebten Kindheitstage ins Poetisch-Mystische wird hier zum Symbol menschlicher Urheimat. Auf dem Birnbaum schaut er ins Land, betrachtet die Rehe, die Blüten, liest und träumt und scherzt mit den Kindern im Dorf.

Die Eichendorffs entstammen einem märkisch-oberschlesischen Adelsgeschlecht. Sein Vater Adolf erwarb nach seinem Abschied als preussischer Offizier von seinem Schwiegervater 1785 die Güter Lubowitz und Radoschau mit der Heirat der Freiin Karoline von Kloch. Hier wurden er und sein älterer Bruder Wilhelm geboren, mit dem ihn die erste Strecke seines Lebens, die Gymnasialzeit und die Studienjahre in Jurisprudenz an den Universitäten Breslau, Halle, Heidelberg und Wien, verbindet. Dazwischen liegen Wanderungen durch den Harz, nach Hamburg und Lübeck. Der Versuch, sich als Gutslandwirte in ihrer Heimat niederzulassen, scheiterte, und so nehmen beide ihre Studien in Wien wieder auf, um mit Ablegung des juristischen Examens eine Staatsstellung zu erhalten. Sein Bruder Wilhelm in Trient, er selbst nach Teilnahme am Befreiungskrieg gegen Napoleon unter Lützow und Gneisenau 1813 in Berlin. Sein Beamtendasein als katholischer Regierungsrat in Preussen führt ihn über Berlin nach Breslau, wo er 1815 Luise von Larisch heiratet. Als Schulrat ist er



kurze Zeit in Danzig und Königsberg tätig und kehrt schliesslich von dort wieder zurück nach Berlin ins Kultusministerium. Es waren für ihn zwar pflichterfüllte, aber insgesamt enttäuschende Berufsjahre mit kargem Gehalt. 1844 scheidet er kränklich mit 55 Jahren auf eigenen Wunsch aus dem Staatsdienst aus und zieht später nach Neisse zu Schwiegersohn und Tochter. Hier stirbt er am 26. November 1857; vorausgegangen war ihm seine Frau 1855. Beider Grab findet sich dort auf dem Jerusalemer Friedhof.

Drei innewohnende Kräfte bestimmten sein Wesen: die unbedingte Liebe zur Wahrhaftigkeit, die Toleranz im Bereich des Religiös-Konfessionellen und seine Nähe zur polnisch-oberschlesischen Art. (Sein Urgrossvater war der Pole Michael Sendivog, der grosse Alchemist des 17. Jh. Eichendorff selbst beherrschte die polnische Sprache.)

Von seinen wichtigsten Werken seien hier genannt die Novellen «Das Marmorbild» 1818, «Aus dem Leben eines Taugenichts» 1826, «Das Schloss Dürande» 1836, «Die Glücksritter» 1841; der Roman «Ahnung und Gegenwart», in dem 50 seiner Gedichte enthalten sind; die «Geschichte der poetischen Literatur» 1857, die Übersetzung des spanischen Dichters Calderon und anderes mehr. Vor allem aber leben neben dem «Taugenichts» seine Gedichte in uns fort, die ihn unsterblich gemacht haben – z.B. «Schläft ein Lied in allen Dingen», «Wem Gott will rechte Gunst erweisen», «O Täler weit, O Höhen», «Wer hat dich, du schöner Wald», «Markt und Strassen stehn verlassen», «Es schienen so golden die Sterne», «Es war als hätt' der Himmel die Erde still geküsst» und viele mehr, die zum Teil auch von namhaften Komponisten vertont wurden. So ist Joseph von Eichendorff zum Sinnbild romantischer Dichtung geworden.

Als Anmerkung sei noch erwähnt, dass sich in der Stadt Wangen im Allgäu das «Deutsche Eichendorff-Museum» in der Langen Gasse 1 befindet, das durch Eigeninitiative eines Ehepaares entstanden ist. Das Museumszimmer enthält viele kostbare Bilder, Schriften und persönliche Erinnerungsstücke des Dichters.



Sehnsucht

Es schienen so golden die Sterne,
am Fenster ich einsam stand
und hörte aus weiter Ferne
ein Posthorn im stillen Land.
Das Herz mir im Leib entbrennte,
da hab ich mir heimlich gedacht:
Ach, wer da mitreisen könnte
in der prächtigen Sommernacht!

DAS ZERBROCHENE RINGLEIN

*In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad
Mein Liebste ist verschwunden,
Die dort gewöhnet hat.*

*Sie hat mir Treu versprochen,
Gab mir ein'n Ring dabei,
Sie hat die Treu gebrochen,
Mein Ringlein sprang entzwei.*

*Ich möcht als Spielmann reisen
Weit in die Welt hinaus,
Und singen meine Weisen,
Und gehn von Haus zu Haus.*

*Ich möcht als Reiter fliegen
Wohl in die blutige Schlacht,
Um stille Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht.*

ABSCHIED

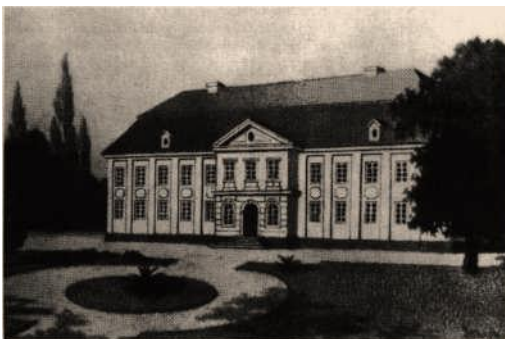
*O Täler weit, o Höhen,
O schöner, grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächtger Aufenthalt!
Da draussen, stets betrogen,
Saust die geschäftige Welt,
Schlag noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Zelt!*

*Wenn es beginnt zu tagen,
Die Erde dampft und blinkt,
Die Vögel lustig schlagen,
Dess dir dein Herz erklingt:
Da mag vergehn, verwehen
Das trübe Erdenleid,
Da sollst du auferstehen
In junger Herrlichkeit!*

*Da steht im Wald geschrieben
Ein stilles, ernstes Wort
Von rechtem Tun und Lieben,
Und was des Menschen Hort.
Ich habe treu gelesen
Die Worte, schlicht und wahr,
Und durch mein ganzes Wesen
Wards unaussprechlich klar.*

DER JÄGER ABSCHIED

*Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?
Wohl den Meister will ich loben,
So lang noch mein Stimm erschallt.
Lebe wohl,
Lebe wohl, du schöner Wald!*



Schloss Lubowitz zur Zeit Eichendorffs



DER FROHE WANDERSMANN

*Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt;
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld*

WÜNSCHELRUTE

*Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu singen,
Triffst du nur das Zauberwort.*

MONDANDACHT

*Es war, als hätt der Himmel
Die Erde still geküsst,
Dass sie im Blütenschimmer
Von ihm nun träumen müsst.*

*Die Luft ging durch die Felder,
Die Ähren wogten sacht,
Es rauschten leis die Wälder,
So sternklar war die Nacht.*

*Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus,
Flog durch die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus.*

DER EINSIEDLER

*Komm, Trost der Welt, du stille Nacht!
Wie steigst du von den Bergen sacht,
Die Lüfte alle schiffen,
Ein Schiffer nur noch, wandermüd,
Singt übers Meer sein Abendlied
Zu Gottes Lob im Hffen.*

*Die Jahre wie die Wolken gehn
Und lassen mich hier einsam stehn,
Die Welt hat mich vergessen,
Da tratst du wunderbar zu mir,
Wenn ich beim Waldesrauschen hier
Gedankenvoll gesessen.*

*O Trost der Welt, du stille Nacht!
Der Tag hat mich so müd gemacht,
Das weite Meer schon dunkelt,
Lass ausruhn mich von Lust und Not,
Bis dass das ewge Morgenrot
Den stillen Wald durchfunkelt.*

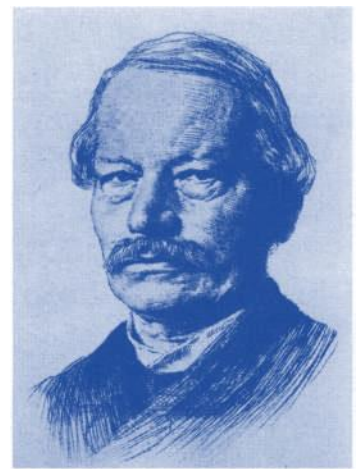
Auf dem Brocken

«Standen wir, vom Wirte geweckt, zeitig auf, frühstückten schnell und begaben uns mit einer Pfeif Tabak alsobald ins Freie, wo ein kalter Schneewind wehte. Den Sonnenaufgang hatte uns der Nebel verhüllt; aber endlich teilten sich die Wolken und – eine kleine Welt von 800 Quadrat-Meilen lag vor unseren staunenden Blicken. Dort lag Braunschweig und Wolfenbüttel, hierzu unseren Füßen: Ilsenburg und Wernigerode mit seinen schimmernden Schlössern und roten Ziegeldächern, dort. Magdeburg, Halberstadt und Quedlinburg, untermischt mit glänzenden Seen, Flüssen und grünem Gebüsch, dorthin streckte sich die waldige Kette des schauerlichen Harzgebirges. (Einzelne weisse Wolken unter uns in der Heitre schwebend.)

O Gott! wie schön ist deine Welt! riefen wir alle einmütig aus... und konnten nur mit Mühe unsere Blicke ... abwenden.

GUSTAV FREYTAG (13.7.1816 – 30.4.1895)

Ein Mann, der mit seiner Schreibfeder im vorigen Jahrhundert als Journalist, Verleger, Romanschriftsteller, Kulturhistoriker und Dramaturg eine Million Goldmark «erschreibt» und hinterlässt, muss nicht nur sehr fleissig, sondern vor allem äusserst erfolgreich gewesen sein. Werke wie «Soll und Haben», «Bilder aus der deutschen Vergangenheit», «Die verlorene Handschrift», «Die Ahnen» und eines der besten deutschen Lustspiele, «Die Journalisten», sind mit diesem Namen der deutschen Literaturgeschichte untrennbar verbunden. Gleich in zweifacher Weise hat er als selbstbewusster Deutscher in seiner doppelten Tätigkeit als Journalist



und Verleger wie als freier Schriftsteller seinem Volke nützlich sein wollen. Einmal tritt er im Geist von 1848 für ein nationales und freiheitlich gesinntes liberales Bürgertum ein, zum anderen bemüht er sich, als Gelehrter völkisch-erzieherisch zu wirken, wie es die Inhalte seiner Bücher ausweisen.

Ein ohne Angabe des Verfassers versehener Handzettel über Gustav Freytag zählt seine vielseitigen Tätigkeitsbereiche wie folgt auf: Er war Doktor der Philologie und Privatdozent für deutsche Literatur, Kulturhistoriker, Politiker, Journalist und Herausgeber der politischen Zeitschrift *Die Grenzboten*, Schriftsteller, Träger des «Pour le mérite» für Wissenschaft und Künste, Hauptstimmführer des deutschen Liberalismus, Förderer der deutschen Einheitsbewegung unter Preussens Führung, Abgeordneter im Reichstag von Berlin (1867) und Kriegsberichterstatter bei der Schlacht von Sedan (1870).

Gustav Freytag stammt aus Kreuzburg an der schlesisch-polnischen Grenze. Wer sein Portrait anschaut, muss seinem Schweizer Bildniskünstler K. Stauffer fast recht geben, wenn er ihm als «ausgeprägt slawischer Kopf» erschien, obwohl die Freytags im 13. Jh. aus Thüringen nach Schlesien eingewandert waren. G. Freytag berichtet selbst darüber. Sein Vater war Arzt und Bürgermeister. Ab dem sechsten Lebensjahr erhielt er Privatunterricht bei seinem Onkel Pastor Neugebauer. Mit zwölf Jahren bezog er das Gymnasium in der Fürstenstadt Oels, das er 1835 mit dem Reifezeugnis verliess,

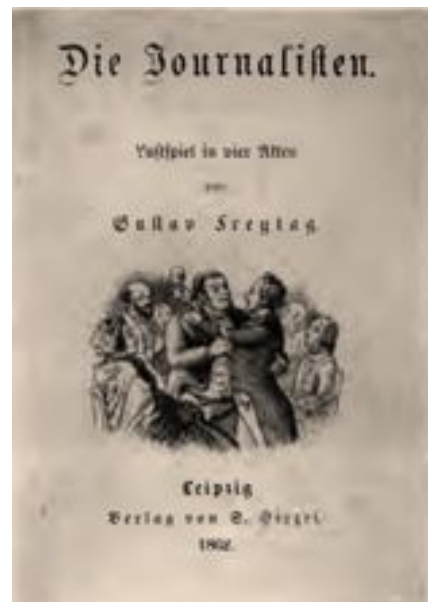
um in Breslau an der Universität Philologie zu studieren. An der Berliner Universität beendete er sein Studium mit der Promotion über das Thema: «Die Anfänge der dramatischen Poesie bei den Germanen». Als Privatdozent für deutsche Sprache und Literatur wirkt er hier bis 1847. In dieser Zeit beginnt sein erstes schriftstellerisches Schaffen mit eigenen Bühnenwerken und der freundschaftliche Verkehr mit dem Breslauer Theatermann Karl von Holtei, dem Romantiker L. Tieck sowie die Bekanntschaft zum Handelshaus Molinari. Freytag geht in den vormärzlichen Tagen nach Dresden. 1848 finden wir ihn in Leipzig. Aus der Freundschaft mit dem Kulturhistoriker Julian Schmidt entsteht ab 1848 die gemeinsame Herausgabe der Zeitschrift «Die Grenzboten». 22 Jahre ist er nun Journalist mit Leib und Seele, ein hervorragender Publizist, der über Politik, Kunst und Literatur, Altertumskunde und Kulturgeschichte wie über seine Heimat Schlesien schreibt. 1851 erwirbt er als Sommerwohnsitz das Landhaus Siebleben bei Gotha. Hier entstehen hintereinander die beiden Meisterwerke «Die Journalisten» und «Soll und Haben». Während der Wintermonate lebt er des milderen Klimas wegen in Wiesbaden. Mit unermüdlichem Fleiss und wissenschaftlicher Akribie trägt G. Freytag die Bausteine für die erste grosse Kulturgeschichte in Deutschland zusammen, die in den «Bildern aus der deutschen Vergangenheit» ihren Niederschlag gefunden haben. Die politischen Turbulenzen seiner Zeit machten es für den liberal Gesinnten sogar eine Zeitlang nötig, das von Herzog Ernst II. von Sachsen-Gotha-Coburg angetragene Asyl als Schutz vor den Preussen anzunehmen und als sein Geheimer Rat zu agieren. Den Adelstitel schlug er allerdings aus. In einer dritten Ehe heiratete er die Jüdin Anna Glözl, mit der er seinen Lebensabend teilte. (Der gegen ihn gelegentlich angemerkte Antisemitismus ist wohl schon durch diese seine Heirat widerlegt.) In Wiesbaden verstorben, wurde er am 4. Mai 1895 in Siebleben von seinen thüringischen Bauern beigesetzt. Kaiser Wilhelm II. ehrte ihn mit einem Lorbeerkranz von Rosen und Maiglöckchen. (Gustav-Freytag-Museum in Wangen, s. Hinweis bei Eichendorff)



Gustav Freytags Geburtshaus in Kreuzburg O/S



*Ernst Gottlieb Neugebauer (1769-1848),
der Oheim und Lehrer Gustav Freytags*



*«Die Journalisten», Titelblatt mit einer
Vignette von Ludwig Richter*



Schauplatz von «Soll und Haben»

Gustav Freytags Bekenntnis:

«Mein eigenes Dasein hat mich da, wo ich irrte und fehlte, und da, wo ich mich reichlich bemühte, mit tiefer Ehrfurcht vor der hohen Gewalt erfüllt, welche unser Schicksal lenkt und mir für mein Tun in Strafe und Lohn die Vergeltung immer völlig und reichlich geordnet hat. Und demütig gestehe ich, dass zu dem besten Besitz meines Lebens zuerst gehört, was mich von meinen Vorfahren als Erbe überkam: ein gesunder Leib, die Zucht des Hauses, der Heimatstaat; demnächst, was ich durch eigene ernsthafte Arbeit erworben habe: der freundliche Anteil und die Achtung meiner Zeitgenossen.

«Erinnerungen aus meinem Leben.»



Gustav Freytags Wohnhaus in Wiesbaden



Gustav Freytags Wohnhaus in Siebleben bei Gotha genannt «Die gute Schmiede», Stich um 1800

«Nur was in dir selbst erklungen, gibt reinen, vollen Ton.
Und kannst du den nicht wecken, so schweige, Dichtersohn!»



Anna Freytag, geb. Götzl, gesch. Strakosch (1852-1911), die Gattin des Dichters



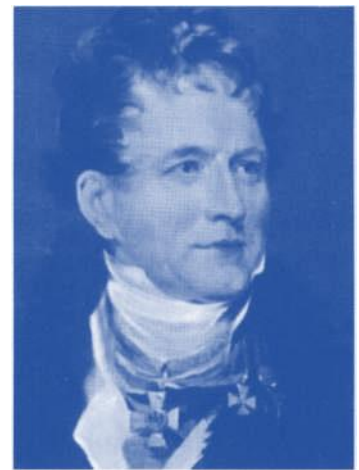
Gustav-Freytag-Museum, Lange Gasse 1, 88239 Wangen im Allgäu, Leiter: Gerhard Heimann, Studienprofessor a. D.



Grab des Dichters in Siebleben bei Gotha

FRIEDRICH VON GENTZ (2.5.1764 – 9.6.1832)

Wie bei Fürst Pückler begegnet man in der Biographie dieses Mannes nicht nur einem halben Jahrhundert europäischer Geschichte, sondern mit ihm, der an ihr selbst aktiv beteiligt war, einer sehr langen Reihe von Persönlichkeiten höchsten Ranges: gekrönten Häuptern, Philosophen, Staatsmännern und Dichtern, ja der Crème de la crème, den höchsten Vertretern der damaligen gesellschaftlichen Oberschicht. Als Publizist, Politiker und Staatsmann war er einer der «schärfsten und kühnsten Denker», wie ihn Graf Prokesch von Osten kennzeichnet, für den es in Europa leider kein zweites Beispiel mehr und keinen Nachfolger gab. Um es vorwegzunehmen: Von einem unabhängigen politischen Schriftsteller hat er es am Ende seiner Laufbahn zum «Sekretär Europas» gebracht. Als «Geheimer Rat» und rechte Hand Metternichs war er während und nach dem Wiener Kongress (1814/15) Sprecher und Berater von fünf dort vertretenen europäischen Staaten bzw. ihren Kabinetten. Mit einer Denkschrift über eine künftige Verfassung Deutschlands und Europas – und der Rolle Deutschlands in diesem Europa – dachte er seiner Zeit weit voraus. Dass er trotzdem der Nachwelt unbekannt und von ihr unverdientermassen vergessen wurde, erklärt sich nur dem, der Golo Manns bedeutsame, die ganze napoleonische Ära beleuchtende Biographie über Friedrich von Gentz liest.



Als Sohn des Münzinspektors Johann Gentze in Breslau 1764, in dem erst seit 22 Jahren preussisch gewordenen Schlesien, geboren, mütterlicherseits hugenottischer Herkunft, waren französische Kultur und Sprache Teil seiner Erziehung. Hier besuchte er das Magdalenen-Gymnasium und absolvierte wegen Versetzung seines Vaters an die Berliner Münze 1779 das dortige Joachimsthaler Gymnasium als Primus. Von 1783 bis 1785 war er dann in Königsberg Student der Rechtswissenschaften und Philosophie und gehörte zu dem inneren Kreis von Immanuel Kant, der ihn in seiner Dialektik und Geschichtsphilosophie stark beeindruckte. In Berlin begann er als Sekretär im Ministerium des Inneren seine Laufbahn und wurde wenig später zum Kriegsrat befördert. Privat traf er sich in der sog.

«Mittwochsgesellschaft» und in der «Hugenottischen Kolonie». Hier begann allerdings auch sein lasterhaftes Doppelleben, das ihn zeitlebens begleitete und ihm viel Kritik einbrachte. Golo Mann und W. Meridies erklären seine Fähigkeit zu höchster geistiger Leistung, die bei ihm scheinbar aus dem steten Kampf mit den natürlichen Triebkräften erwuchs, nicht aber als Freibrief für sein ausschweifendes Leben verstanden werden darf. Seine 1793 geschlossene Ehe ging daran zu Bruch. In dieser Zeit erlernte er die englische Sprache, die er meisterlich beherrschte. Mit der Übersetzung von Edmund Burkes «Reflections on the Revolution in France» 1792 (inkl. eigener Kommentare) machte er sich überall einen Namen. Durch Burke wird er zudem zu einem der leidenschaftlichsten Ankläger der Französischen Revolution und später der politischschriftstellerisch aktivste Betreiber einer Allianz und «warmonger» (Kriegshetzer) gegen Napoleon. 1799 gründete er das «Historische Journal». Als exzellenter Kenner der europäischen Politik – von messerscharfer Logik, bestechender Objektivität und glänzendem Stil – wird bald sein Rat für politische Entscheidungen nicht nur in Preussen eingeholt. 1802 weilt er zwei Monate in London, ist Gast im House of Lords und bei Georg III. und erhält für seinen Kampf und die Unterstützung Englands gegen Napoleon seitdem ein Honorar von jährlich 800 Pfund. 4'000 Gulden zahlt ihm der Wiener Hof. König Gustav von Schweden verleiht ihm den Adelstitel. Im selben Jahr verlässt er den preussischen Staatsdienst und siedelt nach Wien über, wo er Berater am Hofe wird und später unter Metternich, insbesondere nach 1813, Schlüsselfigur und Vordenker eines gemeinsamen Europas auf dem Wiener Kongress. Schiller, Goethe, Frau von Stein, Rahel Lewin, Humboldt, William Pitt und viele andere kreuzten seinen Weg. Mehr als eine Romanze war seine Liebe und sein spätes Glück zu der berühmten Tänzerin Fanny Elssler, die seinen Lebensabend teilte und verschönte. Als sein Vermächtnis aus der leidvollen Geschichte jener Zeit entstand seine politische Grundidee und sein Hauptwerk «Die Geschichte des europäischen Gleichgewichts».



Friedrich von Gentz



Der Wiener Kongress 1814/15

Zitat aus Golo Manns Biographie über Friedrich von Gentz

EPILOG

Der Held dieser Geschichte hatte nach seinem Tode wenig Glück. Der gewöhnliche Massstab eines Politikers ist der Erfolg; ihm war kein über sein Leben hinauswirkender Erfolg beschieden. Die halbwegs so dachten wie er, starben aus und fanden keine Nachfolger. Die Parteien, welche mehr und mehr den politischen Kampfplatz füllten, betrachteten ihn in gleicher Weise als ihren Feind. Die Nationalisten, angeblich Konservativen, hassten den Kosmopoliten. Die Demokraten und Sozialisten verdamnten den Reaktionär.



*Klemens Wenzel Fürst Metternich
(Gemälde, um 1815)*

**Zitate aus der Biographie von Golo Mann:
«Friedrich von Gentz»**

S. 83: Metternich über Gentz:

Gentz' Verstand ist männlich und klar. Klarheit ist seine vornehmste Gabe.

S.380/381: Golo Mann über Gentz:

Er war nichts als ein gescheiter, der Klarheit verpflichteter Mensch. Scharfsinnig und tapfer war seine Kritik der preussischen Neutralität, genial, ja gross sein Kampf gegen Bonaparte, sein Rufen, Warnen, Sammeln.

S.384: sein heller Sinn für Freiheit und notwendige freie Verbundenheit der Staaten machen ihn der Erinnerung wert (als Vordenker Europas).

Gentz an Rahel Lewin (vom Wiener Kongress) S. 259: «Ich weiss alles; kein Mensch auf Erden weiss von der Zeitgeschichte, was ich davon weiss, denn in so tiefer Intimität mit so vielen Hauptparteien und Hauptpersonen zugleich war niemand und kann nicht leicht ein anderer wieder sein. Es ist nur schade, dass für die Mit- und die Nachwelt alles verloren ist.

Gentz über Deutschland

(und eine künftige Verfassung)

S. 208: «Es gibt kein Land in Europa, dessen Schicksal für die Verhältnisse aller übrigen von so unmittelbarer und entschiedener Wichtigkeit wäre als Deutschland. Deutschland ist der wahre politisch-militärische Schwerpunkt der zivilisierten Welt. Soll in irgendeinem Sinne des Wortes ein Gleichgewicht der Macht in Europa bestehen, so muss Deutschland die Grundlage sein. Die Unabhängigkeit Deutschlands ist das erste politische Bedürfnis, das höchste Gemeininteresse Europas.

Gentz über England

S. 125: Nur die Engländer, meinte er, seien eigentlich eine Nation, eine durchgängig organisierte Gemeinschaft. «Und merken sie sich das als Hauptgesichtspunkt bei jedem vernünftigen Urteil über diese grosse Nation: Es gibt nichts Isoliertes in England. Alles hängt aneinander, alles greift ineinander. In einzelnen Partien glänzen gewiss andere Länder mehr, z.B. Deutschland im Tief-sinn ...Wie sollte ich in England nicht glücklich sein! In diesem Paradies von Europa.

Gentz über Russland:

«Ich behaupte aus tiefster Überzeugung, dass eine russisch-französische Allianz... die gefährvollste und verderblichste sein würde.... die Todesstunde aller Unabhängigkeit.»

Und **G. Mann:** «Russland war im Grunde keine europäische Macht.» (Ist sie s heute?)

Haugwitz witzelt über Gentz' Wechsel von Preussen nach Wien, S. 108: «Nun sind wir mit Österreich quitt: Wir haben ihnen Schlesien genommen, wir geben ihnen Gentz dafür.»

Golo Mann über die Tänzerin Fanny Elssler:

Ein Gedenkstein in Wien nennt Fanny Elssler «das Lächeln ihres Jahrhunderts.» Ihr Vater war Notenkonzipist Joseph Haydns im Dienste des Fürsten Esterhazy gewesen. Die Familie kleinbürgerlich, kem-österreichisch, katholisch, kunst- und sinnenfroh. Volkstümliche, tiefe Kunstbegabung und Güte des Herzens müssen den Liebreiz des Persönchens vollkommen gemacht haben. Sie war weich und klug, aber freilich sehr unerfahren. Gentz erschien ihr wie Faust dem Gretchen.

ANDREAS GRYPHIUS (2.10.1616 – 16.7.1664)

In der fünfbändigen Biographie «Die Grossen Deutschen» kommt er nicht vor. Dagegen nimmt er in der Literaturgeschichte des 17. Jh. neben Martin Opitz und Hans Jakob Chr. v. Grimmelshausen einen namhaften Platz ein. Somit gelangt er ohne Mühe auf dem Weg des Deutschunterrichts an den höheren Schulen in unser Wissen und bleibt so in unserer Erinnerung erhalten; nicht zuletzt durch die eindrucksvollen Beispiele seiner Dichtung. Gryphius ist der bedeutendste Dichter des deutschen Hochbarocks, der nach lateinischen, niederländischen und englischen Vorbildern Kunstdramen verfasst, aber auch die ersten Lustspiele schreibt. Ein



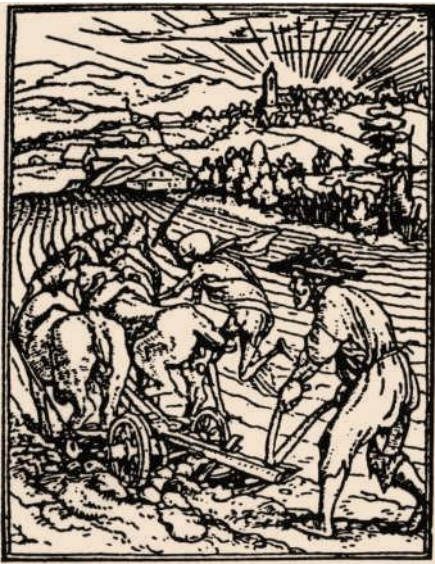
Mann, dessen Persönlichkeit und religiöse Grundstimmung von der Zeit des Dreissigjährigen Krieges ganz und gar geprägt ist, weshalb er wie kein anderer in seiner Lyrik die Nichtigkeit der Welt in all ihrer Pracht den Menschen seiner Zeit vor Augen zu stellen vermag. Es sind Verse von grosser Tiefe und Gewalt des Wortes, vergleichbar mit den Psalmen der Bibel. Da ist von Dulden, Ausharren und Hoffen die Rede.

Am 2. Oktober 1616, dem Todesjahr von Shakespeare, wird Andreas Gryphius in Glogau als Sohn des lutherischen Archidiakons Paul Gryphius geboren. Mit fünf Jahren verliert er den Vater. Als die Liechtensteiner Dragoner, als «Seligmacher» berüchtigt, nach Glogau kommen, fliehen die meisten der Protestanten – so auch seine Familie – in das grenznahe polnische Fraustadt mit deutscher Bevölkerung. Dort besucht er das Gymnasium, geht als 18jähriger zur Weiterbildung an das Akademische Gymnasium nach Danzig, wird Magister und verbringt auf dem Gut Georgs von Schönborn zwei Jahre. Hier wird er bereits als gekrönter Poeta laureatus gefeiert. Daran schliesst sich eine neunjährige Studien- und Bildungsreise an. In der fast von allen lutherischen Schlesiern bevorzugten und berühmten calvinistischen Universität Leiden in Holland setzt er seine Studien fort: Philosophie, Geographie, Astronomie, Physik, Anatomie, Altertumskunde, Jura und vieles andere mehr. Er wird zum Polyhistor und erwirbt sich die Lehrberechtigung. Weitere Reisen führen ihn nach Frankreich, Florenz, Rom,

Bologna, Venedig, Strassburg, Amsterdam, Stettin und endlich wieder nach Fraustadt zurück, wo er 1649 eintrifft. Das Jahr darauf heiratet er eine wohlhabende Kaufmannstochter und tritt 1650 das Amt des Syndikus der Stände des Fürstentums Glogau an, das er trotz mannigfacher Rufe als Gelehrter an Universitäten bis zu seinem Tode innehat.

Was die Dichtung der damaligen Zeit betrifft, fällt auf, dass als Kunstform im südlichen Raum Österreichs und in Bayern der barocke Baustil schönste Blüten treibt, während die Zentren der barocken Literatur zwischen 1600 und 1700 im Norden und im mitteldeutschen Raum, vor allem aber in Schlesien liegen. Die schlesischen Dichterschulen weisen viele bekannte Namen auf wie Christian Günther, Friedrich von Logau, Paul Fleming, David Caspar von Lohenstein und andere. Seine (Lese-) Dramen sind deshalb auch zeitgenössisch-barock (*von portug. barocco: ungleichmässige Perle, schief, verzerrt, übertrieben*) und weniger zum Bühnenstück geeignet. Nur einige seien hier genannt: *Leo Arminius oder der Fürstenmord* im Shakespeare-Stil («*dass oft nur eine Nacht sey zwischen fall und höh*») oder das Trauerspiel *Cardenio und Celinde*. Lebenskräftiger sind seine Lustspiele: *Herr Peter Squentz*, angelehnt an Shakespeares Rüpelszene im Sommernachtstraum, eine Handwerkerposse. Das *Gesang-Spill* (-Spiel), *Das verliebte Gespenst* und *Die geliebte Dornrose* bewegen sich auf derbem dörflichem Niveau und sind in schlesischer Mundart geschrieben. Sein bestes Bühnenstück ist das Lustspiel *Horribilicribrifax*, das von zwei Maulhelden aus dem Dreissigjährigen Krieg handelt, die nicht nur ihre Heldentaten verkaufen möchten, sondern auch bildungsprotzig mit Fremdwörtern um sich werfen.

Dieses barocke Lebensgefühl paart sich bei Gryphius in besonderer Weise mit dem religiösen Bewusstsein der Nichtigkeit und Vergänglichkeit alles Lebens, das in Gottes Allmacht gestellt ist. Deshalb innewohnt seiner Dichtung auch Überzeitliches.



Hans Holbein d. J.; Holzschnitte aus dem Totentanz (herausgegeben 1538);
oben: Der Tod und der Ackermann,
unten: Der Tod und der alte Mann



Menschliche Elende

Was sind wir Menschen doch? Ein Wohnhaus grimmer Schmerzen,
Ein Bild des falschen Glücks / ein Irrelicht dieser Zeit,
Ein Schauplatz heftiger Angst / besetzt mit schmerzhaftem Leid /
Ein bald vereschmeltzter Schnee und abgebrante Herzen.

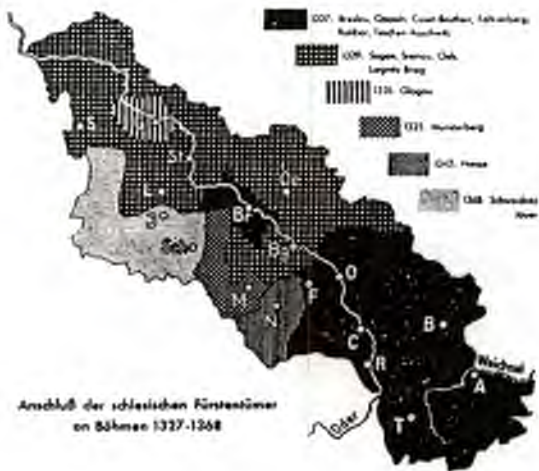
Diß Leben fleucht davon wie ein Geschwätz und Schertzen,
Die vor uns abgelegt des schwachen Leibes Kleid
Und in das Toblen-Buch der großen Sterblichkeit
Längst eingeschrieben sind / sind uns aus Sinn und Herzen
Gleich wie ein eitler Traum leicht aus der Acht hinfällt /
Und wie ein Strom vereschuft / den keine Macht aufhält:

So muß auch unser Ruhm / Lob / Ehr und Ruhm vereschwinden /
Was ltzund Athem holt / muß mit der Luft entflhn /
Was nach uns kommen wird / wird uns ins Grab nachzllhn.
Was sag ich? wir vergehn wie Rauch vor starken Winden.

ANDREAS GRYPHIUS
1616 - 1664

Mein sind die Jahre nicht,
die mir die Zeit genommen,
Mein sind die Jahre nicht,
die etwa möchten kommen;
Der Augenblick ist mein
und nehm ich den in acht,
So ist der mein,
der Jahr und Ewigkeit gemacht.

ANDREAS GRYPHIUS



Anschluß der schlesischen Fürstentümer an Böhmen 1327-1368

Fürstentümer unter Böhmen (1327 – 1368)

Horribilliterbrifag

Deutlich

Scherh-Spiel

Wehlende Liebhaber.

Scherh-Spiel.

Der Erste Aufzug.

5 Capitain Daradiridatumtarides Windbrecher von Tausend Morb. Don Cacciadiavolo.
Don Diego, seine Diener.

Darad. Don Diego rückt uns den Mantel zurechte, Don Cacciadiavolo, ich halte, daß das Östliche Theil des Bartes mit der West Seiten nicht allzu-
10 wol überein komme.

Don Cacc. Großmächtigster Hr. Capiten, es ist kein Wunder! die Haare
10 der linken Seiten sind etwas verjaget von den Blitzen seiner Feurschießenden Augen.

Dara. Bliz, Feuer, Schwefel, Donner, Salpeter, Blei und etliche viel
Millionen Tonnen Pulver sind nicht so mächtig, als die wenigste reflexion,
die ich mir über die reverberation meines Unglücks mache. Der große
15 Chach Sesi von Perjen erzittert, wenn ich auff die Erden trete. Der Türckische Kaiser hat mir etlich mal durch Gesandten eine Offerte von seiner Kron
gethan. Der weitberühmte Mogul schäht seine retrenchement nicht sicher
für mir. Africa hab ich vorlängst meinen Cameraden zur Beute gegeben.

Die Prinzen in Europa, die etwas mehr courtese, halten Freundschaft mit
20 mir, mehr aus Furcht, als wahrer affection. Und der kleine verlederte Bernhäuter, der Rappfnabel, Ce bougre, Ce larron, Ce menteur, Ce traistre, Ce faquin, Ce brutal, Ce bourreau, Ce Cupido, darff sich unter-
stehen seine Schuch an meinen Lorbeerkränzen abzuweisen Ha Ma Deesse!
merville de monde adorable beaute! Unüberwindliche Schöne! unvergleich-
25 liche Selené! wie lange wollt ihr mich in der Courtegarde eurer Ungunst ver-
arrestiret halten?

Andreas Gryphius

Absurda Comica.

Oder

Herr Peter Squentz,
Schimpff-Spiel.

Spielende Personen.

5 Herr Peter Squentz, Schreiber und Schulmeister zu Rumpels-Kirchen,
Prologus und Epilogus.

Pickelhäring, des Königes lustiger Rath, Piramus.

10 Meister Krieg, über und über, Schmied, der Monde.

Meister Bulla Butän, Blasebalckmacher, die Wand.

Meister Klipperling, Tischler, der Löwe.

Meister Löffinger, Leinweber und Meister Sänger, der Brunn.

Meister Klotz-George, Spulenmacher, Thiasbe.

Zusehende Personen.

15 Theodorus, der König.

Serenus, der Prinz.

Cassandra, die Königin.

Violandra, Princeßin.

Eubulus, der Marzqualk.

Erster Aufzug.

20 Peter Squentz, Pickelhäring, Meister Kriaks über und über, Meister Bulla-Butän,
Meister Klipperling, Meister Löffinger, Meister Klotz-George.

P. Squentz. Edel, Wolebder, Hochbelder, Wolebelgeborner Herr Pickelhäring,
von Pickelhäringsheim und Salznasen.

25 Pickelh. Der bin ich.

P. Sq. Arbeitsamer und Armmächtiger Meister Kriaks, über und über, Schmied.

M. Kriaks über. Der bin ich.

P. Sq. Tugendfamer, aufgeblasener und windbrechender Meister Bullabutän,
Blasebalckenmacher.

30 Bullabutän. Der bin ich.

P. Sq. Ehrwürbiger, durchschneidender und gleichmachender Meister Klipper-
ling, Wohlbestellter Schreiner des weitberühmbten Dorffes, Rumpels-
Kirchen.

M. Klipperl. Der bin ich.

35 P. Sq. Wolgelahrter, vielgeschwinder und hellstimmiger Meister Löffinger,
Leinweber und Meister Sänger.

Loffl. Der bin ich.

P. Sq. Treusleißiger, Wolwürdender, Tuchhaffter Meister Klotz-George,
Spulenmacher.

M. Klotz-George. Der bin ich.

40 P. Sq. Derjähraubet euch durch Zuthuung euer Füße und Niederlassung der
hindersten Oberschenkel auff herumgelegte Stühle, schließt die Reposi-
toria euers Gehirnes auff, verschlisset die Mäuler mit dem Schloß des
Schliffschweigens, seht eure 7. Sinnen in die Falten, Herr Peter Squentz
(cum titulis plenissimis) hat etwas nachdenkliches anzumelden.

45 P. Sq. Ja, ja, Herr Peter Squentz ist ein Tiefstimmiger Mann, er hat einen
Anschlängigen Kopff, wenn er die Treppen hinunter fällt, er hat so einen
anschmlichen Bart, als wenn er König von Neu-Zembla wäre, es ist
nur zu bejammern, daß es nicht wahr ist.

JOHANN CHRISTIAN GÜNTHER (8.4.1695 – 15.3.1723)

Seine Lebenszeit währte nur 28 Jahre, und diese 28 Jahre waren gekennzeichnet von Glücklosigkeit, Zerwürfnissen, Krankheit, Armut und der Tragik, in einer Zeit der Minderschätzung weltlicher Dichtung im Übergang vom Barock zur deutschen Klassik gelebt zu haben. Wenn er an seinem Leidensweg eine gewisse Mitschuld trägt, ist wohl das gemeint, was Goethe von ihm sagt. Dieser schätzte ihn zwar als genialen, mit «Einbildungskraft und Sinnlichkeit» begabten Dichter, konnte aber nicht umhin, ihm dieses Zeugnis auszustellen: *«Er wusste sich nicht zu zähmen und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten.»* – Trotzdem bezeichnet ihn



Literaturgeschichte als bedeutendsten deutschen Dichter zwischen Barock und Klassik. Durch das Schuldrama «Theodosius» und 40'000 Verse in rund 600 Gedichten, vor allem aber wegen seines aus unmittelbarer Empfindung hervorgehenden Liedes, das den Dichter und sein Inneres – wie bis dahin so nicht bekannt – zur Sprache bringt, ist er zum Wegbereiter der neuen deutschen Lyrik geworden. Johann Christian Günther wurde als Sohn eines Landarztes in Striegau unweit von Schweidnitz und dem Zobten geboren. Sein Vater stammte aus dem Thüringisch-Fränkischen, war in seiner Art hart und bis zur Unverzeihlichkeit pedantisch streng, während seine Mutter – eine Schlesierin – in ihrem Wesen leicht und liebenswürdig das ganze Gegenteil verkörperte. Von dieser Seelenlage war der Sohn. Nach dem Besuch des Gymnasiums in Schweidnitz sollte er in der Tradition ebenfalls Arzt werden, doch sein Sinn stand schon während der Schulzeit auf Verseschmiederei zu allen möglichen Gelegenheiten, womit er sich nicht wenige Groschen verdiente. Schon hierin geriet er mit dem Vater in bösen Konflikt. Das setzte sich fort, als er 19jährig sich in die Arzttochter Leonore Jachmann unsterblich verliebte. Die zahlreichen Liebesgedichte dieser stürmischen, aber zeitlich kurz begrenzten Beziehung weisen Parallelen zu Goethe und Friederike Brion, der Pfarrerstochter aus Sesenheim, auf, vor allem, was den persönlichen Gefühlsausdruck seiner Poesie betrifft. In Wittenberg, das zu seiner Zeit leider zu einer in schlechten Ruf geratenen Universität herabgesunken war, begann er

1715 sein Medizinstudium, das er aber als «verhasst» nur zur Linken betrieb. Er fühlte sich zum Dichter geboren. Ehrgeizig und eitel erkaufte er sich mit Schulden den humanistischen Ehrentitel eines *Kaiserlich Gekrönten Dichters*. Da es im orthodoxen Wittenberg für einen mäzenlosen Verse-macher aber wenig zu verdienen gab, musste er in den Schuldturm. Um wieder freizukommen, verfasste er Gedichte zu Geburten, Todesfällen, Hochzeiten, Namenstagen, Glückwünsche für neue Bürgermeister, Vorgesetzte, Studentenlieder, Lobreden und Kindergedichte.

Schlimmer noch als diese Misere war aber sein liederliches Leben: Trunksucht und studentische Exzesse. Er wurde zum Tagedieb und Taugenichts. War seine unglückliche Liebe daran schuld? Eigenartig, in seinen Dichtungen ist nichts davon zu spüren. Leicht und lauter, voll reiner Töne glückseligen Empfindens wie auch schmerzvollen Erlebens und herzerwühlender Klage, so fließen seine Verse dahin; alles Barocke, Schnörkelbefrachtete abwerfend, das Zeitwort, das Verb im Vordergrund, treibt er den dichterischen Gedanken in seiner Poesie voran. Wie Eichendorff lässt er bereits das Waldhorn erklingen.

In Dresden fällt er bei der Bewerbung als Hofdichter Augusts des Starken durch. Wieder auf Wanderschaft durch Schlesien, da und dort Gelegenheitsdichter, verlobt er sich in Kreuzburg mit der Pfarrerstochter Johanna Barbara Littmann. Doch die Bedingung des Pfarrers für eine Ehe mit seiner Tochter: Aussöhnung mit dem Vater und Erwerb des Dokortitels, danach sesshaft zu werden und ein ordentliches Leben zu führen, erfüllt er nicht. Seine Unrast und der Hang zur Poesie waren stärker. In Jena versucht er 1722 noch einmal, das Medizinstudium mit dem Doktorexamen abzuschließen. Darüber erkrankt er ausgezehrt und elend an Leib und Seele und stirbt im März des Jahres 1723 in Jena an Tuberkulose. Befreundete schlesische Studenten sorgten für ein Grab und gaben ihm das letzte Geleit.

Sein Leben blieb ein Traum, und dieser Traum war sein Lied.



Johann Christian Günther. Nach dem Stich von J. D. Philipp (Zeichnung von J. G. Herzog), in der 6. Auflage von Günthers Gedichten, Leipzig 1764.

Studentenlied

Brüder, lasst uns lustig sein,
Weil der Frühling währet
Und der Jugend Sonnenschein
Unser Laub verkläret.
Grab und Bahre warten nicht;
Wer die Rosen jetzo bricht,
Dem ist der Kranz bescheret.

Unser Lebens schnelle Flucht
Leidet keinen Zügel,
Und des Schicksals Eifersucht
Macht ihr stetig Flügel.
Zeit und Jahre fliehn davon,
Und vielleicht schnitzt man schon
An unsers Grabes Riegel.

Mein Leben fällt in tolle Zeiten,
Wo niemand mehr als Geld regiert
Und wo nunmehr bei allen Leuten
Die Mode fast den Besten schiebt.
Mir aber wallt ein Trieb im Herzen,
Der Freiheit liebt,
Als die mein Geist im Ernst und Scherzen
Sich selber nimmt und andern gibt.



Striegauer Berge und Zobten

An Leonore

Wohin ich geh, begleitet mich dein Bild,
Kein fremder Zug wird mir den Schatz entreissen.

Drum lieb und lebe, weil man kann,
Wer weiss, wie bald wir wandern müssen!
Das Leben steckt in treuen Küssen,
Ach, fang den Augenblick noch an!

in seiner *Abschiedsaria*.

Schweig du doch nur, du Hälfte meiner Brust;
Denn was du weinst, ist Blut aus meinem Herzen.
Ich taumle so und hab an nichts mehr Lust
Als an der Angst und den getreuen Schmerzen,
Womit der Stem, der unsre Liebe trennt.
Die Augen brennt.

Will ich dich doch gerne meiden,
gib mir nur noch einen Kuß,
eh' ich sonst das Letzte leiden
und den Ring zerbrechen muß.
Fühle doch die starken Triebe
und des Herzens bange Qual!
Also bitter schmedt der Liebe
so ein schönes Fenstermaßl . . .

Sieh, die Tropfen an den Birken
tun dir selbst ihr Mitleid kund;
weil verlebte Tränen wirken,
weinen sie um unsern Bund.
Diese zährenbollen Rinden
riß die Unschuld und mein Flehn;
denn sie haben dem Verbinden
und der Trennung zugesehn.

Indessen darf der Mund nicht klagen,
So wird dir doch mein Auge sagen,
Wie tief mein Herz verwundet sei.

Der Feierabend ist gemacht,
Die Arbeit schläft, der Traum erwacht,
Die Sonne führt die Pferde trinken; Der
Erdkreis wandert zu der Ruh, Die Nacht
drückt ihm die Augen zu, Die schon
dem süßen Schläfe winken.

Dein armer Dichter kommt schon wieder
Und fällt mit seiner Bürde nieder
Und sieht dich, weil er sonst nichts kann,
Mit Augen voller Schwermut an.
Er hat kein Blut mehr zu den Tränen
Und kann vor Schwachheit nicht mehr schrein,
Mein Heiland, lass das stumme Sehnen
Ein Opfer um Erbarmung sein!

Fünfmal hab ich schon versucht, nur dein Antlitz zu gewinnen,
Fünfmal hast du mich verschmäht, o was sind denn dies vor Sinnen!
Denke nach, wie scharf es beisse, denke doch, wie nah es geht,
Dass ein Sohn durch seinen Vater zwischen Furcht und Unruh steht.

CARL HAUPTMANN (11.5.1858-4.2.1921)

Ausser, dass Carl Hauptmann der ältere Bruder des grossen Dichterfürsten Gerhart Hauptmann ist, wissen und kennen die meisten wenig von ihm. Er steht im Schatten seines Bruders. Trotzdem ist er ohne diesen Schatten berühmt geworden. Ja, die erste Hälfte seines Lebens überragte er diesen an Bekanntheit und Beliebtheit. Er wurde wie sein Bruder in Ober-Salzbrunn bei Waldenburg am 11. Mai 1858 geboren. Seine Vorfahren waren bis ins 16. Jh. hinein nachweisbar Schlesier. Urgrossvater und Grossvater gehörten noch zu den schlesischen Webern, während sein Vater Robert sich schon zum Hotelier emporgearbeitet hatte und den grossen Kurgast-



hof «Zur Preussischen Krone» in Salzbrunn besass.

Carl Hauptmann war von Jugend auf erfolgreich, absolvierte die notwendigen Schulen, studierte Naturwissenschaften und verfasste 1883 seine Dissertation über die «Bedeutung der Keimblättertheorie für die Individualitätslehre und den Generationswechsel». Mit seiner zweiten wissenschaftlichen Arbeit «Metaphysik in der modernen Psychologie» strebte er eine Professur an.

In Zürich vollzog sich allmählich der Übergang vom Naturwissenschaftler zum Dichter. Grund hierfür war sein metaphysisches Interesse, «das Lebensgeheimnis mit dem Zentralpunkt Mensch zu ergründen». Die polnische Biographin Stroka erklärt diesen Übergang vom Naturwissenschaftler und Metaphysiker zum freien Schriftsteller aber auch ganz einfach damit, dass er einer sieben Jahre jüngeren Studentin begegnete und ihr gegenüber eine tiefe Zuneigung empfand. Sie sagt: «Hätten Sie nicht Fräulein Josefa bei uns kennengelernt, Sie hätten nie zu dichten begonnen.»

Mit dieser Hinwendung zur Dichtung kehrt er wie sein Bruder Gerhart 1891 nach Schlesien zurück und bezieht mit diesem in Schreiberhau ein gemeinsames Haus, in dem die beiden Familien mit ihren Kindern wohnen. Inzwischen hatte er wie Bruder Gerhart eine der drei Schwestern aus dem Hause Thienemann geheiratet. 1893 verfasst er sein erstes Stück «Marianne», das von einer unverständenen

Frau handelt. Weitere Werke entstehen: «Einsame Menschen», «Waldleute» und «Ephraims Breite», im schlesischen Dialekt geschriebene Volksstücke, die die Nähe zu seinem Bruder verraten. Mit seiner «Bergschmiede» findet er zu einer eigenständigen Dichtung. Aber nicht so sehr das Sozialkritische ist ihm Anliegen wie bei Ibsen oder «den Webern» seines Bruders, sondern der Mensch. «Vom Menschen gross zu denken» ist Inhalt und Zielvorstellung seiner Poesie. So z.B. in dem Roman «Mathilde», in dem von Menschen erzählt wird, die vom Leben geschunden werden, sich demütig dreinschicken und die Hoffnung nicht aufgeben. Ein weiterer grossartiger Roman ist «Einhart der Lächler», der in Einfalt und Güte sein zurückliegendes Leben als gute Ernte versteht. Einhart ist voller Güte und Einfalt und hat das verlorene Lächeln eines Kindes. Hier finden sich möglicherweise Parallelen, eine gewisse Nähe zu seinem adoptierten Vetter Otto Müller, dem Maler und späteren Professor der Kunstakademie in Breslau, dem «Zigeuner-Müller» (dessen Kurzbiographie in diesem Buch enthalten ist).

Carl Hauptmann wird gerne mit Jakob Böhme als schlesischer Mystiker bezeichnet. Was ihn mit diesem verbindet, ist der Mensch. Er sagt: «Ich fahnde allenthalben nach Seele. Seele ist immer gut, wie Licht leuchtend ... manche vernehmen den Sehnsuchtsruf: Mache mich leuchtend ... Das Böse ist nur eine flüchtige Phase im Kampf ums Licht...»

Was seine Lyrik betrifft, ist sie oftmals so schön wie die eines Eichendorff. Das für uns Schlesier aber wohl bedeutendste seiner Werke ist das 1915 herausgegebene «Rübezahl-Buch», in dem er alles, was mit dieser Sagengestalt verbunden ist, gesammelt, aufgeschrieben und zusammengestellt hat. Abschliessend kann man sagen, dass Carl Hauptmann aus zwei Quellen sein dichterisches Schaffen bezog. Einmal vom Erlebnis seiner schlesischen Gebirgslandschaft – zum anderen von der älteren schlesischen Mystik, die das Leben als ein «Werden im Sein» begreift.



Carl-Hauptmann-Weg in Mittelschreiberhau mit Kammblick



Carl und Gerhart Hauptmanns Geburtshaus – «Hauptmanns Hotel zur Krone» (später «zur Preussischen Krone») – in Salzbrunn



Carl-Hauptmann-Haus in Mittelschreiberhau (von Carl und Gerhart Hauptmann 1891 erworben und bis 1921 von Carl bewohnt)



Ältestes Bild Rübezahls (Martin Helwigs Karte, 1561)

Berggeist Rübezahl

Die schnell wechselnde Wetterlage begünstigte die Sagen vom Berggeist Rübezahl. Der Rübezahlglaube hat verschiedene Wandlungen durchgemacht, bevor die Sage dem Riesengebirge Weltruf einbrachte. Der Berggeist war nicht von Anbeginn an im Riesengebirge beheimatet. Bereits um 1250 wird in der Fuldaer und Würzburger Gegend von dem Pochgeist im Schosse der Berge, dem Zwerg mit der Kutte und Kapuze berichtet. Später tauchte 1619 in einer Tiroler Chronik der Name «Rübzagl» auf. Es wird angenommen, dass die Bergeleute, die aus dem Harz und dem Hessischen zu Ausgang des Mittelalters ins Riesengebirge kamen, Rübezahl als den Geist der Bergeleute in ihre neue Heimat übertragen haben.

Keiner hat den Berggeist treffender charakterisiert als der Dichter Carl Hauptmann: «Eigentlich ist die Sage ein unlösbares Geheimnis. Rübezahl, so heisst der Berggeist vom Riesengebirge. Warum der unheimliche Zauberunhold Rübezahl heisst, weiss niemand zu sagen. Sicher ist nur, dass das Riesengebirge schon vor Zeiten weltberufen hiess, weil Rübezahl in dessen Höhlen und Gruben und Schluchten und auf dessen Hochmooren und Gcröllhalden sein Wesen trieb. Der frechste aller Pferdediebe und Necker. Der tollste Marktschreier und Bauernklotz. Auch der kühnste Musikant um Felsgetrümmer und Krummholzknorren. Und zwar heisst er Rübezahl schlechthin. Mit keinerlei Zunamen weiter...

Und dann noch eine andere Frage, die den Rübezahl betrifft! Manche behaupten, er hätte einmal eine junge Grafentochter unten aus dem Warmbrunner Grafenschlosse geraubt. Die liebliche Komtesse hätte, beweint von den Ihren, niemals wieder den Weg ins Tal herab gefunden, nachdem sie auf einer Frühlingswiese in den Vorbergen beim Pflücken silberseidiger Anemonen sich verändelt. Und sie läge jetzt, in die Elbquelle verwandelt, oben frei auf der weiten Moorwiese gefangen und weinte und weinte. Und ihre kristallklaren Tränen rannen seit der Zeit ohne Unterlass zu Tale nieder.»

Heinrich Inerenberg

MEINE BERGE LEUCHTEN WIEDER

Meine Berge leuchten wieder,
Menschenfern und nachtbetaut.
Atme wieder Heimatodem,
Wälder rauschen laut.

Und wie Kinder mich umringen
Meine Quellen in der Nacht.
Stehe stumm am Silberwasser,
Wo's durch dunkle Erlen lacht –.

Funkeln Sterne. – Rings in Weiten
Hört man keinen Menschenlaut.
Meine Berge leuchten wieder
Zauberstill und nachtbetaut.

Carl Hauptmann



Über mir in wolkigen Lüften
wogen Lerchen traumverloren.
Tief im Heidekraute lieg ich,
fühle mich so erdgeboren.

Ganz als ob ich aus der Scholle
wild entwachsen wär wie Bäume,
leicht vom Heidekraut geschaukelt,
Erde halb – und halb auch Träume.

Ganz, als ob ich aus der Scholle
aufge-flogen wär mit Schwingen,
hoch im Sommerwind aufsteigend,
Erde halb – und halb auch Klingen.

Wenn ich hoch oben geh,
Schwinden die Qualen,
Fängt mir die Sonne an,
Schlösser zu malen.
Und rings die weite Welt
Ist für mich hingestellt.
Wenn ich hoch oben geh,
Wird mir so frei.

GERHART HAUPTMANN (15.11.1862 – 6.6.1946)

Es gibt für einen deutschen Dichter wohl keine höhere Auszeichnung und keinen besseren Beweis für seine Grösse als den, wenn Schauspieler von Ruf und Namen es sich wünschen, einmal im Leben den «Florian Geyer», den «Fuhrmann Henschel», die «Rose Bernd», das «Hannele» oder die «Waschfrau Wolffen» im «Biberpelz» spielen zu dürfen – und diese Rolle auch bekommen. Dieses Prädikat konnte unser schlesischer Dichter und Nobelpreisträger Gerhart Hauptmann für sich in Anspruch nehmen. Alles lag in ihm schon wie eine göttliche Bestimmung vor. Aber wie unendlich hart und mühsam musste sich sein Genius gegen



allen Anschein des anfänglichen Misserfolges durchsetzen: nur ein mittelmässiger Realschüler in Breslau (ohne Abschluss), dann landwirtschaftlicher Eleve auf einem Rittergut bei Striegau, aber den körperlichen Anstrengungen nicht gewachsen. Erst als Kunststudent in Breslau und Jena, als Bildhauer in Rom und Dresden stellten sich Erfolgserlebnisse ein. Kurze Zeit war er dann in Berlin als Student und widmete sich hier zum ersten Mal der Schriftstellerei. Nur gut, dass seine Eltern wie auch seine Brüder Georg und Carl ihn stützten und anerkannten. Letzterer besorgte ihm sogar trotz fehlenden Abiturs einen Studienplatz für Geschichte an der Universität Jena.

Mit 27 Jahren war dann der Durchbruch zum dichterischen Schaffen da. 1889 schreibt er sein erstes bühnenreifes Drama «Vor Sonnenaufgang», die märkische Novelle «Bahnwärter Thiel» sowie sein Meisterwerk «Die Weber» (1892), das von der Not und dem Aufstand der schlesischen Weber in den 40er Jahren des 19. Jh. handelt. Hier zeigt sich Hauptmann zutiefst in seiner schlesischen Heimat verwurzelt, in die er immer wieder, den Quell seines Schaffens, «die mystische Schale» seiner Seele zurückkehrt, wie er sein späteres Haus «Wiesenstein» in Agnetendorf nannte. Seine Dichtung umfasst alle Strömungen seiner Zeit. Der leidende Mensch steht im Mittelpunkt seiner Werke.

Seine Vorfahren sind Schlesier. Hier in Ober-Salzbrunn wird er am 15. November 1862 geboren. Urgrossvater und Grossvater waren schlesische Weber, während sein Vater Robert bereits den Gast-

hof «Preussische Krone» als Erbe übernahm. Die Familie seiner Mutter gehörte dem gehobenen Bürgertum an. Mit seinem hochbegabten Bruder Carl verband ihn eine Art Hassliebe. Kurioserweise verlobten sich beide Brüder mit den Schwestern Thienemann aus wohlhabendem Hause, die sie später auch heirateten (1885). Seine Lehr- und Wanderjahre beendete er 1891, als er sich entschloss, in seine Heimat zurückzukehren, in Mittel-Schreiberhau ein Haus zu erwerben und dort zu wohnen. Mit seinem Bruder Carl zusammen lebten beide Familien mit Kindern bis 1894 in diesem Haus.

Inzwischen waren ihm drei Söhne geboren. Die plötzliche Trennung von seiner Frau und die Übersiedlung nach Berlin-Grunewald (Herbst 1894) erklärt er als absolut notwendige Befreiung und innere Erneuerung für eine zweite schöpferische Phase. In dieser Zeit unternahm er Reisen nach Italien und Griechenland. Sein Plan, in Agnetendorf ein Haus zu bauen, erfüllte er sich mit «Wiesenstein», das er 1901 mit den Worten bezieht: «Ich habe meine Heimat wiedergefunden.» Dazu gehörte auch seine neue Ehe mit Margarete Marschalk (1904). Während in seinen frühen Jahren von seiner hochaufgeschossenen Gestalt etwas Asketisches, Weltfremdes, Prophetisches ausging, strahlte sie jetzt eine fast festliche Würde aus.

Alle seine schlesischen Dramen zeigen die Einheit von Dichtung und Leben, Landschaft und Menschen, wozu diese zu den Ärmsten gehören. Unvergesslich sind sie in: *Vor Sonnenaufgang – Die Weber – Hanneies Himmelfahrt – Fuhrmann Henschel – Rose Bernd – Und Pippa tanzt – Der Narr in Christo Emanuel Quint – Wanda – Till Eulenspiegel* – und als grossartige Frauengestalt der Schlesierin *Mutter Wolffen im Biberpelz*.

Am 6. Juni 1946 stirbt Gerhart Hauptmann in Agnetendorf. Da ihm die polnische Besatzung die Beisetzung auf «Wiesenstein», wie er es sich gewünscht hatte, verwehrte, wird er am 28. Juli auf Hiddensee/Rügen vor Sonnenaufgang in einer braunen Franziskanerkutte begraben. So teilt er am Ende das Unglück seiner schlesischen Landsleute und seiner schlesischen Heimat.



Die Eltern



Hauptmanns erste Frau Marie,
geb. Thienemann, 1885



Der junge Ehemann



«Haus Wiesenstein» in Agnetendorf im Riesengebirge,
in dem der Dichter Gerhart Hauptmann bis zu seinem Tod 1946 wohnte

*Ich kam vom Pflug der Erde
zum Flug ins weite All
und vom Gebrüll der Herde
zum Sang der Nachtigall.*

*Die Welt hat manche Strasse,
und jede gilt mir gleich,
ob ich ins Erdreich fasse,
ob ins Gedankenreich.*

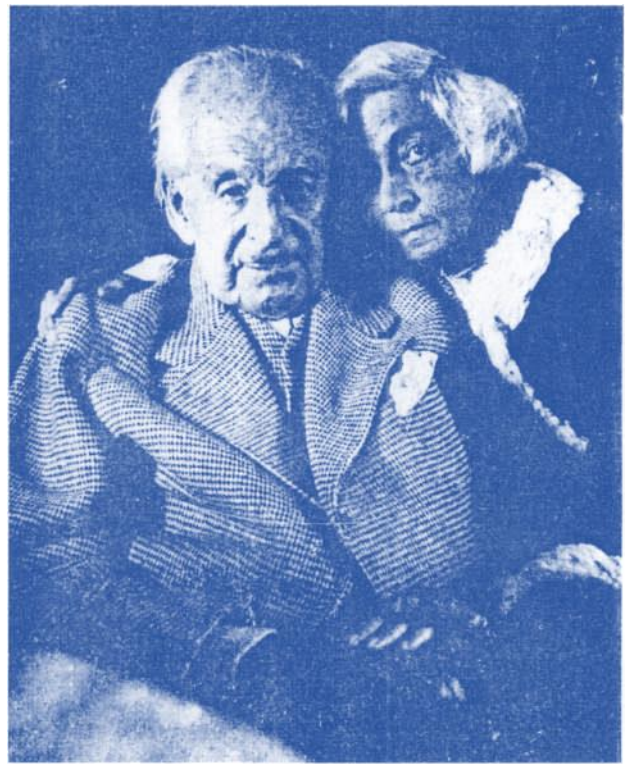
*Es wiegt mit gleicher Schwere
auf Erden jedes Glied.
Ihr gebt mir eure Ähre,
ich gebe euch mein Lied.*



Margarete Hauptmann, des Dichters zweite Frau



Auf Hiddensee im Sommer 1920. Hauptmann trägt hier die Mönchskutte, in der er begraben wurde



Agnetendorf Frühjahr 1946



Als Ehrendoktor der Universität Oxford, 1905



Mit Frau und Enkel Arne

*Dämmerlicht des Föhrenwalds
nahm mich auf in seine Tiefen;
hing der Schnee am müden Zweig,
und die grauen Krähen riefen.*

*Und alles schwand mit einem Mal von hinnen
wie Träume eben sind und nicht mehr sind:
ein ewiges Schwinden, ewiges Neubeginnen.*

Es schwand die holde Mutter mit dem Kind,

DIE HEILIGE HEDWIG (Jadwiga) (1174-1243) **Herzogin von Schlesien**

Mag es ein eigenartiger Zufall der Geschichte sein, dass die erste Berühmtheit aus Schlesien keine Schlesierin ist, sondern eine gebürtige Reichsgrafentochter aus dem bayerischen Andechs. Ihre historische Bedeutung liegt nicht nur in der Vergangenheit. Als Brückenbauerin von einst zwischen den deutschen Siedlern und den einheimischen Polen möchte ihre Funktion von heute im Sinne von Versöhnung und Neuanfang zwischen Polen und Deutschen 50 Jahre nach der Vertreibung verstanden werden.

Wer war diese heilige Hedwig? – Ihr Vater Berthold VI. besass viele Grafschaften in Deutschland und Italien. Sie hatte vier Brüder. Ekbert war Bischof von Bamberg, Berthold Patriarch von Aquileja und zwei Schwestern, Gertrud und Agnes, Königinnen von Ungarn bzw. Frankreich. Nach ihrer Erziehung, die sie ab dem fünften Lebensjahr im Kloster Kitzingen erhielt, wurde sie vom Vater bereits mit zwölf Jahren zur Gemahlin des Piasten-Herzogs Heinrich I. von Schlesien und Polen bestimmt. Heinrich war damals 18 Jahre alt. Schon Heinrichs Vater, verheiratet mit Agnes von Sulzbach, begann das grosse geschichtsträchtige Siedlungswerk, indem er Deutsche nach Schlesien rief.

Walter Nigg schreibt in seiner Biographie über Hedwig von Schlesien: Eine Liebesheirat war die von Hedwig und Heinrich nicht, aber voll Verständnis und Respekt füreinander. Hedwig brachte aus ihrer Erziehung viel mit: Sie konnte schreiben und lesen, nach Noten singen, Latein, nähen und sticken. Nach benediktinischer Regel las sie täglich in der Bibel. Das Gotteslob stand an erster Stelle. Bei ihrer Hochzeit in Andechs hatte sie eine beträchtliche Mitgift erhalten, so dass sie finanziell völlig unabhängig war. Zunächst wohnte das junge Paar in Breslau auf der Burg. Sie besass grosses Einfühlungsvermögen und erlernte sehr bald die polnische Sprache. Als Fürstin trug sie prächtige Kleider. Sie hatte Hofdamen. Niemand durfte ihr widersprechen, doch wahrte sie ein gutes Mittelmaß. Mit 13 Jahren gebar sie ihr erstes Kind; insgesamt waren es sieben.



Als Landesmutter (seit 1163 war Schlesien ein selbständiges slawisches Herzogtum, von Grosspolen getrennt) sah sie recht bald, wo es fehlte: eine niedrige Kulturstufe, die Christianisierung noch unvollständig, entwürdigende Knechtschaft der Untertanen. – Damit lag für sie ihre Aufgabe fest. Ihr ungewöhnliches Tun bestand darin, mit dem ganzen Einsatz ihrer Person zu helfen: Arme zu speisen (in ihrem Gefolge befanden sich stets 13 Arme), die grausame Gerichtsbarkeit zu mildern, Straferlasse zu erwirken, indem sie sogar kniend um Gnade flehen konnte, Kranke zu besuchen, Gefangenen Linderung zu verschaffen, Güter zu verteilen und Demut zu üben als ihresgleichen, wie Christus es, Matth. 25, befohlen hatte: *«Was ihr getan habt einem meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir getan.»* Es heisst: *«Zuerst liess Heinrich es zu, als er selbst frömmer geworden war, übersah er es und schliesslich erlaubte er es.»* Da es in Schlesien noch keine Spitäler gab, betrieb sie deren Gründung, ebenso die von Schulen. Als Ausbildungsstätte dafür schuf sie das erste Frauenkloster in Trebnitz (1203/19), wozu sie Zisterzienserinnen aus Bamberg kommen liess. Um eine grundsätzliche Verbesserung der Lebensverhältnisse in Schlesien zu erreichen, holte sie Bauern und Handwerker aus Thüringen und Franken. (Nach der Gründung des Klosters Leubus [1175] wurden von dort aus 83 deutsche Städte und 1'715 deutsche Dörfer gegründet.) Ihre Liebe galt aber gleicherweise beiden Volksgruppen. Das schwerste Opfer ihres Lebens war wohl der Tod ihres Sohnes Heinrich II. 1241 in der Tatarenschlacht bei Liegnitz.

Mit 37 Jahren begann sie nach einem gemeinsam abgelegten Gelübde der ehelichen Gemeinschaft zu entsagen und für die schweren Verfehlungen ihrer Geschwister und Kinder stellvertretend zu büssen. Nun trug sie graues Tuch und ging barfuss. Mit ihrer Nichte, der hl. Elisabeth von Thüringen (Tochter ihrer Schwester Gertrud), und ihrer Schwiegertochter Anna von Böhmen verband sie ein inniges Verhältnis.

Zum Beschluss: Nach W. Nigg gehörte die Askese wie die mystische Verbundenheit zu Christus zu Hedwigs Wesen. Sie war eine starkmütige, kraftvolle, innerlich feste Frau. Als sie am 15. Oktober 1243 in ihrem Häuschen in Trebnitz nahe dem Kloster mit 70 Jahren starb, war sie in den Augen ihrer Schlesier bereits eine Heilige, die sie 1267 offiziell wurde.



Hl. Hedwig (Andechs 1174 – Trebnitz 1243)



Abb. rechts: Reliquiar der hl. Hedwig in der Breslauer Kreuzkirche: Die bayrische Grafentochter, Gemahlin des Piastenherzogs Heinrich L, wurde 1267 heiliggesprochen. Hedwig gilt bis heute als Schutzpatronin Schlesiens.



Adlermotiv auf dem Hedwigsglas im Rijksmuseum Amsterdam

Das «Wäscherinnen»-Beispiel für Hedwigs Art.

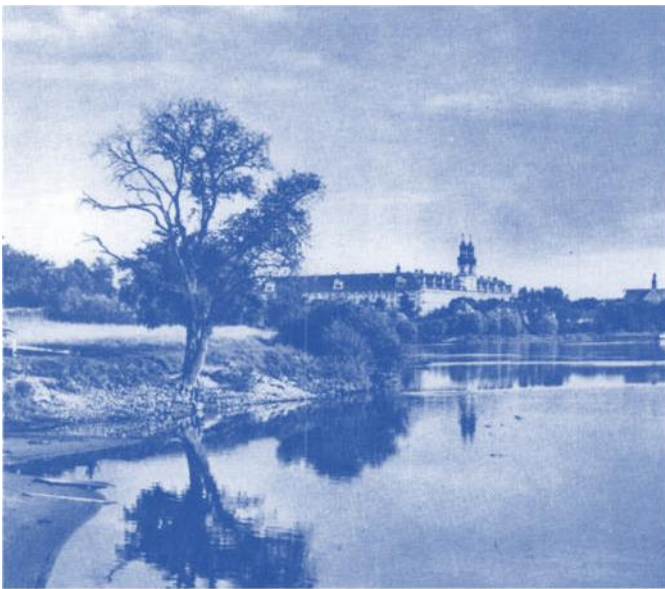
Als Hedwig bemerkte, dass die alte Wäscherin nicht einmal das «Vaterunser» beten konnte, nahm sie die Frau mit in ihr Schlafzimmer neben ihr Lager.

Täglich sprach sie morgens und abends das Herrengebet ihr vor und liess sie es mehrmals wiederholen. Volle 10 Wochen hat sie geduldig es so gehalten, bis die alte Wäscherin es im Gedächtnis hatte.

1201-38 Heinrich I., der Bärtige, von Niederschlesien, Gemahl der bayrischen Grafentochter Hedwig von Andechs-Meran, bemüht sich systematisch um die Anwerbung deutscher Siedler für die Grenzwaldzone. Anlage von Bauerndörfern nach deutschem Recht (*jus teutonicum*) um Breslau. Herrschaft Heinrichs in Klein-Polen, Eroberung Gross-Polens bis zur Warthe und Netze.

1202 Gründung des Frauenklosters Trebnitz bei Breslau durch Hedwig. Auftakt zur grossen Zeit des Kirchenbaus, Stiftung der Klöster Heinrichau (1221), Kamenz (vor 1247), Räden (1258), Himmelwitz (1280) und Grünsau (1292). Heiligspredung Herzogin Hedwigs (1267),

1241 Mongoleneinfall in Schlesien. Der Sohn Hedwigs, Heinrich II., der Fromme, fällt mit dem grössten Teil seines deutsch-polnischen Heeres auf der Wahlstatt bei Liegnitz. Sieg der Mongolen, doch Abzug nach dem Tod ihres Grosskhans.



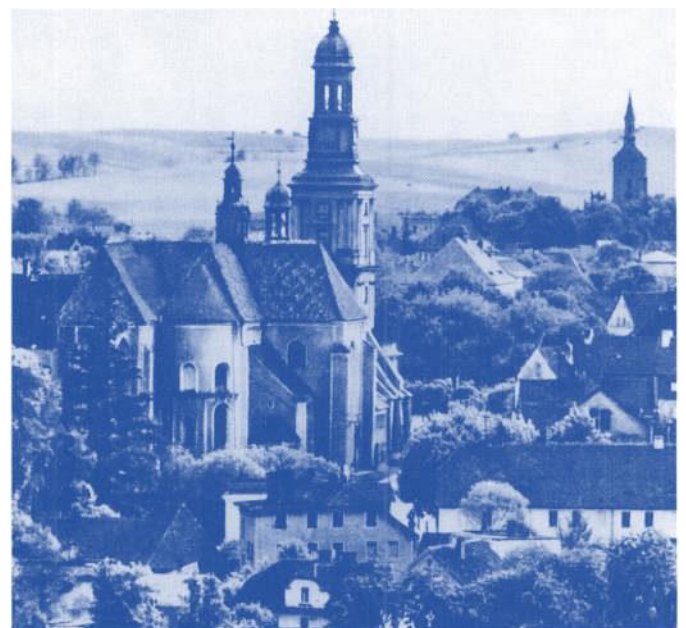
*Das ehemalige Kloster Leubus.
In der Mitte die Stiftskirche der früher grössten schlesischen Abtei*



Erste Grabplatte der hl. Hedwig in Trebnitz. Hedwig (1174-1243), die sich grosse Verdienste um die Vertiefung des Christentums in Schlesien erworben hatte, lebte nach dem Tod Heinrichs I. in Trebnitz, in dessen Klosterkirche sie auch bestattet wurde.



Heinrich I. und seine Gemahlin Hedwig mit Gefolge während der Bauarbeiten der Trebnitzer Kirche



Wallfahrtskirche von Trebnitz

MAX HERRMANN-NEISSE (23.5.1886 – 8.4.1941)

Es ist nicht nur Mitgefühl, auch nicht nur Hochachtung vor diesem Heimatdichter aus Neisse, was uns im Nachgehen seines Lebensweges bewegt, der von Traurigkeiten, aber auch Glücklicheinkönnen, von Sehnsucht und ertragener Heimatlosigkeit durchzogen war, aus alledem heraus er schöpferisch tätig werden konnte. «Die Treue zu sich selbst» nennt Ernst Alker diesen Grundzug seines Wesens und «Heimat» das Schlüsselwort seines dichterischen Schaffens. –



Max Herrmann, der sich später aus Liebe zu seiner Heimatstadt den Beinamen «Neisse» zulegte, wurde hier am 23. Mai 1886 als Sohn eines Gastwirts und Bierverlegers geboren. Nach dem Besuch des humanistischen Gymnasiums studierte er zunächst in Breslau, später in München Literatur- und Kunstgeschichte ohne Abschluss. Wer seine Erinnerungen an die Breslauer Studentenjahre liest, «*gelangweilt vom trockenen Vorlesungsstoff in Literatur, kontaktarm, aber ständig in Cafés und Wirtsstuben sitzend, fasziniert von den Menschen seiner Beobachtung, von aussergewöhnlicher Sensibilität den Dingen nachzuspüren*», kann seinen Entschluss verstehen, freier Schriftsteller zu werden. Hinzu kam, dass er von äusserer Gestalt krüppelhaft erschien, ein viel zu grosser Kopf auf kleinem Körper mit einem «Verbrechergesicht», wie er sich selbst beschrieb, und somit dem Spott vieler Menschen preisgegeben. Bis zum Tod seines Vaters (1916) und dem Freitod seiner Mutter hatte er im Elternhaus in Neisse seinen wirtschaftlichen Rückhalt. Nun ganz auf sich gestellt, ging er mit seiner ihn treu umsorgenden Lebensgefährtin Leni, ohne die er nicht hätte existieren können, nach Berlin und wurde dort Angestellter im Fischer-Verlag und Tagespublizist beim «Berliner Börsenkurier», dem «Kölner Tagesblatt» und anderen Journalen; ausserdem Buch- und Theaterkritiker. Durch Förderung von Alfred Kerr und Carl Hauptmann erzielte er erste Bühnenerfolge: «Joseph der Sieger» und «Insel der Seligen» (1919). Als Erzähler machte er sich bekannt mit dem Prosaband «Hilflose Augen» und dem Roman «Cajetan Schaltermann». Alles in allem war aber sein Erfolg mässig, und er erreichte nur einen kleinen Leserkreis.

Mit der Abwendung vom Expressionismus zum Stil der «neuen Sachlichkeit» beginnt in den 20er Jahren eine zweite Phase seines Schaffens. In dieser neuen stilistischen Form konkreter Ausdrucksweise entsteht 1925 der Erzählband «Die Begegnung». Auch in seiner Lyrik «Einsame Stimmen», «Abschied» (1928) und «Musik der Nacht» (1932) fand er nun eine breitere Anerkennung in Deutschland. Mit der inneren Ablehnung des heraufziehenden nationalsozialistischen Regimes (Max Herrmann war wohlgerne «arischer» Abstammung, seine Vorfahren schlesische Bauern, bekannte sich aber schon früh zum Pazifismus) trifft er 1933 ohne äussere Not die Entscheidung, in die Emigration zu gehen.

In London das Elend der Fremde wie kein anderer spürend, die Fremdheit der Sprache, der verlorenen Heimat nachtrauernd, tief verletzt von der offiziellen Bekanntmachung des Reichs- und Preussischen Ministers des Innern über seine Ausbürgerung aus Deutschland, verdichtet sich seine Lyrik zu dem Schönsten, was er schrieb: «Um uns die Fremde», «Letzte Gedichte» und «Mir bleibt mein Lied». Überglücklich empfand er das Geschenk zu seinem 50. Geburtstag, von Stefan Zweig arrangiert, in einer öffentlichen Veranstaltung in London «endlich wieder einmal Verse, deutsche Verse vorlesen zu dürfen». 1946 schreibt dieser über Max Herrmann-Neisse: «Unaufhörlich träumte er sich in dieses Deutschland von einst und seine Landschaft zurück, und aus diesen Träumen wurden Strophen und Gedichte edler männlicher Trauer, die schönsten vielleicht, die seit Heinrich Heine im Exil geschrieben wurden.... Denn selten habe ich bei einem Menschen so viel seelische Tapferkeit der Gesinnung gesehen wie bei diesem kleinen schwachen Mann, der zerbrechlich schien vor einem Hauch des Windes und doch moralisch diesem furchtbarsten Orkan der Geschichte unerschütterlich durch seinen Glauben an die dichterische Mission standgehalten hat.»

Seine letzte Ruhe fand der Dichter Max Herrmann-Neisse 1941 auf dem Marylebone-Friedhof in London.

Dichter im Zwischendeck

Vom Frühling 1905 ab wurde ich, wenigstens für die Zeit jeweils eines Semesters, Breslauer Bürger, akademischer Bürger, Student der Breslauer Universität. Es handelt sich um sechs Habjahre – ein siebentes studierte ich in München – und ich will versuchen, ein paar Eindrücke, die mir von damals gegenwärtig geblieben sind, unmittelbar wiederzugeben. Noch nicht ganz neunzehnjährig, sehr kleinstädtisch, stubenhockerisch, hilflos, komme ich an, werde von meinem Vater zunächst bei einer Familie auf der Tauentzienstrasse, dort, wo sie an die Ofenerstrasse grenzt, untergebracht, also in einer Gegend, in der Studenten nicht zu wohnen pflegen, die weitab von der Universität liegt. Der erste Abend, den ich als selbständiger Mensch verbringe: ich gehe einmal ums Viertel, die Tauentzienstrasse bis zur Taschenstrasse, die Taschenstrasse bis zur Gartenstrasse, die Gartenstrasse bis zur Grünstrasse, und dann wieder nach Haus. Alles ist ungewohnt, und ich fühle mich sehr einsam. Das gibt sich dann allmählich, aber nicht so gründlich wie bei den anderen Studiengenossen. Ich bin nun einmal ein «elitziger Mensch», wie wir Schlesier sagen, einer, der mühsam den Anschluss an andere findet und immer schwierig bleibt. Doch treffe ich mich hin und wieder mit einigen meiner Neisser Konabiturienten, sie studieren katholische Theologie, ich hole sie manchmal im Konvikt ab, lerne die Dominsel kennen, die abgeschlossene Welt des Internats, die für mich protestantisch Erzogenen etwas Beunruhigendes hat, und auch die harmlosen Schliche, mit denen diese Konviktoristen sich wenigstens für ihre Ausgangszeit ein bisschen freiheitsähnliches Vergnügen zu verschaffen wissen.

Der Oberlehrer, der lange Jahre am Neisser Gymnasium mein Ordinarius war, zu dem ich schon als Schüler ein freundschaftlich-menschliches Vertrauen hatte, geht oft mit mir spazieren, hinten über die Ohlewiesen, auf Pirscham zu. Es ist köstlich, unter gleichgestimmten Gesprächen in der Natur herumzustreichen, und wenn wir wieder in der Stadt sind, wird der Sparziergang gewöhnlich noch mit einem Abendschoppen in Philipphis Weinstuben würdig abgeschlossen; wenn wir uns dann trennen, heisst es «Bei Philippi sehen wir uns wieder».

Friedrich Grieger über Max Herrmann-Neisse

Es gäbe ein völlig falsches Bild von Max Herrmann-Neisse, wollte man aus seinen Gedichten, die meist voller Trauer, Schwermut und Melancholie waren, auf eine gleichgeartete Lebensführung namentlich der Jahre vor dem Ersten Weltkrieg schliessen. Ihm, den der schlesische Dichter und Maler Ludwig Meidner den «fern in Schlesien weinenden Max Herrmann» nannte, waren auch viele frohe Stunden beschieden, wenn auch schwere Schatten, die seine Brechsthaftigkeit auf ihn warfen, nie ganz verschwanden.

Die Literaturgeschichte Schlesiens weist ihn als «stärksten Lyriker am Fuss der Berge» aus.

Glück heimatlicher Landschaft

Diese Stadt und ihre Giebelgassen, deren Türme Mittagsrauch umwand, wird noch einmal liebevoll umfassen Blick und Herz, eh wir ins offene Land, unser Glück zu suchen, vorwärts drängen. Schon hat uns die schattige Chaussee, rote Kirschen an den Bäumen hängen, und ein Hase flüchtet in den Klee.

Zärtlich streift der Wind die Ährenwelle, Mohn und Kornblum schaukelt sanft ihr Grün. Uns bestürmt mit wütendem Gebelle aus dem Händlerkarm ein Hündchen kühn. Erntewagen fahren hochbefrachtet, in den Lüften schwebt der Lerche Lied.

Alles Glück, nach dem die Sehnsucht trachtet, hart auf den, der es im Kleinsten sieht.



Dann umfängt in seiner Märchenstille uns des Waldes Weltverlorenheit; zahm wird aller Abenteuerwille, glückverheissend nur der Kuckuck schreit. Birke silbert, Tanne winkt und Buche, um die Stämme stiebt Eichhörnchenjagd, klopfend ist ein Specht auf emsger Suche, eintönig der Quell sein Sprichlein sagt und versteckt sich hinter dichten Farnen, eine Lichtung duftet Thymian, unsichtbare Grillengeister schnarren, aufgeschreckt entflattert ein Fasan. Lassen wir zu stummer Rast uns nieder, lautlos aus den Büschen tritt das Reh, und das Glück ist, ruft der Kuckuck wieder, wahr in allem, was ich atmen seh.



Wenn gestärkt wir nachher weiterwandern, Abendröte unsern Pfad verklärt, golden spinnst von einem Strauch zum andern sich ein Glück, das scheinbar ewig währt. Ziehen wir im letzten Sonnenglühen in ein wohlgemutes Dörfchen ein, wird es bunt an allen Fenstern blühen und gemütlich vor der Schänke sein, wo wir, uns erholend, gerne bleiben, Landbrot, Käse essen, Räucherwurst, Langeweile mit Gesang vertreiben, mit Getreideschnaps und Bier den Durst. Was die Gastwirtstochter freundlich brachte, kam voll Liebe aus dem Heimatland. Alles Glück, an das die Sehnsucht dachte, gibt sich dem, der es im Kleinsten fand.



Ewige Heimat

BEKANNTMACHUNG

Auf Grund des Paragraphen 2 usw. usw. ... erkläre ich im Einvernehmen mit dem Herrn Reichsminister des Auswärtigen folgende Personen der deutschen Staatsangehörigkeit für verlustig:

Herrmann, Max, geboren am 23. Mai 1886, in Neisse.

Der Reichs- und Preussische Minister des Innern.

Wer mich zu entehren glaubte,
wenn mit frevelndem Befehle
er das Heimatrecht mir raubte,
ahnt die ewig lenzbelaubte
Heimat nicht in meiner Seele.

Da besteht in altem Glanze
heimatliches Bild und Wesen:
wieder auf besonnter Schanze
werden wir zum Frühlingskranze
uns die ersten Veilchen lesen.

Wieder vor der Bergeskette,
die das Wiesental umwindet,
ist des Städtchens Silhouette,
und auf unserem Fensterbrette
Spatzenvolk sein Futter findet.

Mit gewohntem Wohlgefühl
wandle ich bekannte Pfade
bei der alten Pulvermühle
in des Wäldchens Schattenkühle
zum belebten Wellenbade.

Grosse Orte und geringe,
Ströme, Höhen, Äcker, Auen,
ernsthafte und heitre Dinge,
wenn ihr Wirkliches verginge,
könnte man mein Wachtraum schauen.

Schöner, als sie jemals schienen,
blieben sie mir im Gedenken,
machen mir verliebte Mienen,
und ich werde mich mit ihnen
immer wieder schön beschenken.

Was jetzt Gutes muss verderben
dem geknechteten Geschlechte,
wird noch lang nach unserm Sterben
laut mit meinen Worten werben
für die ewigen Heimatrechte.

Wer uns glaubte zu entehren,
wenn er heimatlos uns nannte,
sieht: die Heimat wird sich mehren
und die Seele nichts entbehren
derer, die sein Hass verbannte.

Ewig lenzbelaubt beglücken
wird der Traum uns scheinbar Tote:
lächelnd sehn wir von den Brücken
auf den Tanz der Wassermücken
und die Fahrt der Liebesboote.

Was man liebt, kann nie vergehen:
heimatlich vertraute Töne
überall uns treu umwehen;
denn die Heimat bleibt bestehen
in dem Lied verstossener Söhne.

Mir bleibt mein Lied

Mir bleibt mein Lied, was auch geschieht,
mein Reich ist nicht von dieser Welt, ich
bin kein Märtyrer und Held, ich lausche al-
lem, was da klingt und sich in mir ein
Echo singt.

Ob jedes andre Glück mich flieht –
mir bleibt mein Lied.

Schutzengelhaft gibt es mir Kraft, denn seine Melodie be-
schwört das Böse, das den Frieden stört, doch nicht in mei-
nen Abend dringt, den zärtlich die Musik beschwingt.

Ob sich der Himmel schwarz bezieht –
mir bleibt mein Lied.

Was lärmend schallt, ist bald verhallt, misstönende Vergan-
genheit, die nur die eigne Schande schreit, wenn massvoll
mit holdseligem Ton, in fast jenseitiger Klarheit schon, mein
Lied auf seinem Abschiedspfad den Sternen naht...

Ein deutscher Dichter bin ich einst gewesen

Ein deutscher Dichter bin ich einst gewesen, die Heimat
klang in meiner Melodie, ihr Leben war in meinem Lied zu
lesen, das mit ihr welkte und mit ihr gedieh.

Die Heimat hat mir Treue nicht gehalten, sie gab sich ganz
den bösen Trieben hin, so kann ich nur ihr Traumbild noch
gestalten, der ich ihr trotzdem treu geblieben bin.

In fremder Ferne mal ich ihre Züge zärtlich gedenkend mir
mit Worten nah, die Abendgiebel und die Schwalbenflüge
und alles Glück, das einst mir dort geschah.

Doch hier wird niemand meine Verse lesen, ist nichts, was
meiner Seele Sprache spricht; ein deutscher Dichter bin ich
einst gewesen, jetzt ist mein Leben Spuk wie mein Gedicht.

KARL VON HOLTEI (24.1.1798 – 12.2.1880)



Unter den schlesischen Dichtern ragt Holtei vor allem als Verkörperung der schlesischen Wesensart hervor. Sein unvergesslicher Ausspruch «Heem will ich, suste weiter nischt ack heem» (Heim will ich, sonst nichts als nur heim) wird den immer weniger werdenden Heimatvertriebenen zu einem letzten freundlichen Gruss aus vergangenen Zeiten. – An seinem 80. Geburtstag, den Holtei abseits und still im Kloster der Barmherzigen Brüder zu Breslau verbrachte, charakterisiert Karl Weinhold in seiner Festrede den Dichter sehr trefflich mit folgenden Worten: *«Holtei ist ein vielseitig entwickeltes Wesen: er ist Dichter, Redakteur, Schauspieler, Liedersänger, künstlerischer Vorleser, Meister im plaudernden Gespräch und im Briefwechsel gewesen; er war ein wilder fahrender Geselle und fleissiger Bücherschreiber, verlor sich in leichtsinniges, törichtes Treiben, gab sich weich dem stillen Leben der Natur hin und lauschte den ernstesten Geheimnissen der menschlichen Seele. Eine dunkle Macht jagte ihn in früher Jugend auf die wirren Pfade des Lebens, und dieser Macht ist er gefolgt.»*

Der Knabe Holtei wird nach dem frühen Tod seiner Mutter vom Vater, einem lebensfrohen Husarenrittmeister, seiner Grosstante, der Freifrau von Arnold, zur Erziehung übergeben und wächst in der damaligen traditionserstarrten Adelswelt auf, die ihm innerlich fremd war und blieb. Hauslehrer und der Besuch des Magdalenen-Gymnasiums bis zur Tertia richten nicht viel bei ihm aus, da er nach eigenen Worten «vom Theaterteufel» gepackt wird. Als landwirtschaftlicher Eleve nach Obernigk verbannt, meldet er sich kurzerhand 1815 als Freiwilliger zu den Breslauer Jägern, studiert dann – das Abitur nachgeholt – in Breslau Literaturgeschichte, Astronomie und Jurisprudenz, um schliesslich aufs Neue dem Theater zu verfallen. Für einen Adligen in der damaligen Zeit ein nicht standesgemässer Beruf. Von dieser Zeit ab beginnt das wechselvolle, unstete, von Schicksalsschlägen und eigenem Verschulden geprägte Wanderleben des Karl von Holtei, das ihn von Breslau über Berlin, Darmstadt, Paris, Wien, Leipzig, Weimar, Hamburg, Riga, Graz und erst mit 66 Jahren (1864) wieder zurück nach Breslau führt. Während eines achttägigen Besuches in Weimar ist er Gast bei Goethe, der dem

äusserst unterhaltsamen, allseits geschätzten Plauderer gerne zuhört, wenn er von seinen Reisen und amüsanten Erlebnissen berichtet. Von Goethe empfängt er manche Anregung und Bereicherung. Seine beiden Ehen mit talentierten und beliebten Schauspielerinnen begründen seine Erfolge als Bühnenstückautor. Er selbst hingegen genoss als Schauspieler und Theaterdirektor nur kurzfristige Anerkennung. Der allzu frühe Tod beider Ehepartner – es waren Louise Rogee und Julie Holzbecher, mit denen er von 1821 bis 1825 bzw. 1830 bis 1839 verheiratet war – wie auch der Tod seines erst 15jährigen Sohnes machen aus ihm einen einsamen, trotzigem Mann, der aber durchaus ein produktiver und erfolgreicher Schriftsteller und Rezitator bleibt, vor allem, was seine Shakespeare-Lesungen betrifft, für die er auf seinen Vortragsreisen sehr viel Ruhm und Ansehen erlangt. Sein literarisches Schaffen ist beachtlich; es umfasst 40 Bände. Doch nur wenig hat davon bleibenden Wert, ist zu sehr dem Augenblick, dem Zeitgeschmack unterworfen. Deshalb seien hier nur die wichtigsten Werke genannt: Mit seinem Versspiel *Die Farben* (1819) wird er bekannt und zum «poeta laureatus» gekrönt. Sein Schauspiel *Leonore* (1830) ist die Glanzrolle seiner Frau Julie Holzbecher. Berühmt macht ihn sein Drama *Lorbeerbaum und Bettelstab*. Mit 40 schreibt er seine von Hebbel sehr gelobte Autobiographie *Vierzig Jahre* mit einem späteren Anhang *Noch ein Jahr Schlesien*. Seine Romane sind Menschenbilder seiner Zeit: *Die Vagabunden – Christian Lammfell – Ein Schneider – Die Eselsfresser* und *Die Komödianten*.

Für das schlesische Erbe wichtig sind vor allem seine mundartlichen Gedichte, die er nach 1860 auf Wanderschaft durch ganz Schlesien von Ratibor bis Grünberg an über 40 Orten vorträgt und für die er von seinen Zuhörern begeistert gefeiert wird. (z.B. *Die neuen Stiewel* und das launige Stück «*33 Minuten in Grünberg*»). 1864 kehrte er für den Rest seines Lebens nach Breslau zurück, wo ihn bald jedermann kennt und freundlich grüsst. «*Sustenischt ack heem*» hatte eine innere Stimme dem müden Wanderer zugerannt. Die letzten Jahre sass der grosse, weisshaarige Greis mit dem schwarzen Schlapphut gern auf der Ziegelbastei in Breslau und schaute versonnen auf die Dominsel und ihr Spiegelbild in der Oder. Dort war sein Platz – genannt nach ihm –, die «Holtei-Höhe», wo später sein Denkmal stand, von dem er auf jeden Spaziergänger in der schattigen Oder-Promenade herunterblickte. Auf dem alten Friedhof von St. Bernhardin in Breslau draussen an der Ofener Strasse zur Schönstrasse hin wurde er beigesetzt. Wilhelm Menzel sagt von seiner Dichtung, sie sei das «Hohe- lied der Heimat».



Für die vertriebenen Schlesier ist seine Verszeile
«heim will ich, sonst nichts als heim» zu einer
schmerzlichen Wahrheit geworden.

Holtei drückt dies so aus:

Wie schilgemol, –
Du weesst's, mei lieber Got,
Hab ihch geseufzt
Und seufz' ich hinte noch:
«Heern will ihch,
Suste weiter nischt, ack heem!»

**Holtei erzählt aus der Franzosenzeit,
der Belagerung und Beschiessung Breslaus 1806
am Weihnachtsfest, die er im Keller des Hatzfeldt-
Palais als 8-Jähriger erlebte:**

«In die Keller!» riefen alle Stimmen.

Um aber in die Keller zu gelangen, musste man einen, wenn auch kleinen Hofraum passieren. Noch hatte ich nicht die Mitte des Hofes erreicht, als eine alte dicke Mutterbombe mir zur Rechten in den Holzstoss fuhr, der unsere Fenster schützte. Schwere Kloben flogen um mich her wie Mücken. Ich blieb bei Besinnung, doch war ich wie gebannt; der Schreck hatte mich festgezaubert. Und eine zweite Bombe fiel vor meinem Angesicht nieder und machte sich im Steinpflaster des Hofes ein Bett, wie eine Henne, die sich im Sande badet. Den Zunder sah ich lustig glimmen, die andere hörte ich im Holze rumpeln. Und krach, krach, wie man eins zwei sagt, platzten beide Bomben, und ein Stück gegen die Stalltür, dass es ein Loch gibt wie einen Pferdekopf.

Der ganze Keller war bewohnt; wer sich nur hatte einschleichen können, war mit einem Gebündel Betten eingerückt. Nun ging ein lustiges Leben an: es war ein Biwak unter der Erde. Jeder richtete seine Haushaltung ein; Bretter bildeten die Grenzen, Fässer und Tonnen waren Stühle und Tische, eine Laterne der Kronleuchter. Der Freund besuchte den Freund in seinem Verhau; zum Tee, zum Kaffee lud dieser jenen ein. Wo alle Lebensmittel herkamen, weiss ich nicht zu erklären; aber so lange ich lebe, habe ich nicht so viel Speise und Trank vertilgen sehen als damals. Im tiefsten Hintergrunde entdeckten kühne Wanderer den Weinkeller des Ministers, der nur durch Lattenverschläge gedeckt war. « Wer weiss, ob wir morgen noch leben? ob morgen die Stadt noch steht? » Zwei Nägel wichen, und die Flaschen gingen von Hand zu Hand.



Breslaus berühmter «Blick von der Holteihöhe» auf Sandkirche, Kreuzkirche und Dom



Breslau, ehemaliges Kloster der Barmherzigen Brüder zur Heiligen Dreifaltigkeit

«Ach Zotaberg . . .»

Ach Zotaberg! Du schiener bloaer Hübel,
 Du bist unär a Wächter uf em Turm,
 Du meldst uns iglich Guttas, iglich Übel,
 Du meldst uns Raegen, Sunneschein und Sturm.
 Wie ufte ha ihch nich aus meinem Stübel
 Nach dir gelinz und deiner Ohnefurm:
 Denn warsche blau, da kunnt ma Raegen spieren,
 Und warsche grau, do gingen ber spazieren.

Ođ a wing

Wer ock mei Madel sitt,
 Där findt se scheene;
 Se is halard' und flink,
 Gar a bewuschbert' Ding.
 Ock a wing kleene.

Wenn se gegangen kümmt,
 Meine Härz-Liese,
 Is se niemalen faul,
 Hot a verdunnert Maul,
 Ock a wing biese.

Stiht se am Kuchelhärd,
 Vun Fetze² glitschich,
 Kreesch³ se, was Eener wil.
 Streuselkuche macht se ooch recht viel,
 Ock a wing klitschich.⁴

Und ir Geschirre is
 Bunschlich⁵, breetplatschich⁶;
 's is keene Sache nich,
 Se is recht urdentlich, . . .
 Ock a wing latschich.

Und do bih ich i'r gutt,
 Dar kleenen Range!
 's Geld hot se schund beluxt:
 's ihs mer recht uf de Huxt⁷ –
 Ock a wing bange.

¹ behende ² Fett ³ brät ⁴ unausgebacken.
⁵ aus Bunzlau ⁶ breitrandig ⁷ Hochzeit

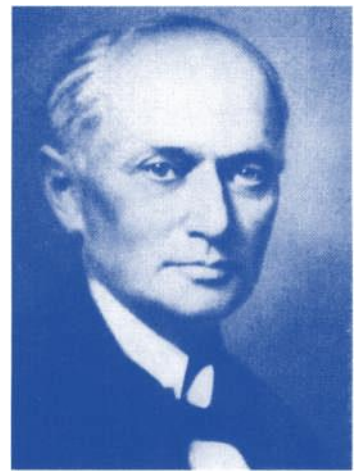


Schlesische Weisheiten

Wer ein böses Weib hat am Sonntag,
 Der schneid' nen Stecken am Montag,
 Prügle 's Weib am Dienstag.
 Wird sie krank am Mittwoch,
 Holt er den Doktor am Donnerstag.
 Stirbt sie am Freitag,
 Begräbt er sie am Sonnabend,
 Hat er nen guten Sonntag.

PAUL KELLER (6.7.1873 – 20.8.1932)

Er findet sich nicht in jeder deutschen Literaturgeschichte, obwohl mindestens drei seiner Romane Weltruf erlangten und mehrmals verfilmt wurden. Hängt es damit zusammen, dass diesen schlesischen Dichter seine Kritiker nie richtig einzuordnen wussten? Vom überschwenglichen Lob eines Peter Rosegger, der ihn zu seinen Lebzeiten als einen überaus begnadeten Dichter pries, über die Schubladeneinordnung eines Heimatschriftstellers bis zum Verriss eines literarischen Zuckerbäckers, der mit seinen Romanen «übersüsse Erzeugnisse» lieferte (so der Berner Germanist Prof. Alker) reicht seine Wertschätzung im deutschen Sprachraum. Josef Nadler (Literatur-Geschichte der deutschen Stämme) trifft es wohl richtiger, wenn er sinngemäss



sagt: Aus dem vielstimmigen Chor ostmitteldeutscher Wesenheit klingt in Paul Keller jener gemeinsame Grundton voll und lauter auf, der – wie bei Eichendorff – im Bereich dessen liegt, was das Volk liest und für sinngetreu hält: die Märchenbildergabe der Kind gebliebenen Seele, die lautere Heimatkunst, die Landschaft als reine glückselige Stimmung, die Natur, die zum Gesundbrunnen des Lebens wird, und der Mythos, der sich zum vertrauensvollen Märchen wandelt.

Paul Keller wurde am 6. Juli 1873 als Sohn eines Maurers und einer Deutschösterreicherin aus Troppau in Arnsdorf, Kreis Schweidnitz, am Fusse des Eulengebirges geboren. Der Zobten, die blauen Berge der Sudeten, die dunklen Wälder, Wassermühlen, rauschende Bäche und Flüsse, Strassengastwirtschaften und einsame Gehöfte und all die Menschen, die dort wohnten, das prägte sich in seine Seele ein und wurde zum Urbild und Abbild seiner Romane und Erzählungen. Kennengelernt hat er das, wenn er in den Ferien Vater und Mutter zu Fuss bis ins Vorgebirge hinein mit ihrem fahrbaren Textilwarenkarren begleiten durfte. Sonst blieb er bei seinem über alles geliebten Grossvater.

Die einklassige Volksschule besuchte er acht Jahre, bekam jedoch zusätzlich Privatunterricht im Nachbarort Jauernick in Mathematik, Geschichte, Literatur, Geographie, Physik und Musik. Auf Grund seiner Begabung wurde bestimmt, dass er Volksschullehrer werden solle.

Über die Präparandie in Bad Landeck kam er mit besten Noten auf das strenge Lehrerseminar in Breslau an der Sandstrasse zur Zeit der Pferdebahnen und Droschkenkutscher mit lackierten Zylinderhüten. Nach dem Examen erhielt er seine erste Stelle als Hilfslehrer an der Präparandie in Schweidnitz. Von 1896 bis 1908 war er dann Lehrer in Breslau. Hatte er hier schon während seiner Ausbildung auf den Stehlogeplätzen für 20 Pfennig Theatervorstellungen mit Fleiss und Hingabe besucht, so wurde ihm die Metropole zur willkommenen Gelegenheit, erste literarische Beiträge in den Heimatzeitungen zu veröffentlichen. Hier erschien sein Erstlingswerk *Gold und Myrrhe*, eine Sammlung von Erzählungen, denen weitere folgten.

1902 wurde Paul Keller mit einem Schlage bekannt, als sein erster grosser Roman *Waldwinter* erschien, der den Leser in die schlesischen Berge um die Kynsburg führt und der auch verfilmt wurde. 1903 folgte sein zweiter Roman *Die Heimat*, Grundthema des Dichters, von Hugo Hartung mit viel Lob bedacht. Nach dem Roman *Das letzte Märchen* übertraf er alle bisherigen Bucherfolge mit *Der Sohn der Hagar*, für den ihm P. Rosegger überschwenglich dankte, der wiederum verfilmt und in viele Sprachen übersetzt wurde. Erwähnt seien noch der Sorbenroman *Die alte Krone* und das dreimal verfilmte und wohl bekannteste seiner Bücher *Ferien vom Ich*. Die Mundarterzählung *Der Bergkrach* und *Das Märchen von den deutschen Flüssen* gehören mit zu den schönsten und unvergesslichen Beispielen seiner Dichtung, womit er sich in der deutschen Erzählkunst zu Recht ein bleibendes Denkmal gesetzt hat. Auf seinen unzähligen Vortragsreisen in Deutschland, in Europa, ja selbst in Istanbul, Tunis und Algier, wurde er begeistert aufgenommen und fand stets ein dankbares und aufmerksames Publikum wie auch in der Zeit des Ersten Weltkrieges als Truppenbetreuer bis in die vorderste Front. Von 1914 bis 1931 gab er die vielgelesene Monatszeitschrift «Bergstadt» heraus. Am 20. August 1932 starb er mit 59 Jahren in Breslau.

Auf dem Laurentiusfriedhof befindet sich sein Grab mit der Inschrift: «Heimat ist Friede».



«Es ist eine goldene Aussicht vom Windmühlenberg meiner Heimat. Nach allen vier Himmelsrichtungen hin liegen wunderschöne Bergkuppen: im Osten der alte Zobten; er steht da wie ein Winkelmass, das der grosse Weltenbauherr, als er Schlesien schuf, in Gedanken stehen gelassen hat...» (aus Keller: «Vergrabenes Gut»)



«... wir fahren eine alte Bergstrasse, einem neuen Dorfe zu, mitten durch den späten Sonnenschein. Würzig ist die abendliche Luft und dunkel steht der Wald im Schatten der Berghänge.» (aus Keller: «Mit meinen Eltern unter-

Kellers Schilderung der Oder zitiert: «Die Oder ist unter den deutschen Flüssen wie ein Bauemweib unter Grossen und Edlen. Sie ist nicht so reich wie die Elbe, nicht so munter wie die Weser, nicht so königlich wie der Rhein, nicht so machtvoll wie die Donau. Die Oder ist ein Bauernweib. Kalk und Kohlenstaub liegen auf ihrem Kleide von Jugend an. Mit rüstigen Händen schleppt sie Güter aller Art in den Hausstand. Breit und behäbig schreitet sie durch den mühereichen Tag; manchmal, zur Abendzeit, summt sie zwischen den Eichen- und Erlenbüschen ein einförmiges Lied. In der Nacht steckt sie einsame Lichter an, Laternen auf langsam dahinschleichenden Lastkähnen, Feuerchen für schweigsame Schiffer, die daran ihre Suppe wärmen. Einmal, wie wohl jedes Bauemweib, kommt die Oder au di nach der Hauptstadt, nach Breslau. Dort hört sie die Domglocken klingen und nimmt das Bild der Türme in den Spiegel ihrer Seele auf. Aber viel Volk treibt auch hier Schabernack mit ihr mit Rudern, Segeln, Baden und viel Gelächter. Die Mutter Oder verweilt nicht lange, kaum zwei Stunden. Weiter trägt sie ihre Last an schweren, fruchtbaren Feldern vorbei ...»

Des Grossvaters Haus in Arnsdorf



Hoffnung

Erlösch einer Hoffnung Schimmer,
lass nur der Welt ihren Lauf.
Begrabene Hoffnung steht immer
als Weisheit wieder auf.
Die führt dich auf schwerem Wege
getreulich ein gutes Stück;
Jenseits vom Trauerstege
wartet ein neues Glück.



In kleinen Auszügen:

Frau Gräfin Elbe wollte ihre Gesellschaft geben. Wie immer in intimen Kreise. Nur die Spitzen waren geladen. Schon, weil Se. Majestät erschien. König Rhein ist ja recht leutselig, zumal wenn er (ganz im Vertrauen gesagt) ein Gläschen zuviel getrunken hat, und das hat er (in noch tieferem Vertrauen gesagt) eigentlich oft; aber König ist König.

Nochmals prüfte Gräfin Elbe das Verzeichnis der Geladenen. Adi Gott, man hat seine liebe Not. Der Mangel an Herren! Majestät und seine Kammer junker Main und Neckar; dann der Inn, der im Gefolge der Donau kommt, und schon ist Schluss. Sonst nur Damen: die Weser, die Oder, die Elbe, die Donau, die Memel. Überschuss an Weiblichkeit wie überall.

Die Donau war entsetzt.

«Wer ist denn dieser grausliche Flegel?» keuchte sie.

«Baronn Pregel», stellte sich dieser vor. «Pregel. nich Flegel: Prrr-egel!»

Der Rhein hatte sich nach und nach in eine melancholische Stimmung hineingetrunk. Er seufzte tief und sagte:

«Meine herrlichen grünen Berge! Der Wurm und die Rebläuse vernichten ihren Reichtum und mein Glück.»

«Musst du doch nicht flennen, Herr König. Bist du mal in Not, pump' ich dir eines! Hob ja nicht viel, aber hob ich doch immer was in Sparkassenbüchel. Schick' ich dir Holz und Getreide, schick' ich dir auch Fassel Wudka für Pläsier deiniges!»

Da umarmte der Rhein den groben, gesunden, gutmütigen Gesellen und rief:

«Pregel, du bist ein braver, lieber Kerl!»

Und der Pregel wischte sich die Nase und die Augen und sagte:

«Musst du nicht sagen, Herr König, schäm' ich mich sonst!»

*

Es war tief in der Nacht. Die letzten Gäste waren gegangen. Da legte sich die Hausherrin, die Elbe, in ihr breites weiches Bett zur Ruhe. Glückliche Worte murmelte sie für sich hin. Ein bunt-scheckiges Völklein hatte sie zu Gaste gehabt. Jede Person eigenartig, jede ein wenig Eigenbrödlarin. Und immer die Lust, sich zu necken, ja ein wenig zu beföhden. Das ist so die Mode selbständiger Herrschaften. Und doch – wäre etwa an dem Abend eine fremde Persönlichkeit stolz oder gar anmassend und feindlich in die Gesellschaft hineingefahren, sie hätte sich einer rechten und echten Familie gegenübergesehen. Das hatte der König zu Frau Elbe gesagt. Er hatte sogar gesagt: «Und den Pregel laden Sie ja immer ein! Der gehört zu uns!»



So war die Hausfrau glücklich, dass alles gut abgelaufen war. Wohligh dehnte sie ihre Glieder in ihrem breiten weichen Bett und schlief ein.

Und zu ihrer Rechten und zu ihrer Linken, in Osteibien und in Westeibien, schliefen brave Kinder.



Ei der letzta Walpurgisnacht hott amol de schläscha Barge Krach mitsomm. Wer hotte dan Krach ongetanga? Nattierlich kee andrer Mensch als wie der Zotabarg. A hotte die Schniekuppe 'ne aie Gake gehissa.

«Was?» schrie die Schniekuppe. «Du Fatzke! Was unterstiehste dich? Bin ich nich eure Kenigin?»

Do kam uff eemol der liebe Herrgott ei seim himmelblooen Mantel aus seim scheenen Paradiese runder ei die liebe Schläsing und sate:

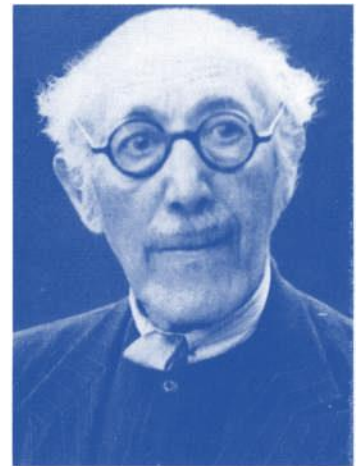
«Bst! Seid stille! Seid hübsch artig, meine lieba Kinderla! Ihr seid ju olle su hibsche, schmucke Perschla und Madia. Ihr misst euch ni händeln. Ich bien euch ju olla asu harzlich gutt. Gieht jitz hibscho schlofa, und wenn ihr murne frieh wieder uffstieht, do flecht ich jedem an lichte, guldna Kranz ei de Hoore. Gieht schlofa, ihr Kinderla, gieht schlofa!»

Und der liebe Herrgott zug jedem annee weeche, mollige Nachtmütze über de Ohren. Do wom se gut und stille, sanftmittig wie die Lammla. Blussig der Knurrkupp vo Zotabarg kunde sich nich asu plutze beruhigen. Wie ihm die Nachthaube schun übers Maul wegrutschte, brummelte a drunder no leise ver sich:

«De Schniekuppe ies doch 'ne ale Gake!»

ALFRED KERR (25.12.1867 – 12.10.1948)

Wenn man von einem Kritiker sagt, er sei einer der einflussreichsten Theaterkritiker seiner Zeit gewesen, was steht als Nachweis dafür zur Verfügung? Einen Dichter rühmen seine Werke, einen Architekten weisen seine Bauten aus, einen Wissenschaftler seine Forschung, einen Erfinder seine Ideen, einen Staatsmann seine Taten, aber einen Kritiker? Nun, Kerr setzte sich mit nahezu zwei Generationen Theaterstücke schreibender Dichter, deren Aufführungen und Schauspielern auseinander, rezensierte sie x-mal und entwickelte dafür einen eigenen Stil, der einmalig und richtungweisend genannt werden kann. Es ist seine Wortkunst, seine fragmen-



tarische, aphorismenhafte Schreibform. Ein meisterhaft ausgeklügeltes Satzgefüge: knapp, prägnant, poentiert, das ihn auszeichnet. Walter Huder sagt von ihm, er sei ein Meister atmosphärisch komprimierter Kritik. Sein Funkenschlag entstand im Zusammenprall zwischen seinem Ich und der Welt. Daneben ist er Feuilletonist, Lyriker und Reiseerzähler. Aber hauptsächlich CRITIKUS. Und so sieht er seine Zunft. In seinem Grundbuch des Kritikers – Prinzipien und Selbstverständnis – sagt er: *Dichtung zerfällt in Epik, Lyrik, Dramatik und Kritik. In der Kritik aber nicht nur die Wahrheit zu sagen (welches Voraussetzung ist), sondern ein Kunstwerk in ihrer Äusserung zu gestalten, eine Schönheit zu zeugen, ein Gebilde zu bilden: nur solche Kritik ist produktiv.*

Sein Lebenslauf (den er in 35 kurzen Kapiteln anlässlich seines 60. Geburtstages verfasst) beginnt: «Ich bin zu Breslau in der Weihnacht 1867 als Sohn des Weinhändlers Emanuel Kempner geboren. Die Mutter, eine geborene Calé, war die Tochter eines wortgewaltigen Predigers. Beide jüdischer Herkunft, der feineren Gesellschaft in Breslau zugehörig. Seine Herkunft von diesem «Fabelvolk» der Juden beschränkte sich in seiner Kindheit auf sechs hebräische Worte: Schma Jisroel Adonai, Elohenu, Adonai echod = Höre, Israel: der Herr, dein Gott, der Herr ist ewig. Sie blieben dunkle, machtvolle Klänge in seinem Leben. Er besuchte das Elisabethanum und die Universität in Breslau. Von der Stadt und dem schönen Rathaus sagt er: «Es liegt sehr Trauliches, ja, sozusagen Gemütlich-

Erhabenes darin.» Eine Laufbahn als Professor für Literatur und Geschichte ausschlagend, geht er, kaum 20 Jahre alt, nach Berlin und arbeitet an verschiedenen Magazinen für Literatur, unterbrochen durch eine grosse Anzahl von Reisen in alle Welt. In Berlin trifft er Gerhart Hauptmann, der ihn stark beeindruckt. Sein Stück «Die Weber» nennt er ein Drama, in dem mehr als in einem Drama ruht, «Rose Bernd»: Ein Lied ist der Anfang, der Abschluss ein Schrei.

Es ist dieser Naturalismus, dem er gegen den Expressionismus den Weg freimacht. Seine Lieblingsbeschäftigungen beschreibt er so: «Seefahren, Musikmachen, Kindern gute Nacht sagen, atmen, Sätze meistern. Und Krach.» Kerr war zweimal verheiratet. Seinen Geburtsnamen hatte er 1911 in Kerr ändern dürfen. – Noch einige Namen seien genannt, mit denen der Kritiker Kerr es in seinem Leben zu tun hatte: neben G. Hauptmann und Sudermann mit Ibsen, S. Jacobsohn, M. Harden, H. Jhering, B. Brecht, Thomas Mann, Caprichos, J. Kainz, A. Bassermann, Fr. Kortner, Fontane, G. Bern. Shaw, O. Brahm, W. Krauss und vielen anderen. – Durch einen anonymen Anruf konnte er 1933 rechtzeitig über die Schweiz und Frankreich nach England emigrieren. Hitler nannte er den Mob, der Nietzsche gelesen hat. Als Präsident des Exil-PEN wird er nach Hamburg eingeladen und stirbt dort mit 80 Jahren. Er verkörperte das andere Deutschland, das Deutschland der Dichter und Denker.

Abschliessend seien noch einige Charakterisierungen M. Reich-Ranickis aus dem «Literarischen Quartett» Ende 1997 über Alfred Kerr sinngemäss wiedergegeben. Er sagte: Kerr sei der interessanteste, intelligenteste und berühmteste deutsche Theaterkritiker gewesen; – am meisten bewundert, am meisten gehasst, am meisten gelesen, von ungeheurem Witz, von niemandem nachgeahmt. Seiner künstlerischen Mitte war er sich stets sicher. Mit knappen Sätzen konnte er alles ausdrücken, was er wollte; – manchmal mit nur wenigen Worten einen Schauspieler darstellen oder einen Menschen anschaulich beschreiben, sich aber auch über ihn lustig machen. – Über Berlin entwarf er ein ungewöhnlich lebendiges Bild der späten 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts, wie er es sah – wie auf einer Bühne.

Kerr ist eine völlig singuläre Erscheinung, wenn man Friedrich Luft einmal ausser Betracht lässt. Diesen ausgenommen, hat er noch keinen legitimen Nachfolger gefunden.



Alfred Kerr, um 1928 (Foto: Erich Salomon)

BRESLAU IM KRIEGE

(1928)

Um elf Uhr wird Zappen duster gemacht; man ist wieder auf der Strasse. Schöne alte Stadt! Längst nicht nach Verdienst gewürdigt.

Der Aufbau der Plätze voll anheimelnd-verschollenen Geschmacks. Man denkt an weit südlichere Gegenden... Wie das wunderbare Rathaus mittendrin steht: Noch das Stadthaus, die Denkmäler, dann ein kleiner Platz neben dem grossen – es liegt sehr Trauliches, ja, sozusagen Gemütlich-Erhabenes darin.

Ringsum die ältlichen Häuser, oft mit schmalem Giebel, die aber nicht zusammenbrechen, sondern zwischendurch gestützt, erneut sind.

Und schöne alte Namen, wie die Naschmarktseite, die Becherseite, die Siebenkurfürstenseite, die Riemerzeile. Vertrauter Klang von ehemdem! Dort guckt der Elisabeth-Kirchturm vor – aber wo ist nur die alte Konditorei von Manatschall, so im Knabentagebuch Ferdinand Lassalles eine Rolle spielt... und in unsrem Gymnasiastenleben auch eine Rolle gespielt hat? Verschunden.

Das helle Nachtlcht fällt auf die Ringseite; Manatschall vom Erdboden getilgt. Fahr wohl!...

Aber der Käseböhm lebt noch; will sagen: das winzige Häusel am Torbogen vor der Kirche, wo wir Elisabetaner für zehn Pfennige (vielmehr für einen «Böhm» oder Silbergrotschen) ein Kümmelbrötchen mit Schweizerkäs und Butter kriegten; in der Frühstückspause; ohne Butter hat es nur einen Sechser gekostet.

LEBENS LAUF

(1927)

Die älteren Glieder meiner Familie kamen sich unter Wilhelm I. und II. (den «Kronprinzen», Friedrich III., verehrten sie) ein bisschen wie misskannte Flüchtlinge vor: in einer Gegend, wo keiner ihrer Art (ohne die brutale Demütigung einer stempelnden Zwangstaufe) zu irgendeinem wesentlichen Amt gelassen wurde, gleich viel wie seine Fähigkeit war.

Fast alle diese Menschen sind im Grund urmodern aus der zweitausendjährigen Konservenbüchse geklettert. Dabei sensible Naturen, die es vielleicht nicht so schroff empfanden, wenn ein Knote ganz bieder am Versöhnungstag einem Herrn mit Gebetbuch «Verpuchtes Judenaas!» nachrief; oder wenn ein Major von den «Elfern» vorn auf der Strassenbahn offen erklärte: «Wieviel schwangere Judenweiber man sieht – 's ist zum Kotzen!» Nicht das war verletzend. Sondern wenn aufgeklärte Freunde, Wohlwollende, schonend sagten: «Die jüdischen Herrschaften» – das traf. Die ewige Sonderung. Meine Eltern wollten diese Sonderung sicher nicht. Mein Vater war gegen unvornehme Juden sehr ablehnend. Und meine Mutter (bei aller heiteren Schlagfertigkeit aller Calés) hatte viel mehr Kernschlesisches in ihrer Art – die uns zwei Kinder durch lustige Wendungen so oft beseligt hat. Uns zwei: mich und meine ältere, sehr geliebte Schwester Annchen, die heut, mit weissem Haar noch immer nicht ruhig geworden, in einem schlesischen Gebirgsdorf als Sanitätsratswitwe wohnt – und die zuverlässigste Freundschaft meines ganzen Lebens geblieben ist.

Die Sonderung war unnütz. Auf dem Elisabetan, dann mit Verbindungsbrüdern auf der Universität gab es nichts von Sonderung. (Nur Unglückskameraden in der Mathematik; Saufkameraden nach dem Kolleg.)

Die Sonderung war unnütz ... Doch ich selber habe die Herkunft von diesem Fabelvolk immer als etwas Beglückendes gefühlt, so gewiss ich von seiner Sprache nichts weiss als die für mich gewaltig schönen, für mein Weltwissen heut zweifelhaften, sechs rauhen Riesenworte: «Schma Jisroel, Adonai Elohenu, Adonai echod»; «Höre Israel: der Herr, dein Gott, der Herr ist ewig».

Ja, diese dunkel-machtvollen Klänge sind für meine Welterkenntnis, wie sich von selber versteht, nicht mehr giltig. (Eli will nur die Wahrheit.) Sie haben jedoch ewige Geltung für meine Phantasie.

Schma Jisroel ...

Krauss ist vorwiegend ein geistiger Sprecher, der manchmal das Empfinden weckt, er sei von einem zauberkundigen Ingenieurgenie künstlich erbaut als Reproduzent für fabelhaft gebrachte geistige Sätze. Man hat immer die Empfindung, dass er wunderbar spielt. (Als klappte zwischen dem Spieler und dem Gespielten ein strichdünner Spalt ... Oder: als seien die Worte mehr ein Behang für den Spieler; nicht die Haut des Spielers.)
Man hat eher die Vorstellung eines geistigen Sprechers als eines geistigen Menschen. Sonderbar.

(zu Werner Krauss, 1932)



Anonym, Kerr-Karikatur

Was machen die Juden für Weihrauchdampf
Um ihr kitschiges Buch «Mein Kampf»!
Davon kauft jede Volksbücherei
Durch Amtsverordnung Stücker zwei.
Engros wird so der Absatz stark,
Der Itzig erbt pro Stück zwei Mark,
Der Judenschacher wird perfekt,
Millionenrebbach eingesteckt!
Dabei betont er sein deutsches Gemüt –
Ein echter Jüd!

SEHNSUCHT
(1938)

Freiheit schaffen, Freiheit leben.
Den Gesang des Seins erfühlen.
Meereswogen! Gipfelstille!
Abgeschiednen Seelen nah.
Im Bewusstsein des Verrinnens
Kämpfer sein und Melodie.

Heimatlich im Hauch der Höhe,
Witternd im Geleucht der Wolken,
Dennoch Bürger dieses Bodens,
Menschenbildern fremd und fremd.
Tiefster Trost im Daseinsdämmer:
Kämpfer sein und Melodie.

TESTAMENT EINES BERLINERS
(1926)

Mit Musik, doch ohne Pfaffen,
Gleichfalls ohne vieles Flennen,
Sollt ihr mich zum Friedhof schaffen
Und mich braun zu Asche brennen.
Dann vergrabt mich armen Pinsel,
Kleingestäubt in Ur-Atome,
Unweit von der Pfaueninsel
Hart am holden Havelstrom.
Sonntags, wenn sich heiss umschlingen
Fritze, Kläre, Max, Adele
Und die kleinen Mädchen singen –
Freut sich meine arme Seele

Ich schrieb (1931):

Wer hat die schönsten Schäfchen?
Und klassische Musik?
Wer schläft das tiefste Schläfchen?
Eine gewisse, eine gewisse, eine gewisse Republik.

Wer sieht ein täglich Morden
Und findet keinen Rat?
Wer duldet Landsknechtshorden
Als rüden Staat im Staat?

Wer quirlt mit milden Händchen
Im Topf der Politik?
Wein mangelt dies Talentchen?
Einer gewissen, einer gewissen, einer gewissen Republik.

Sie hat ein reines Wollen
Und einen sanften Sinn.
Bevor noch Köpfe rollen,
Streckt sie schon ihren hin.

Wer schläft das tiefste Schläfchen
Trotz Militärmusik?
Wer hat die schönsten Schäfchen?
Eine gewisse, eine gewisse, eine gewisse Republik

Gestank und Schmutz und Hitlergruss
Sind etwas schwer zu Leidendes;
Doch steht die Welt Gewehr bei Fuss
Und tätigt nichts Entscheidendes.
Im welken Erdengarten,
Da starren sie und warten.

Ich schreibe diese Zeilen jetzt in Frankreich – und denke zurück an ein tief unglückliches Land. Es hat wunderbare Werte gezeitigt... vor seiner Erniedrigung, (die kitschverlogenen Erhebung heisst). Dem Land bleibt meine Liebe – man vergisst es nicht. Die Bewohner möchte man vergessen. Nichts vergessen wird den Blutschmarotzern; den Machtfledderern; den Folterern; den Hepp-hepp-hunden.

Die Agonie ist nicht bequem,
Der Atem rasselt ungewohnt,
Der Hirnrest haucht crotzalledem:
Es... Hat... Geloht.



Emil Praetonui, Kerr-Karikatur

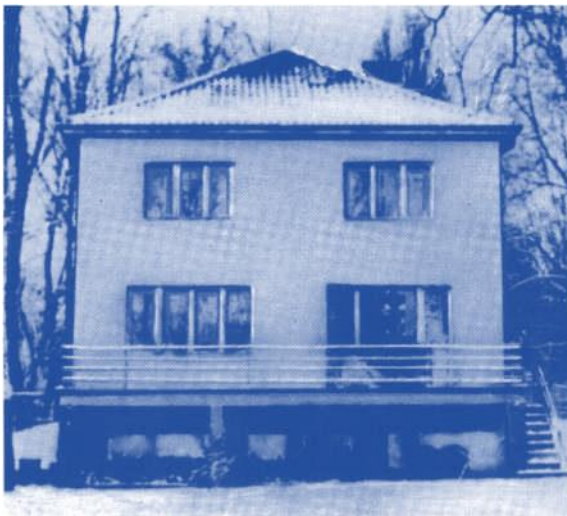
JOCHEN KLEPPER (22.3.1903 – 10.12.1942)



Ein schlesischer Dichter, der zugleich zum Zeugen und mit seiner Familie zum erschütternden Opfer unserer nationalsozialistischen Vergangenheit geworden ist. In geographischer und geistiger Nähe zu dem Liederdichter Johann Heermann und Andreas Gryphius wurde er wie diese im nördlichsten Teil Schlesiens am 22. März 1903 in («Kuh»)-Beuthen a.d. Oder als Sohn eines Pfarrers geboren. In Glogau besuchte er das humanistische Gymnasium und studierte ohne Examensabschluss Theologie in Breslau. Dr. Hans Saalfeld schildert Klepper in seinen Erinnerungen *als Mitbewohner im Johanneum auf der Sternstrasse als einen Konviktualen mit grossen Augen, schmalem Kopf mit leidendem Gesichtsausdruck und einem sehr gepflegten Äusseren. Er war kein Spielverderber und von unwahrscheinlicher Gutmütigkeit. Bereits während dieser Zeit verkehrte er gern in Schauspieler- und Künstlerkreisen. Seine Grossmutter soll eine französische Prinzessin aus dem Hause Rohan gewesen sein.*

Obwohl sich Klepper immer nach dem Pfarrhaus gesehnt hat, der Kreuzestheologie Luthers zuinnerst verpflichtet, dachte er nie ernsthaft daran, selbst Pfarrer zu werden. Zu heftig trieb ihn das Interesse an Literatur, die Freude zu gestalten, zu formen und zu erzählen. In seiner frühen Lyrik spürt man den Einfluss Rilkes. Auf neuen Wegen versucht er sich ab 1928 als Autor von Novellen und Gedichten und ist für kurze Zeit im Evangelischen Presseverband für Schlesien in Breslau tätig. Wohl schon während seiner Studienzeit kennengelernt und später bei ihr in Untermiete, heiratet er am 28. März 1931 die dreizehn Jahre ältere Jüdin Hanni Stein, geb. Gerstel, im Modegeschäft vermögend geworden, Witwe eines jüdischen Anwalts und Mutter von zwei kleinen Töchtern, Brigitte und Renate. Er hat diese «Mischehe» nie bereut, wiewohl sie die schmerzhafteste Entfremdung zu seinem Elternhaus mitbedingte und den Anfang der Isolierung und des langen Leidensweges seiner Familie bedeutete. Aus beruflichen Gründen übersiedelt er 1932 nach Berlin. Bevor er dort beim Funk und im Verlag Ullstein tätig wird, schreibt er den Oderroman «Der Kahn der fröhlichen Leute», der seine grosse

Liebe zu Heimat und Natur verrät. Hier beginnen auch seine berühmten Tagebuchaufzeichnungen, «Unter dem Schatten deiner Flügel», erst 1956 veröffentlicht. Im Jahr 1933 verliert er im Zuge wachsender antisemitischer Pogrome seine Stellung am Funk und in der Reichsschrifttumkammer. Später erhält er Schreibverbot. Er lebt täglich aus Gottes Wort und gestaltet das Kirchenjahr zu festlichen Tagen im eigenen Haus am Süden und später am Nikolassee. Er liebt Berlin, und er liebt Preussen, wie er es sieht in seiner Romangestalt König Friedrich Wilhelm I. Dieser Roman «Der Vater» (1936) ist ein christlicher Roman, der Protest gegen usurpierte Macht und Missachtung der Menschenwürde anstelle von Gottesfurcht und Gerechtigkeit. Klepper wollte ein Dichter der Kirche sein. 1938 erschien die erste Ausgabe von «Kyrie», eine Sammlung von 30 Liedern und Gedichten. Fragmentarisch sind seine Aufzeichnungen zum Lutherroman «Das Ewige Haus», in dem er über die Geschichte des ersten deutschen Pfarrhauses und Luthers Frau Katharina von Bora schreiben wollte. Ist es müssig oder dennoch erwähnenswert, dass er alle seine Arbeiten einem schwächlichen, ja kranken Körper abgerungen hat? Um so erstaunlicher, *dass seine Lieder zu dem Schönsten und Besten gehören, was die deutsche Lyrik im 20. Jh. hervorgebracht hat*, wie Dr. Saalfeld und Kurt Ihlenfeld bemerken. Inzwischen brannten die Synagogen. Tochter Brigitte konnte noch nach England emigrieren. Nach einjährigem Kriegsdienst wurde er wegen seiner «nichtarischen» Ehe 1942 wieder entlassen. Das Ende bahnt sich an. Reflexionen über den Selbstmord finden sich bei ihm sehr früh. Die äusseren Umstände, der Druck auf seiner Seele und die Ausweglosigkeit verschliessen seinen Mund. Er kann nicht mehr schreiben. Kein Wort kommt mehr zu Papier. Der Familie droht die Einweisung in das Konzentrationslager. Neun Jahre hat er um seine Ehe gekämpft. Sich selbst zu retten, wenn er sich scheiden liesse, lehnt er entschieden ab. Seine letzten Eintragungen in das Tagebuch: «10. Dezember 1942 / Donnerstag: – Nachmittags die Verhandlungen auf dem Sicherheitsdienst (mit Eichmann). Wir sterben nun – ach, auch das steht bei Gott – Wir gehen heute Nacht gemeinsam in den Tod. – Über uns steht in den letzten Stunden das Bild des Segnenden Christus, der um uns ringt. In dessen Anblick endet unser Leben.»



Berlin, Nikolassee, Haus Klepper



Wohnraum, in der Ecke Madonna mit Kind

«Die Angst um das Kind steigt nun aufs Höchste» (Tgb. 989), schreibt Jochen Klepper im November in sein Tagebuch. Hanni erhält Nachricht von der Deportation ihrer Verwandten. Gerüchte über geplante Zwangsscheidungs-gesetze laufen um.

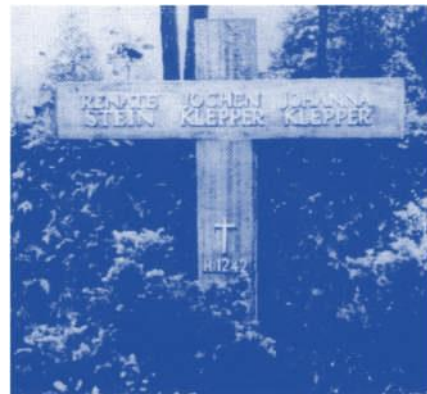
«Das Unheil wächst und wächst; und in diesem neuen Ansturm erreicht es uns vielleicht unter den ersten Opfern. Nun alle grosse Arbeit nicht mehr entstehen kann, werde ich wohl auch kein Gedicht, kein Kirchenlied mehr schreiben können; es geht von innen und von aussen nicht mehr, obwohl die Liebe zu Gott sich nicht wandelt. Aber im Vertrauen und im Gehorsam und in der Hoffnung ist ein Bruch⁴ (Tgb. 998.)

Das Jahr 1942 bricht an: « ... ist das Jahr unseres Todes da? Oder das Jahr des grössten Wunders in unserem Leben? Eine Mitte gibt es wohl nicht mehr – es geht um den Tod oder das Wunder oder die grenzenlose Qual», heisst es unter dem 2. Januar 1942 im Tagebuch (Tgb. 1014).

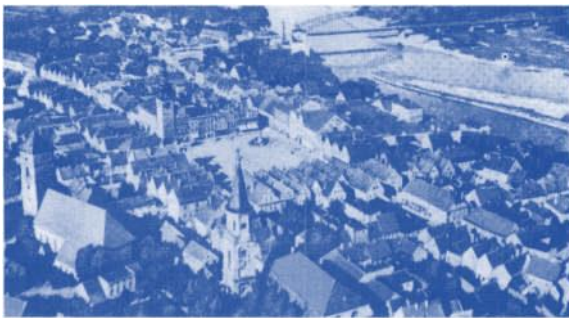
10. Dezember 1942 / Donnerstag

Nachmittags die Verhandlung auf dem Sicherheitsdienst.
Wir sterben nun – ach, auch das steht bei Gott –
Wir gehen heute nacht gemeinsam in den Tod.

Über uns steht in den letzten Stunden das Bild des Segnenden Christus, der um uns ringt.
In dessen Anblick endet unser Leben.



Berlin-Nikolassee, das Grabmal von Jochen Klepper, Johanna Klepper, Renate Stein



Blick auf Beuthen an der Oder;
links: Kath. Kirche; rechts: Evg. Kirche



Breslau, Universität

Text: Jochen Klepper 1938
Melodie: Johanna Petzold 1939

1. Die Nacht ist vor-ge-drun-gen, der Tag ist
So sei nun Lob ge-sun-gen, dem hel-len
nicht mehr fern. Auch wer zur Nacht ge-wei-net, der
Mor-gen-stern. stim-me froh mit ein. Der Mor-gen-stern be-
schei-net, auch dei-ne Angst und Pein.

2. Dem alle Engel dienen, / wird nun ein Kind und Knecht. / Gott selber ist erschienen / zur Sühne für sein Recht. / Wer schuldig ist auf Erden, / verhüll nicht mehr sein Haupt. / Er soll errettet werden, / wenn er dem Kinde glaubt.
3. Die Nacht ist schon im Schwinden, / macht euch zum Stalle auf. / Ihr sollt das Heil dort finden, / das aller Zeiten Lauf / von Anfang an verkündet, / seit eure Schuld geschah. / Nun hat sich euch verbündet, / den Gott selbst ausersah.
4. Noch manche Nacht wird fallen / auf Menschenleid und -schuld. / Doch wandert nun mit allen / der Stern der Gotteshuld. / Beglänzt von seinem Lichte, / hält euch kein Dunkel mehr; / von Gottes Angesichte / kam euch die Rettung her.
5. Gott will im Dunkel wohnen / und hat es doch erhellt. / Als wollte er belohnen, / so richtet er die Welt. / Der sich den Erdkreis baute, / der lässt den Sünder nicht. / Wer hier dem Sohn vertraute, / kommt dort aus dem Gericht.

1. Der du die Zeit in Hän-den hast, Herr,
nimmauch die-ses Jah-res Last und wand-le sie in
Se-gen. Nun von dir selbst in Je-sus
Christ die Mit-te fest ge-wie-sen ist,
führ uns dem Ziel ent-ge-gen.

2. Da alles, was der Mensch beginnt, / vor seinen Augen noch zerrinnt, / sei du selbst der Vollender. / Die Jahre, die du uns geschenkt, / wenn deine Güte uns nicht lenkt, / veralten wie Gewänder.
3. Wer ist hier, der vor dir besteht? / Der Mensch, sein Tag, sein Werk vergeht: / nur du allein wirst bleiben. / Nur Gottes Jahr währt für und für, / drum kehre jeden Tag zu dir, / weil wir im Winde treiben.
4. Der Mensch ahnt nichts von seiner Frist. / Du aber bleibest, der du bist. / in Jahren ohne Ende. / Wir fahren hin durch deinen Zorn, / und doch strömt deiner Gnade Born / in unsre leeren Hände.
5. Und diese Gaben, Herr, allein / lass Wert und Mass der Tage sein, / die wir in Schuld verbringen. / Nach ihnen sei die Zeit gezählt; / was wir versäumt, was wir verfehlt, / darf nicht mehr vor dich dringen.
6. Der du allein der Ewge heisst / und Anfang, Ziel und Mitte weisst / im Fluge unsrer Zeiten: / bleib du uns gnädig zugewandt / und führe uns an deiner Hand, / damit wir sicher schreiten.

Text: Jochen Klepper 1938
Melodie: Siegfried Reda 1960

CARL GOTTHARD LANGHANS (15.12.1733 – 1.10.1808)

Ein schlesischer Baumeister, dessen bekanntestes Werk das *Brandenburger Tor* ist, der als Schöpfer des klassizistischen Baustils im damaligen Preussen wie kein anderer gefeiert wurde, ist längst in Vergessenheit geraten. Vieles von ihm fiel schon zu seinen Lebzeiten den Flammen zum Opfer. Andere, wie der geniale Schinkel, lösten ihn ab, übertrafen ihn.

Langhans entstammt einer alten schlesischen Lehrerfamilie aus Sagan, die bis ins 16. Jh. zurückreicht. Grosse Gelehrsamkeit zeichnete die nachfolgenden Generationen aus. Sein Vater war Konrektor an der ev. Schule in Landeshut im Riesengebirge. Am 15. Dezember 1733 wird er dort geboren. Nicht lange danach erhält der Vater die Rektorenstelle am Gymnasium in Schweidnitz. Hier verlebt er seine Kindheit, wobei auf eine gründliche Schulausbildung besonderen Wert gelegt wurde. Im preussischen Halle, wo man studiert haben musste, um später im Staatsdienst eine Stelle zu erhalten, widmete er sich dem Studium der Theologie, der Mathematik, der Sprachen und der Architektur, die ihn besonders interessierte. Anschauungsmaterial fand er dazu weniger in Halle, aber dafür in Leipzig und Dresden in einer Mischung deutschen Barocks in Pöppelmanns Prachtbauten und den ruhigen Formen der Antike. Während seiner siebenjährigen Hauslehrerstelle bei dem Grafen Matuschka in Breslau erhielt er seine ersten Bauaufträge. Im stark zerstörten Schlesien befahl Friedrich II., 8'000 Häuser zu errichten und Kirchen zu bauen. Langhans wurde die Planung der neuen Friedenskirche in Glogau übertragen, die er aber wegen seiner Anstellung als Bauinspektor beim Fürsten Franz Philipp Adrian v. Hatzfeld nicht selbst ausführte. Nach der Erweiterung des Trachenberger Schlosses übertrug ihm sein Dienstherr die Planung und Bauleitung des von Laudon im Siebenjährigen Krieg zerstörten Palais in Breslau, das mitten in der Stadt lag. Langhans setzte seinen ganzen Ehrgeiz daran, den grosszügigen Neubau in dem durch Winkelmann und Lessing neuentdeckten griechischen Stil entstehen zu lassen. Lessing hatte er über den damaligen Stadtkommandanten von Breslau, Bogislaw von Tauentzien, kennengelernt. Unter dessen Einfluss setzte er dem Barockstil der Jesuiten in Breslau ein Ende. Zum Palais-Auftrag gehörte, sich auf zwei Studienreisen nach Italien



und Paris brauchbare Anregungen zu holen und den Marmor aus Carrara für das Bauvorhaben auszusuchen. Das 1786 vollendete Palais begründete den Ruf von Langhans als führender Architekt in ganz Preussen. Nun folgte Auftrag auf Auftrag. Prinz Heinrich, der jüngere Bruder Friedrichs des Grossen, der nach diesem Schloss Rheinsberg als Wohnsitz erhielt, bestellte ihn neben Carl Christian Hennert als zeitweiligen wichtigen Berater und Erweiterer für die barocke dreiflügelige Anlage des Schlosses. Weiter veranlasste ihn König Friedrich II. zum Bau des neuen Zwingers, des Gesellschaftshauses der Breslauer Kaufmannschaft. 1771 plante er die erste Zuckersiederei in Breslau, die er hinter einer schlossähnlichen Fassade errichtete. Das Friedlichster lässt Tauentzien von ihm zur Modernisierung der Festungsanlagen erbauen. 1777 heiratete Langhans die Malerin und Tochter des Rechtsgelehrten Jaekel. 1782 gründete er eine eigene Kalkbrennerei, die Holtei zur Dialektposse «Der Kalkbrenner» veranlasste. 1788 erhält Langhans auf Empfehlung von Graf Hoym, dem damaligen preussischen Minister von Schlesien, seine Berufung als Direktor des Oberhofbauamtes nach Berlin und wird Ehrenmitglied der Königlichen Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften. Ein neuer und wichtiger Lebensabschnitt für ihn. Ab diesem Datum trägt er die Gesamtverantwortung für alle Bauvorhaben in Preussen. Weitere Bauten aus seiner Planung sind das neue Schauspielhaus in Breslau und Berlin, die Erweiterung des königlichen Schlosses in Breslau, Schloss Pawlowitz bei Lissa und die evangelischen Kirchen in Reichenbach, Waldenburg und Rawitsch mit dem für ihn charakteristischen ovalen Innenraum. Der Turm der Berliner Marienkirche im neugotischen Stil geht auf eine Anregung von einer Englandreise zurück. Die Friedrichs- und Herkulesbrücke, die Kolonnaden, die Orangerie, das neue Schauspielhaus in Berlin und das gotische Angelhaus gehören der Spätzeit an. Am Ende seines Schaffens steht das als Befestigungswerk gedachte Brandenburger Tor, seine bekannteste und historisch wohl bedeutsamste Schöpfung. Dem Breslauer unvergessen bleibt sicher auch sein Tauentziendenkmal. – Erwähnt sei noch, dass sein Sohn Carl Ferdinand Langhans (1781 – 1869), ebenfalls Baumeister, in Breslau die Alte Börse und die Elftausend-Jungfrauen-Kirche errichtete.

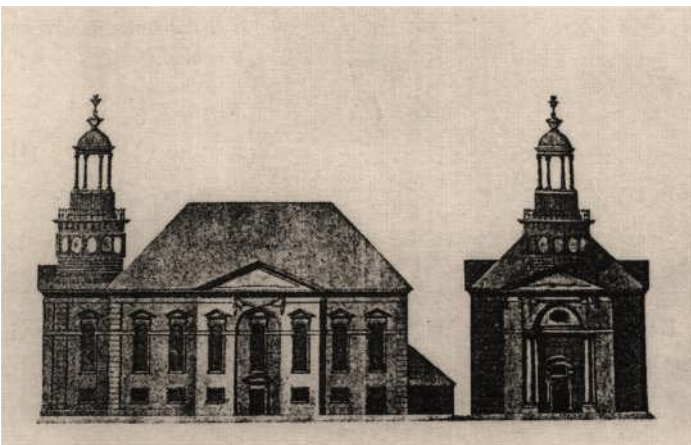
Langhans galt als Eklektiker, der aus allem das Beste entnahm und verwandte. Die letzten Jahre verbrachte er zurückgezogen in seinem Landhaus in Grüneiche bei Breslau. In den Jahren des Untergangs Preussens durch Napoleon stirbt er am 1. Oktober 1808 mit 75 Jahren.



Carl Gotthard Langhans (1733-1808)



Das alte Fürstlich Hatzfeldt'sche Palais



Evangelische Kirche zu Waldenburg in Schlesien (1785)



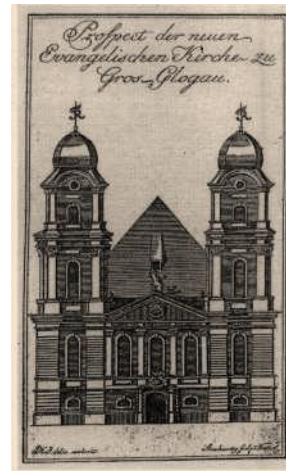
*Der alte Zwinger in Breslau (1768) – nach einer Abbildung bei Wendt:
Festschrift zur Jubelfeier des Zwingers 1903*



Berlin, Brandenburger Tor, 1788-91, bedeutendstes Werk des deutschen «graecisierenden Klassizismus», von der französischen Revolutionsarchitektur beeinflusst



Friedrichsbrücke (Herkulesbrücke) in ihrer alten Gestalt, Berlin (oben)



Evangelische Kirche zu Gross-Glogau, 1764, ursprünglicher Entwurf (links)

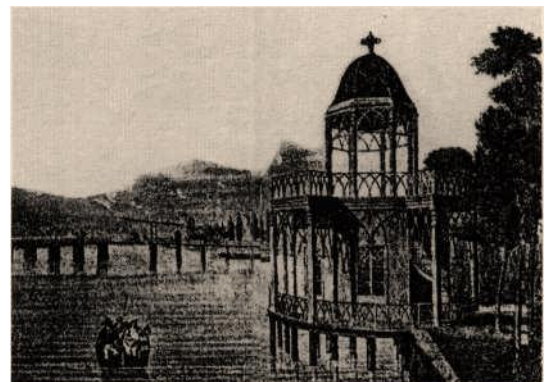
Gotisches Angelhaus im Schlosspark zu Charlottenburg, um 1790 (unten)



Neue Architektur für Theaterbauten

1. 1. 1802, Berlin. Auf dem Gendarmenmarkt eröffnet das von dem klassizistischen Baumeister Carl Gotthard Langhans (1732-1808) errichtete Schauspielhaus mit einer

Aufführung des Dramas »Die Kreuzfahrer« von August von Kotzebue. Das 2000 Zuschauer fassende langgestreckte Gebäude, das nach den neuesten Erkenntnissen der Akustik konstruiert wurde, erhält wegen seines auffallend hochgewölbten Daches von den Berlinern den Spitznamen »der Koffer«.



FERDINAND LASSALLE (11.4.1825-31.8.1865)

Er gilt als Gründer der Sozialdemokratischen Bewegung in Deutschland. Sein Geschichtsbild schwankte in der Vergangenheit zwischen glorifizierender Überbewertung und Verkennung seiner objektiven Verdienste und hat wohl erst durch den israelitischen Wissenschaftler und seinen Biographen Shalomo Na'aman (Ferd. Lassalle, 1970) seinen historisch angemessenen Platz gefunden. Lassalles grellfarbige Persönlichkeit ist in allen drei Lebensabschnitten sichtbar.



1. Seine Herkunft: Sein Vater, einer der wenigen Ostjuden aus Löslau OS, der es in Breslau als Kaufmann zu Wohlstand und als entschiedener Anhänger des Reformjudentums zu gesellschaftlicher Integration gebracht hatte (acht Jahre Stadtverordneter), liess trotz Anpassung seinen Sohn gänzlich in der jüdischen Gemeinde aufwachsen und bestimmte ihn ursprünglich zum Beruf eines Rabbiners. Ferdinand hatte ein gebrochenes Verhältnis zum orthodoxen Judentum (missachtete dessen Speisegebote) und sagte: «Man ist bei uns Jude, wie man Protestant oder Katholik ist.» – In dem seit dem Toleranzedikt von 1783 begonnenen Assimilationsprozess war es einzig wichtig, eine standesgemässe Bildung, Teilnahme an der deutschen Kultur und ein loyales Verhältnis zum Staat zu haben. Trotzdem versagte man ihm gerade als Juden in seinem Leben mehrmals die volle Anerkennung und Gleichberechtigung. Am Rossmarkt in Breslau geboren, besuchte er das Magdalenen- und Matthias-Gymnasium und bestand 1843 das Abitur. Ein Heimatgefühl zu seiner Vaterstadt bzw. Schlesien entwickelte er nicht – wie auch keine Liebe zur Natur.

2. Die Studienjahre und der Hatzfeldt'sche Prozess: Mit dem festen Willen zum gleichberechtigten Aufstieg studierte er in Breslau und Berlin Philosophie und Geschichte und erkannte – von Hegel stark beeindruckt – in der Politik mehr und mehr seine künftige Aufgabe. Das «Junge Deutschland» führte ihn zur demokratischen Bewegung. Während seines Pariser Aufenthaltes (1845) lernte er den französischen Frühsozialismus kennen. Voll Begeisterung für diesen nennt ihn Heine, dem er dort begegnet, einen neuen Mirabeau. – Mitten aus dieser seiner politischen Entwicklung wird Lassalle

durch die Bekanntschaft mit der Gräfin Sophie von Hatzfeldt und deren Ehestreit herausgerissen. Als ihr Anwalt vertritt er sie als Nichtjurist zehn Jahre bis zum Vergleich, der ihm wirtschaftliche Unabhängigkeit einbringt. Während dieser Zeit und später in Berlin vertieft er seine philosophischen Studien, schreibt über Heraklit von Ephesus sowie programmatische Schriften (abweichend von Marx); ausserdem das Drama «Franz von Sickingen».

3. *Der sozialistische Demokrat und Führer des ADAV (Allgemeiner Deutscher Arbeiter-Verein)*: Die Erhebung von 1848 verbringt er im Gefängnis, während Marx und Engels nach London emigrieren. Danach verdichten sich Lassalles Ideen von Staat, Nation, Revolution und Demokratie sowie die Rolle des Arbeiterstandes zu einem Gesamtkonzept: Die Habsburgermonarchie sollte in einen demokratischen Staat aller Deutschen übergehen. – Nicht Revolution, sondern Evolution ist angesagt. – Er kämpft gegen die Ausbeutung des Arbeiterstandes durch den Klassenstaat. Die soziale Sicherung des Arbeiters hat demgegenüber unbedingten Vorrang. Die Verwirklichung der Sittlichkeit, d.h. die Gleichberechtigung aller, ist nur durch Abbau der Besitzprivilegien und Teilhabe des Arbeiters am Produktionsgewinn in einem demokratischen Staat mit einem allgemeinen und gleichen Wahlrecht zu erreichen. Hierüber führt er mit Bismarck Gespräche. Mit seinem «Arbeiter-Programm» wird am 23. Mai 1863 in Leipzig der ADAV gegründet, dessen erster Präsident er war. Tragisch ist sein früherer Tod durch ein Duell in Genf. Auf dem jüdischen Friedhof in Breslau ist sein Grab noch heute erhalten. Ein «Arbeiter-Messias», wie er oftmals genannt wurde, war er freilich nicht. Lassalles Gedanken und Forderungen in seinem «Programm einer deutschen Arbeiterpartei» sind heute längst verwirklicht, deshalb vielleicht besonders empfehlenswert, sie im Nachhinein an dieser Stelle zu lesen (s. Beispielseite).



Gründungsmitglieder des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins (ADAV), ganz rechts Ferdinand Lassalle



G. W. F. Hegel (aus einem Gemälde von J. Schlesinger)



Karl Marx

Lassalle's Programm einer deutschen Arbeiterpartei

«Der Arbeiterstand muss sich als selbständige politische Partei konstituieren und das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht zu dem prinzipiellen Losungswort und Banner dieser Partei machen, Die Vertretung des Arbeiterstandes in den gesetzgebenden Körpern Deutschlands – dies ist es allein, was in politischer Hinsicht seine legitimen Interessen befriedigen kann. Eine friedliche und gesetzliche Agitation hierfür mit allen gesetzlichen Mitteln zu eröffnen, das ist und muss in politischer Hinsicht das Programm der Arbeiterpartei sein...»

Nach einer entschiedenen Abrechnung mit dem von Hermann Schulze-Delitzsch vertretenen Gedanken von Genossenschaftsvereinen, die *«auch in Bezug auf den kleinen Handwerker nur den Todeskampf, in welchem das kleine Handwerk der Grossindustrie zu unterliegen... bestimmt ist, verlängern, die Qualen dieses Todeskampfes dadurch vermehren und die Entwicklung unserer Kultur unnütz auf halten»*, formuliert er hier seine – nicht originellen, aber gekonnt popularisierten – ökonomischen Thesen: *«1) Die Benachteiligung, welche den Arbeiterstand trifft, trifft ihn... als Produzenten, nicht als Konsumenten. Es ist daher schon eine ganz falsche Hilfe, dem Arbeiter als Konsumenten helfen zu wollen, statt ihm auf der Seite zu helfen, wo wirklich der Schuh ihn drückt, als Produzenten. Als Konsumenten stehen wir bereits heute im Allgemeinen alle gleich. Wie vor dem Gendarmen, sind vor dem Verkäufer alle Menschen gleich, wenn sie nur zahlen. ...2) Das eiserne ökonomische Gesetz, welches unter den heutigen Verhältnissen, unter der Herrschaft von Angebot und Nachfrage nach Arbeit, den Arbeitslohn bestimmt, ist dieses: dass der durchschnittliche Arbeitslohn immer auf den notwendigen Lebensunterhalt reduziert bleibt, der in einem Volke gewohnheitsmässig zur Fristung der Existenz und zur Fortpflanzung erforderlich ist...»* Als Weg zur «Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes» propagierte Lassalle das *«Prinzip der freien individuellen Assoziation der Arbeiter... aber nur durch seine Anwendung und Ausdehnung auf die fabrikmässige Grossproduktion. Wenn der Arbeiterstand sein eigener Unternehmer ist, so fällt jene Scheidung zwischen Arbeitslohn und Unternehmerngewinn und mit ihr der Arbeitslohn überhaupt fort, und an seine Stelle tritt als Vergeltung der Arbeit: der Arbeitsertrag! ... Und gewiss ist nichts sichrer, nichts festerstehend, als dass Sie dies niemals ermöglichen würden, wenn Sie ausschliesslich und lediglich und allein auf Ihre isolierten Anstrengungen als Individuen reduziert bleiben. Eben deshalb ist es Sache und Aufgabe des Staates, Ihnen dies zu ermöglichen, die grosse Sache der freien individuellen Assoziation des Arbeiterstandes fördernd und entwickelnd in seine Hand zu nehmen und es zu seiner heiligsten Pflicht zu machen, Ihnen die Mittel und Möglichkeiten zu dieser Ihrer Selbstorganisation und Selbstassoziation zu bieten.»*



Lassalles Rede über «Die Philosophie Fichtes und die Bedeutung des deutschen Volksgeistes»

«So gewaltig auch die Aufgabe der französischen Revolution war – das französische Volk fand bereits einen französischen Boden vor, der ihm geschichtlich entstanden war ... Das deutsche Volk hat kein deutsches Territorium! Ein abgeschiedener Geist irrt dieses Volk, das deutsche Volk, umher, bestehend in einer blossen geistigen Innerlichkeit und lechzend nach einer Wirklichkeit, ein Postulat der Zukunft! Dem metaphysischen Volke, dem deutschen Volke, ist so durch seine gesamte Entwicklung und in [der] Geschichte, dieses höchste metaphysische Los, diese aber als eine metaphysische Innerlichkeit existierende höchste weltgeschichtliche Ehre zugefallen, sich aus dem blossen geistigen Volksbegriffe einen nationalen Boden, ein Territorium zu schaffen, sich aus dem Denken ein Sein zu erzeugen. ... Es ist ein Akt wie der Welterschöpfungsakt Gottes! Aus dem reinen Geist heraus soll nicht eine ihm gegebene reale Wirklichkeit bloss gestaltet, sondern sogar die blosse Stätte seines Daseins, sein Territorium erst geschaffen werden! ... An dem Tage, wo alle Glocken läutend die Fleischwerdung dieses Geistes, das Geburtsfest des deutschen Staates, verkünden werden, – an diesem Tage werden wir auch das wahre Fest Fichtes, die Vermählung seines Geistes mit der Wirklichkeit feiern.»



Willy Brandt zu Lassalle

Anlässlich eines Besuchs an der Stätte des Duells nahe der französisch-schweizerischen Grenze äusserte der Vorsitzende der SPD, Willy Brandt, Anfang April 1984, Lassalle habe sich mit dem ADAV als Partei zur Verteidigung der Interessen der Arbeiterschaft ein historisches Verdienst erworben. Er habe der Sozialdemokratie nicht nur den Ansatz zu einer Massenorganisation hinterlassen, sondern vor allem einen Freiheitsbegriff, der sich zur «gemeinsamen Verantwortung, zur Solidarität in Freiheit» ausweite.

PAUL LÖBE (14.12.1875 – 3.8.1967)

Zwölf Jahre lang war der gebürtige Liegnitzer und gelernte Schriftsetzer während der Weimarer Republik von 1920 bis 1932 Präsident des Deutschen Reichstages, bis ihn Hermann Göring mit der «Machter-schleichung» Adolf Hitlers – wie er sie nannte – ablöste und Löbe wegen seiner führenden Rolle als sozialdemokratischer Politiker zweimal in den Konzentrationslagern Breslau-Dürrgoy 1933 und Gross-Rosen 1944 inhaftiert wurde. Nach der Vertreibung begann der unermüdlich für Recht und Aussöhnung und um Wiedergewinnung des deutschen Ansehens in der Welt kämpfende Mann seinen zweiten politischen Lebensabschnitt:



Als Präsident des «Kuratoriums Unteilbares Deutschland», des «Deutschen Rates der Europäischen Bewegung» und Ehrenmitglied der Europa-Union genoss er über die Grenzen Deutschlands hinaus grosses Gewicht und Ansehen. Theodor Heuss charakterisierte ihn, den grossen schlesischen Sozialdemokraten, in der Festschrift zu seinem 80. Geburtstag mit den Worten: *«Mir scheint es eine Wohltat, dass es solche Männer noch gibt. Man kann sie beim Schicksal nicht bestellen; sie sind ein Geschenk. Aber für ein Geschenk muss man zu danken wissen.»* Und Konrad Adenauer schrieb aus dem gleichen Anlass: *«Paul Löbe ist einer der lautersten und charaktervollsten Menschen, die ich in meinem Leben kennengelernt habe.»* –

Als Sohn eines Tischlers und eines Dienstmädchens wächst er in ärmlichen Verhältnissen, aber in einer harmonisch und tolerant geführten Familie heran. Er war der Älteste von acht Kindern und musste frühzeitig durch Botengänge dazuverdienen, wobei ihm schon in jungen Jahren die Erfahrung von Armut und sozialer Zurücksetzung bewusst wurde. Das bestärkte in ihm das Solidaritätsgefühl mit dem Arbeiterstand. Da der Lehrerberuf für ihn nicht finanzierbar war, trat er die Lehrstelle in einer Liegnitzer Druckerei an. Mit 16 Jahren schrieb er bereits die ersten Artikel für die sozialdemokratische «Volkswacht», deren Chefredakteur er später wurde. Für sechs Monate ging dann der 18jährige auf die «Walz», die ihn über Wien, Ungarn, Triest, Venedig, Florenz, Rom, Neapel, die Schweiz, Dresden und Dessau wieder in die Heimat führte. Nach dem Tod des Vaters erhält er die Stelle eines

Setzers in der Breslauer «Volkswacht». Wegen seiner Kritik am ungerechten preussischen Dreiklassenwahlrecht musste er ins Gefängnis, wo er die Zeit für intensive Weiterbildung nutzte, indem er sich eingehend mit der Geschichte, den Staatswissenschaften, der Literatur und den Sprachen befasste. 1901 heiratete er Clara Schaller. 1904 wird er als zweiter Sozialdemokrat Breslauer Stadtverordneter. In dieser Zeit lernt er unter anderem W. Liebknecht, R. Luxemburg, Ph. Scheidemann und Eduard Bernstein kennen. In einem literarischen Zirkel begegnet er unter anderem Richard Dehmel, Arno Holz, Gerhart Hauptmann und Paul Keller. Das blühende geistige Leben Breslaus vermittelte ihm das Rüstzeug für sein späteres hohes Amt in Weimar. Wegen eines Lungenleidens musste er nicht als Soldat am Ersten Weltkrieg teilnehmen. In seiner Heimatstadt Breslau baute er indessen «Die Volkswacht» zu einem führenden Parteiblatt der Sozialdemokratie aus. 1918 tritt er in seiner Zeitung wie auch die «Fränkische Tagespost» für die Absetzung des Kaisers ein. Wenig später wird er für den Wahlkreis Mittelschlesien nach Weimar entsandt, wo er durch die Nationalversammlung 1919 zum Vizepräsidenten und 1920 mit 397 von 420 Stimmen zu ihrem Präsidenten gewählt wurde. Ganz gegen Bismarcks kleindeutsche Lösung unter Führung Preussens setzte sich Paul Löbe mehrmals für den Anschluss Österreichs an Deutschland ein, ebenso energisch gegen eine Teilung Oberschlesiens. Er erlebte eine Reihe von Reichspräsidenten. Prächtig verstand er sich mit Friedrich Ebert (einem ehemaligen Sattler). Mit Hindenburg verband ihn der Vorname. Er sprach immer scherzhaft vom «kleinen und vom grossen Paul». Die Zeit des «Dritten Reiches» wurde oben erwähnt. Nach 1945 widmete er sich vor allem der Arbeit für die Vertriebenen, die Erhaltung der Heimat, ein geeintes Deutschland und Europa. Am 7. September 1949 eröffnete er als Alterspräsident den ersten Deutschen Bundestag. Er war einer der besten Präsidenten, loyal, liebenswürdig, bescheiden, souverän und wortgewandt auf den Punkt.

Zur Erinnerung an den ehemaligen Reichstagspräsidenten wird zur Zeit in unmittelbarer Nähe zum neuen Reichstag ein «Paul-Löbe-Haus» errichtet, in dem die Bundestagsabgeordneten und deren Ausschüsse tagen werden.



Paul Löbe



Plenarsitzung des Parlamentarischen Rates in Bonn. In der vorderen Reihe: Dr. Walter Menzel, Prof. Dr. Carlo Schmid, Paul Löbe, Dr. Theodor Heuss

Prominente Stimmen zu **Paul Löbes** Persönlichkeit.

Theodor **Heuss** in der Festschrift zu seinem 80. Geburtstag: *« Mir scheint es eine Wohltat, dass es soiche Männer noch gibt. Man kann sie beim Schicksai nicht bestellen; sie sind ein Geschenk. Aber für ein Geschenk muss man zu danken wissen.»*

Konrad **Adenauer** schreibt zu dem gleichen Anlass: *» Paul Löbe ist einer der lautersten und charaktervollsten Menschen, die ich in meinem Leben kennengelernt habe.»*

Und **Erich Eyck** urteilt über ihn: *«Er war einer der besten Präsidenten, die der Deutsche Reichstag je gehabt hat: gerecht und unparteiisch, ruhig, sicher und liebenswürdig! n seinen Formen.»*

Paul Löbes Vermächtnis ist ein Satz aus seiner Rede als Alterspräsident am 7.9.1949 vor dem 1. Deutschen Bundestag: *» Wollen wir vor der deutschen Geschichte bestehen, dann müssen wir uns, ob in Koalition oder Opposition, soweit zusammenfinden, dass Erspriessliches für unser Volk daraus erwächst, damit wir auch die Achtung für unser deutsches Volk in der Welt da draussen zurückgewinnen. Meine Damen und Herren, lassen Sie uns die Arbeit mit diesem Vorsatz beginnen.*



Der 20jährige Schriftsetzer Paul Löbe auf der Walz



Abb. Mitte links:
Auf der Tagung des Komitees für internationale Aussprache in Berlin 1930; v. l. n. r.: Paul Löbe, Albert Thomas, Prof Albert Einstein



Abb. links unten:
Reichstagssitzung unter dem Präsidium Paul Löbes, 1930. Hugenberg spricht

Auszüge aus Paul Löbes Lebenserinnerungen «Der Weg war lang» ehemals Präsident des Deutschen Reichstages

Hindenburg selbst war seiner erneuten Aufstellung durchaus nicht geneigt. In der Unterredung mit seinem Sohn erklärte mir dieser, man sollte dem Vater endlich die wohlverdiente Ruhe lassen. Er habe dem Vaterland in Krieg und Frieden genug Dienste geleistet. «Aber», fügte der Sohn hinzu: «anders werden wir ja den Kerl nicht los!» Mit dem «Kerl» war Hitler gemeint, und mit dieser Begründung nahm der alte Herr die Kandidatur noch einmal an. Mit dieser Begründung stimmten diesmal die Sozialdemokraten für ihn. Es war ein letzter Versuch, das Verhängnis abzuwenden, er hat nur ein halbes Jahr vorgehalten. Vergeblich warnten die Redner der Linken die deutschen Wähler vor Hitler. Auch Kurt Schumachers tapferes Auftreten in der Reichstagssitzung vom 23. Februar 1932 konnte die Welle nicht mehr aufhalten.

Schleicher, der seinen Namen nicht zu Unrecht trug, liebte es wie einst die graue Exzellenz von Hollstein, zunächst hinter den Kulissen die Drähte zu ziehen.

Dabei hatte Hindenburg keinen Zweifel über seine Abneigung gegen Hitler gelassen, sie war durch mancherlei kleine Vorfälle bestätigt. So erzählte mir Otto Meissner, wie auf der Rückreise aus Neudeck auf dem Bahnhof in Rosenberg vier Braunhemden vor dem Salonwagen des Reichspräsidenten Aufstellung genommen und «Deutschland erwache!» in die Fenster gerufen hatten. Hindenburg trat vor und antwortete: «Noch wird Deutschland von Männern regiert und nicht von Jungen.»

Spannen wir Hitler mit Brüning zusammen, so ist der zweite einige Monate später erledigt. Er wird beiseite geschoben, wie Mussolini die Popolari beiseite schob. Deshalb müssen wir es anders machen. Wir nehmen den Kerl in die Mitte und hängen ihm zwei Gewichte an. Auf der einen Seite mich (Schleicher) und die Reichswehr, auf der anderen den alten Herrn und seine Autorität. Da werden wir Adolf schon kirre kriegen!» So suchte ein Fuchs den anderen zu betrügen. Da Hitler aber nicht nur Fuchs, sondern auch Wolf und Schakal war, hat er über Schleicher triumphiert und ihn später umbringen lassen. Zunächst jedoch nahmen die Kabalen ihren Fortgang.

SCHLUSSWORT

Bei der Jahrhundertfeier der deutschen Revolution von 1848 hielt ich in Berlin eine Gedenkrede, aus der ich für meine Leser der jüngeren Generation eine Mahnung wiederholen möchte:

«Erwartet den Sieg des Sozialismus nicht von Institutionen und Organisationen, nicht von Gesetzen und Verordnungen allein, sondern trinkt euer Wirken vor allem mit jenem Geist der Brüderlichkeit, der Güte und Menschenliebe, der den eigentlichen Inhalt unserer sozialistischen Überzeugung ausmacht. Eine grosse und gute Sache kann nur zum Siege gelangen, wenn dieser Geist nicht nur unsere Reden, sondern auch unser Leben und unser Handeln erfüllt. Nicht Hass und Streit, nicht Verächtlichmachung und Erniedrigung des Gegners soll das Ringen um unsere Weltanschauung beflecken, auch der Andersgesinnte hat – selbst wenn er irrt – das Beste seines Volkes zum Ziele. Der Erfolg unserer Mühen wird umso grösser und nachhaltiger sein, wenn er durch das gute Beispiel im persönlichen Leben, durch echtes Menschentum geädelt ist.»



LUDWIG MANFRED LOMMEL (10.1.1891 – 19.9.1962)

Auch er gehört zu den Schlesiern, die ihre Heimat und Mundart in grossartiger Weise zu vertreten wussten. Haben wir in Gerhart Hauptmann und anderen schlesischen Dichtern zwar noch das geschriebene schlesische Wort, mit L.M. Lommel und seinen Aufnahmen auf Platten und Kassetten wird uns dieser aussterbende deutsche Dialekt glücklicherweise im Originalton erhalten bleiben und ab und an daran erinnern, dass es diesen deutschen Stamm einmal gab, dessen Land über 600 Jahre zu Deutschland gehörte. Wer war er? – Wie z.B. Bayern einen Karl Valentin, Ostfriesland



einen Otto Waalkes oder Berlin einen Otto Reutter hat, so präsentiert sich für Schlesien und seinen Humor Ludwig Manfred Lommel. Unter seinem Künstlernamen Paul Neugebauer und seinem un-nachahmlichen Ehegespons Pauline schaffte er sich in «Runxendorf» (eine freie Ortserfindung von ihm) einen eigenen Sender, über den er in lustigen, kleinen Stücken als Alleinunterhalter weit über die Grenzen Schlesiens bekannt geworden ist. Neben Pauline erfand er auch den Kantor «Stockschnupfen» und den näselnden Adelsspross «Rülps von Knullrich». Ausserdem fabrizierte er für seine Stücke sämtliche Geräusche und lieferte auch sein eigenes Pausenzeichen. Alles macht er «alleene». Wer kennt unter den alten Schlesiern nicht seine lustigen Vorträge wie: «Probesingen in Runxendorf auf Welle 0,5» – «Pauline geht schlafen» – «Pauline lernt schwimmen» – «Ärger mit dem Finanzamt» – «Sein Brief an Lehrer Stockschnupfen» – «Neugebauer am Fahrkartenschalter» – «Garnison Runxendorf» und viele andere. Dieses «Schlesische Himmelreich Runxendorf, diese Oase blühenden Unsinn», wo er glücklich war, wenn er Menschen zum Lachen bringen konnte, war aber nur die eine Seite seines Lebens. Der Umweg dorthin war lang und mühsam, hingegen die Zeit von 1925 bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, in der er sich diese humoristische Funkstunde aufgebaut hatte, kurz. Sie betrug nur 14 Jahre. Danach begann wie für alle Schlesier auch für ihn der Neuanfang. Er musste wieder mit dem Fahrrad auf Walze gehen, auf Tournee von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt

wie in den zwanziger Jahren, bis er auf einer Gastspielreise in Bad Nauheim am 19. September 1962 einem Herzversagen erlag. Dabei schien sein Lebensweg ganz anders vorgezeichnet:

Am 10. Januar 1891 wurde Ludwig Manfred Lommel in Jauer geboren. In Neukirch a.d. Katzbach, wo sein Vater eine Tuchfabrik besass, wuchs er auf mit der klaren Zielvorstellung seiner Eltern, dass ihr Sohn als Textilkaufmann einmal die Tuchfabrik übernehmen würde. So wurde er mit 17 Jahren nach Bremen geschickt, um sich noch mehr in Tuch und Wolle zu spezialisieren. Doch heimlich, einem inneren Drange folgend, vertauschte er seine Ausbildung dort mit Schauspielunterricht. Seine Verbannung nach England erreichte zwar, dass er den kaufmännischen Beruf zum Abschluss brachte, daneben gastierte er aber «unerlaubt» sogar am «Prince-Theatre» auf Wight. Vom Vater deshalb verstossen, kehrte er nun ohne elterliche Mittel in die Heimat zurück und versuchte sich als Vertreter in Fetten und Ölen. Den Ersten Weltkrieg überstand er als freundlicher Reserveoffizier. Ein zweiter Versuch als Weinvertreter missglückte ebenso wie der erste, und so probierte er es als Vertreter in Sachen Komik, wobei ihm seine ehemalige Schauspielertätigkeit sehr zustatten kam. Als Humorist durchstrampelte er mit dem Fahrrad ganz Schlesien mit seiner lustigen One-Man-Show, schrieb sich selbst die Texte, war sein eigener Kassierer an der Kasse und dazu noch Platzanweiser. In den dreissiger Jahren war er einer der bekanntesten und beliebtesten Schallplattenhumoristen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg versuchte er sich wieder als Vertreter in Weinen, hatte aber wenig Glück, und so erinnerte er sich, dass er eigentlich als «Vertreter im Lachen» schon einmal mehr Erfolg hatte. Bad Sachsa wurde seine neue Heimatstadt. Hier setzte er sich neben seinem Beruf als lustiger Vortragskünstler vor allem für seine Landsleute ein, organisierte den Bau eines Kriegsversehrtenheimes und eine Hilfsorganisation für notleidende Schlesier, wofür ihm an seinem 65. Geburtstag das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse verliehen wurde.

Unvergessen bleibt er uns aber als *Paul Neugebauer aus Runxendorf*.

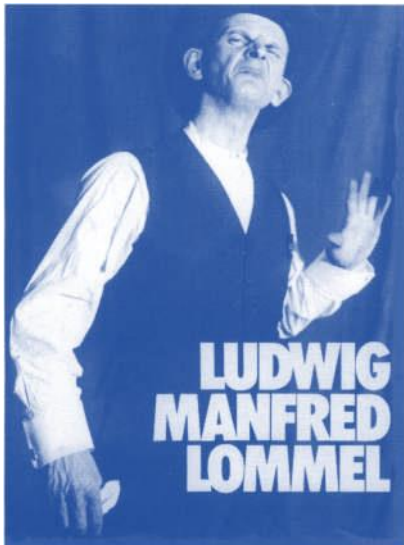
Ich mach' meinen Dreck allene!

Als ich a kleener Junge war,
musst ich zur Schule wandern.
Ich lernete von a Lehrern nischt,
och nischte von a Kantern.
Da sprach der Paster:
«Ich geb dir Privatunterricht derheeme.»
Da meent ich: «Das hot ooch keen Zweck,
ich lern' mein' Dreck allene!»

Hältst du die Landwirtschaft in Schwung,
bereitet's dir viel Qualen, Kali, Phosphor und
Düngesalz kann man nicht mehr bezahlen.
Den Reisenden mit Kunstdünger,
den mach ich aber Beene!
Ich brauch die Kunst uffm Felde nich, ich
mach' mein' Dreck allene.

Wir hatten mal in Runxendorf
ne Oper mit Gewitter, vergassen aber das Ge-
räusch. Da schimpft der beese Ritter. Pauline
wusste jedoch Rat: «Was sull denn das Ge-
stehne? Den Donner macht mein Mann dazu,
bei mir blitzt's von allene.»

Per Arm ging ich im Dunkeln mal mit meiner
Frau spazieren.
Wir latschten durch den grössten Matsch.
Was sullt ins schunt passieren!
Da schreit se vorm Heffa Dreck:
«Paul, heb doch deine Beend»



Schunt rutschte mer der Hintern weg,
ich sass im Dreck allene.

Im Wirtshaus sass ich mit paar Herm,
die schmissen viele Lagen, denn ich,
ich sauf doch gar zu gern, die kunnten
nischt vertragen. Und als die zwölfte
Flasche kam, verlor'n se ihre Beene.
Do meent ich: «Gieht uck schlofa jitzt,
ich sauf den Dreck allene!»

In Runxendorf, wer weiss es nich,
hab ich 'nen eignen Sender.
Dort sendet mein Antennerich bis in die
fernsten Länder. Die andern Sender in
der Welt brauchen für jede Szene
a Dutzend teure Schauspieler, –
ich mach mein' Dreck allene!



Pauline geht schlafen

Pauline: Gute Nacht, Paul, ich geh' jetzt schlafen.
Paul: Ja, du gehst schlafen, das kann ich mir denken, und
ich habe die Arbeit am Halse. Aber meinetwegen, geh'
schlafen endlich!
Pauline: Ja, ja. Also gut' Nacht!
Paul: Gut' Nacht!
Pauline: Gut' Nacht!
Paul: Gut' Nacht!
Pauline: Gut' Nacht!

Paul: Gut' Nacht! Sollst rausgehn endlich! ... Gott sei Dank. Endlich ist sie draussen. Ach, die doppelte Buchführung, die macht mir so viel Sorgen! Die Bücher, die häft ich ja doppelt, aber die Führung, die Führung! 17 und 4 ist 23. Dreiundzwanz –

Pauline: Paul!

Paul: Ich denke, duschläfst schon?

Pauline: Paul, ich brauche ganz schnell ein Tröpfchen Wasser!

Paul: Was ist los?

Pauline: Ein ganz kleines Tröppel Wasser!

Paul: Ja, bist du wahnsinnig? Nimm doch die Karaffe! Wo zu denn ein Tröppel?

Pauline: Nein, nein, ganz kleines Tröpfchen Wasser. Dann geh' ich.

Paul: Aber endgültig!

Pauline: Ja, ja, dann geh' ich bestimmt. Auf Wiedersehn, Paulchen, gut' Nacht!

Paul: Güt' Nacht!

Pauline: Güt' Nacht!

Paul: Güt' Nacht!

Pauline: Güt' Nacht!

Paul: Güt' Nacht! Sollst rausgehn endlich! ... So. 17 und 4 ist 23. 23 und 6 und 6 – na, es kommen sowieso noch ein paar hinzu – ist 48. Ja, ja. Alles, alles, alles wegen Finanzamt. Dass 's sowas in Runxendorf geben muss, ein Finanzamt, das gibt's ja nicht einmal bei den Wilden! Ich möchte bloss wissen, wovon die Wilden wild geworden sind, wenn sie keen Finanzamt haben! 17 und 4 ist dann –

Pauline: Paul!

Paul: Ist nicht die Möglichkeit! Was nu wieder?

Pauline: Paul, Paul! Ganz schnell ein Schnapsglas voll Wasser!

Paul: Ein Schnapsglas? Ja sage mal, was ist denn eigentlich los?

Pauline: Ein Schnapsgläsel genügt mir schon. So –

Paul: Aber endgültig jetzt?

Pauline: Ja, ja, bestimmt! Früher warschte viel netter zu mir, Paul.

Paul: Ja, früher!

Pauline: Früher haste mir auch manchmal mein Kinn gestreichelt.

Paul: Ja, da hatt'st du auch bloss eens. Geh' jetzt endlich, geh'!

Pauline: Ja, ja. Gut' Nacht!

Paul: Gut' Nacht!

Pauline: Gut' Nacht!

Paul: Gut' Nacht!

Pauline: Gut' Nacht!

Paul: Du sollst rausgehn! ... So. Endlich ist sie draussen. 17 und 3 ist 23. Alles wegen Finanzamt! Kinder, Kinder! Und die Milchwirtschaft, die lässt so zu wünschen übrig! Ich weiss nich, die Kühe geben eben keene Milch mehr.

Pauline: Paul!

Paul: Was ist denn jetzt los?

Pauline: Paul, ganz schnell ein Weinglas voll Wasser!

Paul: Ein Weinglas? Warum denn das bloss? Warum nimmst du nicht die Karaffe?

Pauline: Nein, nein, ein Weinglas genügt mir ja, endgültig!

Paul: Das sagst du immer «endgültig»! Nachher kommst du mir immerfort wieder rein. Geh' jetzt endlich!

Pauline: Ja, ja, Paul.

Paul: Ach, wo hab' ich bloss damals meinen Kopf gehabt, als ich um deine Hand anhielt!

Pauline: Auf meiner linken Schulter, Paul.

Paul: Raus jetzt, aber endgültig raus!

Pauline: Ja. Gut' Nacht!

Paul: Gut' Nacht!

Pauline: Gut' Nacht!

Paul: Güt' Nacht!

Pauline: Güt' Nacht!

Paul: Güt' Nacht! Raus sollst jetzt! ... Furchtbar mit der Frau, dieser Ärger! Ach, ja, mal sehn, wieviel die Kühe heute Milch gegeben haben. Heute haben wir gemolken also – 50 Liter Milch, 50 Liter Milch. Das geht eigentlich, ja, und wieviel haben wir davon nach Berlin geschickt? 80. Das geht och, ja. 17 und 4 ist 23. Dreiundzwanz –

Pauline: Paul!

Paul: Ist doch nicht möglich!

Pauline: Paul, Paul, ganz schnell einen Eimer voll Wasser!

Paul: Einen Eimer?

Pauline: Ja, einen Eimer voll Wasser!

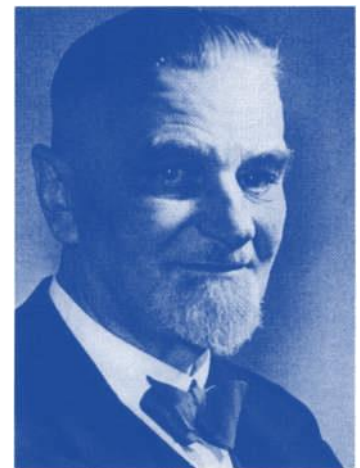
Paul: Säufst du denn das ganze Zeug aus?

Pauline: Nee, Paul, mein Bette brennt!



HANS LUKASCHEK (22. 5.1885 – 26.1.1960)

Ein deutscher Politiker aus Schlesien, dessen Leben und Wirken in besonderer Weise mit den Folgen und deren Schadensbegrenzung der beiden Weltkriege zu tun hatte: einmal für den Erhalt eines Teils von Oberschlesien bei Deutschland zur Zeit der Abstimmung 1921 und nach 1945 für die Vertriebenen und deren Rechte als erster Vertriebenenminister im Kabinett unter Adenauer. Sein Lebenswerk konzentrierte sich im Wesentlichen auf diese beiden Schwerpunkte. Dazwischen liegt sein Widerstand gegen das nationalsozialistische Regime und die Mitarbeit im Kreisauer Kreis der Grafen Moltke und York von Wartenburg.



Hans Lukaschek wurde als Sohn eines aus Oberschlesien stammenden Volksschullehrers am 22. Mai 1885 in Breslau geboren. Alle Tugenden einer christlich-humanistischen Bildung, preussisches Pflichtgefühl, Liebe zu Musik und Kunst, aber auch die genüsslichen Dinge wie Wein, gute Zigarren und tolle Autos gehörten zu seinem Persönlichkeitsprofil. Nach seiner Gymnasialzeit in Breslau, Patschkau und Davos studierte er Jura in Breslau und Berlin, promovierte und erhielt 1914 im Patentamt in Berlin seine erste Anstellung, nachdem er 1911 geheiratet hatte. Mitten im Ersten Weltkrieg (1916) wurde er zum Bürgermeister von Rybnik gewählt und infolge seiner ausserordentlichen Bewährung bereits 1918 zum Landrat des mehrheitlich polnisch sprechenden und gesinnten Landkreises Rybnik ernannt. Seiner ausgleichenden Autorität war es zu verdanken, Mord und Chaos in diesem Teil des umstrittenen grossen Industriegebietes verhütet zu haben. Er wurde neben dem gleichfalls für Deutschland votierenden Prälaten Ulitzka, der ebenso grossen Einfluss besass, *die* Autorität in Oberschlesien. Der Eintritt in das politische Geschehen erfolgte für den 34jährigen Lukaschek durch die Berufung zum Propagandachef für die Volksabstimmung, der nach Einspruch der Reichsregierung bei den Alliierten stattgegeben wurde, da Polen ganz Oberschlesien bis zur Glatzer Neiße beanspruchte. Taktisch hoch motiviert und erfolgreich, konnte er das Abstimmungsergebnis gegen seinen polnischen Widersacher Korfanty zugunsten des Verbleibs Oberschlesiens beim Reich

erzielen (60% für Deutschland, 40% für Polen). Dem blutigen polnischen Aufstand gegen diese Niederlage und seine Niederwerfung auf dem Annaberg am 3. Mai 1921 folgte dann allerdings die bittere Enttäuschung, dass trotz dieses Abstimmungsergebnisses die Alliierten die Abtretung Ostoberschlesiens verfügten. Dies geschah gegen die Genfer Konvention. Nach seiner Tätigkeit in der neutralen Kommission zur Befriedung beider Volksteile wurde er 1927 in das Amt des Oberbürgermeisters der *neugegründeten* Stadt Hindenburg berufen, 1929 von der preussischen Staatsregierung zum Oberpräsidenten der Provinz Oberschlesien ernannt. Dann kam der Umschwung. Bereits 1932 besuchte ihn der SA-Stabschef Röhm, den er jedoch noch einmal abweisen konnte, aber ein Jahr später, am 19. Mai 1933, wurde der zentrumtreue Lukaschek von Hermann Göring seines Amtes enthoben, dem das ganze katholisch geprägte Oberschlesien nicht in die neue Landschaft passte. Von 1934 bis 1944 half er als Rechtsanwalt in Breslau allen Bedrängten, auch Juden. Er schloss sich dem gewaltlosen Widerstand gegen Hitler an. Im Kreisauer Kreis der Grafen von Moltke und York von Wartenburg arbeitete er an einer Denkschrift über die zukünftige staatliche Gliederung Deutschlands. Nur mit knapper Not entkam er nach seiner Verhaftung und Inhaftierung im KZ Ravensbrück durch den Tod Freislers, der bei einem Luftangriff auf Berlin ums Leben gekommen war, der Hinrichtung. Nach dem Kriegsende 1945 wurde er über die Mitgründung der CDU in Berlin, Weimar und Hessen in Köln Leiter des Amtes für Soforthilfe und damit auch in Sachen Lastenausgleich tätig. 1949 holte ihn Adenauer als ersten Vertriebenenminister in sein Kabinett. Der damalige mächtige Finanzminister Schäffer blockierte jedoch weithin seine Aktivitäten, so dass er durch Oberländer im zweiten Kabinett Adenauers abgelöst wurde. Mit 74 Jahren starb er in Freiburg. Er war – wie ein Freund ihn beschreibt – ein Geschenk für die schlesische Heimat und für das deutsche Vaterland. Auf seinem Grabstein steht: «Deus est caritas».



Willibald Krain, Porträt von
Hans Lukaschek



Der Annaberg (Foto: Hans Kramarz)

ein schlanker, frischer Bursche, fast 190 cm gross, mit lustigen, später sehr ausdrucksvollen braunen Augen. Sein ursprünglich rundliches Gesicht formte sich allmählich zu dem markanten Charakterkopf, wie ihn die gut gelungene Plakette von del Antonio aus dem Jahre 1931 zeigt. Über einer hohen klaren Stirn und einer stark betonten Nase wallte üppiges dunkelbraunes Haar. Dem kecken Schnurrbart des Studenten folgte schon bald der für ihn typisch gewordene Spitzbart. Die später beachtliche Körperfülle wirkte wohlproportioniert. Er liebte alle schönen Dinge dieser Welt, geistige sowohl als auch materielle, einen gepflegten Tisch, sauberen Wein, schwarze Brasilzigarren, noch schwärzeren Kaffee und erstklassige Schneider. Die spätere Zeit der Not fand ihn aber auch ohne diese Dinge froh und gelassen.

PAUL VAN HUSEN



Schrotholzkirche in Ruptau, Kreis Rybnik



Insgesamt stimmten am 20. März 1921 rund 1,2 Mio. Menschen über die Zukunft Oberschlesiens ab. Das Ergebnis schien eindeutig zu sein: 59,7% für den Verbleib beim Reich, 40,3% für den Anschluss an Polen. In sieben der 17 Abstimmungskreise lag der deutsche Anteil über 70%, am gravierendsten waren die deutschen Mehrheiten in den grossen *Städten* vor allem des Industrieviers: Hindenburg 51%, Beuthen 69,5%, Königshütte 72,3%, Gleiwitz 76,4%, Kattowitz 79%, Ratibor 88%. (Ulitz, S. 38, Neubach 1985, S. 114).

Oberschlesien (poln. *Goma, Sloska*), der südöstlichste Teil der ehemals preussischen Provinz Schlesien mit (1939) 1,53 Mio. Einwohnern, umfasst das Vorland der Sudeten, das zentrale Odertiefeland und die östlich der Oder gelegene Oberschlesische Platte zwischen den Oberläufen der Oder und der Malapane. Hier entstand zur preussischen Zeit das bedeutendste Bergbau- und Industriegebiet Europas mit den Städten Beuthen-Hindenburg, Gleiwitz, Königshütte, Kattowitz und Sosnowitz. Hauptstadt: Oppeln.

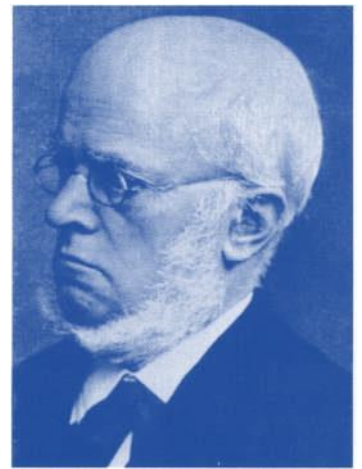
Am 20.10.1921 verkündete die Botschafterkonferenz in Paris unter Nichtachtung des Abstimmungsergebnisses vom 20.3.1921 die Teilung Oberschlesiens. An Polen fielen 74 v.H. der Steinkohlenförderung, 96 v.H. der Eisenerzförderung und 82 v.H. der Zinkerzförderung.

Bis 1934 war der bei Deutschland verbliebene Teil Oberschlesiens eine selbständige preussische Provinz, ebenso das wiedervereinigte Oberschlesien von 1941-1945. Nach 1945 kam ganz Oberschlesien mit den deutschen Ostgebieten unter polnische Verwaltung.

Seine Distanz zum NS-Regime verhehlte er nicht, geriet aber erst im Laufe der Jahre in den Bannkreis des aktiven Widerstands, und zwar des «Kreisauer Kreises» um die Grafen Moltke und Yorck. Er selber schrieb rückblickend: «Eines Tages, es mag wohl 1938 vor der Konferenz Hitlers mit den Westmächten gewesen sein, besuchte mich in Breslau Graf Helmuth James Moltke. Er berichtete mir von den Vorbereitungen Hitlers zum Angriff auf die Tschechoslowakei. Die Lage sei sehr ernst, da ein Krieg den Untergang Deutschlands bedeuten müsste... Er habe einige Männer aus allen Schichten der Bevölkerung, allen Parteien und Konfessionen, der Arbeitgeber und Gewerkschaften um sich zu einem Gespräch versammelt, das in loser Form von Zeit zu Zeit an geeigneter Stelle stattfindet... Ich fühlte mich verpflichtet, dazu ja zu sagen... So kam ich in den Kreisauer Kreis...» (Lukaschek 1959, S. 94).

ADOLF VON MENZEL (8.12.1815 – 9.2.1905)

Bedeutendster deutscher Maler des 19. Jahrhunderts, der mit seinem immens fleissigen Schaffen fast ein ganzes Jahrhundert ausfüllt. Sein Gesamtwerk umfasst ca. 7'000 Gemälde. Wir kennen ihn vor allem als genialen Historienmaler der friderizianischen Ära («Die Tafelrunde in Sanssouci», «Das Flötenkonzert»), aber auch als Entdecker der schlichten bürgerlichen Umwelt, der Innenräume («Das Balkonzimmer») und der technischen Welt («Das Eisenwalzwerk in Königshütte»). Der Massstab für seinen künstlerischen Realismus sind Personen, die sich in der Wirklichkeit bewegen, handeln, in ihr leben – eine Vorform des Impressionis-



müs. Er ist nicht nur ein meisterlicher Zeichner, sondern auch ein Meister der Beobachtung im Berlin des damaligen Biedermeier. Alles fasziniert ihn. Ob es die festlichen Hofbälle oder das Flötenkonzert bei Kerzenlicht waren, dessen zauberhafte Lichtwirkung er in seine Bilder umzusetzen vermochte, die elegante Garderobe der feinen Gesellschaft, die Kaffeezeit, der Biergarten, die Brunnenpromenade, Kinder, Hunde, Lebemänner, modische Damen, alles nahm ihn gefangen.

Wie kam Adolf von Menzel zur Malerei? Die Völkerschlacht bei Leipzig war geschlagen, Napoleon nach St. Helena verbannt, der Wiener Kongress tagte, da wurde er am 8. November 1815 zu Breslau in der Nähe des Hatzfeld-Palais als Sohn des Lehrers und Vorstehers einer Mädchenschule geboren. Sein Vater Carl Erdmann Menzel wäre selbst gerne Maler geworden. Er erfüllte sich wohl diesen Wunsch in einer gewissen Nachbarschaft dazu, als er 1818 das Schulamt aufgab, eine Steindruckerei gründete und mit der Illustration von Büchern begann. Mit kleinen, eigenen Zeichnungen machte sich der Knabe im väterlichen Betrieb sehr früh nützlich und verriet dabei bereits eine beachtenswerte Begabung. Um ihn hierin künstlerisch besser fördern zu können, auf einer Kunstakademie ausbilden zu lassen, siedelte die Familie 1830 nach Berlin über. Das Berlin Schlüters, Schadows, Knobelsdorffs, Schinkels und Rauchs mit seinen monumentalen Bauten, Plätzen und Strassen bot viel Anschauungsmaterial auch ohne einen akademischen Lehrer. Dazu kam, dass der junge Menzel ein

aussprochener Autodidakt war. Wie gut, denn kaum dass er seine Lehrlingszeit beendet hatte, der Vater starb 1832, musste er als Siebzehnjähriger von nun an die Familie ernähren. Der geplante Besuch einer Akademie war finanziell nicht mehr möglich. Er begann mit lithographischen Arbeiten: Titelblättern, Gesellenbriefen, Festprogrammen, Besuchskarten, Bildsymbolen, die reich an Formfindung und Naturbeobachtungen waren. Über C. Arnold kam er zur Ölmalerei und bekam Anschluss an Menschen, die im Kunstleben Berlins eine Rolle spielten. So erhielt er von Franz Kugler 1839 den ersten grossen Auftrag, die «Geschichte Friedrichs des Grossen» mit Buchschmuck zu versehen (dazu entwarf er 400 Federzeichnungen für das neue Holzschnittverfahren). Menzel hat sich von diesem Datum an 30 Jahre literarhistorisch mit der Epoche Friedrichs des Grossen, seinen Kriegen und Uniformen eingehend auseinandergesetzt, um sie in seinen Bildern authentisch darstellen zu können. So in «Die Armee Friedrichs des Grossen in ihrer Uniformierung» auf 436 Tafeln. Dazu gehören die acht grossen Friedrich-Bilder der 50er Jahre, die Menzels Ruhm begründet haben, unter anderem: «Die Tafelrunde» (1850), «Das Flötenkonzert» (1852), «Friedrich auf Reisen» (1854), «Breslauer Huldigung» (1855), «Ansprache vor der Schlacht bei Leuthen» (1858). Ausserdem entwarf er 30 Holzschnitte für Kleists «Zerbrochenen Krug».

Er galt schon in seiner Zeit als Genie durch seine souveräne Kunst, in der er mit belebender Frische Innenräume, Landschaften und Bildnisse malte, wie z.B. seine Schwester oder «Emilie mit der Kerze». Genannt seien auch «Der Markt in Verona», «Die Bauernprozession», «Der Biergarten» und das farbenfrohe «Kinderalbum». Daneben politische Bilder wie «Die Aufbahrung der Märzgefallenen» und die «Königsberger Krönung».

Menzel war eine Strebernatur, von kleinem Wuchs und blieb deshalb wohl ehelos. In seiner Art galt er als überaus herzlich, begeisterungsfähig, witzig, von klarem Urteilsvermögen und schlagfertig. Berlin nannte ihn die «Kleine Exzellenz». Zahllose Ehrungen wurden ihm zuteil: der Pour le mérite, der Dr. h.c. der Universität Berlin, die Ehrenbürgerschaft von Breslau und Berlin und der Adelstitel im Jahre 1896.



Adolf von Menzel, Flötenkonzert Friedrichs II in Sanssouci, 1852, Öl auf Leinwand, 142 x 205 cm, Berlin, Stiftung Staatliche Museen, Nationalgalerie (oben links)

Adolf von Menzel, Regiment No. 36, Offizier, 1806 vac: von Puttkamer (oben rechts)

Adolf von Menzel, Die Schwester des Künstlers, 1847, München, Bayerische Staatsgemäldesammlungen (unten links)

Adolf von Menzel, Prinzessin Amalie von Preussen, Schwester Friedrichs d. Gr., Studie zum «Flötenkonzert», 1852, Berlin, Nationalgalerie, Kreide, weiss gehöht (unten Mitte)



Adolf von Menzel, Das Bal-konzimmer, 1845

OSKAR MOLL (21.7.1875 – 19.8.1947)

Er zählt neben Adolf von Menzel, Otto Mueller und Ludwig Meidner zu den vier bedeutendsten Malern aus Schlesien. Mit Otto Mueller verbindet ihn die Professur an der Kunstakademie in Breslau, die unter ihm als Direktor ab 1925 anerkannterweise zu der hervorragendsten Stätte der Kunsterziehung in Deutschland wurde, indem er namhafte Künstler als Lehrer an sie berief und auch das Architekturfach WUW («Wohnung und Werkraum») unter Hans Scharoun und A. Rading in sie integrierte. Ihre Führungsrolle verdankte sie der Stilrichtung der «neuen Sachlichkeit»; ein Verdienst Oskar Molls. – Vier wichtige Abschnitte kennzeichnen seinen künstlerischen Lebensweg. *Der erste:* Schon in seiner Jugend drängte es ihn zum Zeichnen. In Brieg als Sohn eines wohlhabenden Lederfabrikanten geboren, daher zeitlebens vermögend, studierte er nach schwerer Nierenerkrankung und Privatabitur acht Semester Biologie in Hannover, Basel und Genf. Seine Liebe zur Natur, den Blumen, der Landschaft und die genaue Beobachtungsgabe erweckten in ihm den Wunsch zur Malerei, was die trockene Wissenschaft ihm nicht zu bieten vermochte.

Die zweite Phase: Elternseits einverstanden, sich dem künstlerischen Beruf zu widmen, ging er 1897 nach Berlin. Als Autodidakt schloss er sich keiner Akademie an, sondern bevorzugte es, direkt von Künstlern zu lernen und sich korrigieren zu lassen. Hier war es Lovis Corinth, der ihn in seiner Meisterschaft und kraftvollen Persönlichkeit besonders anzog. Aus der Natur, der Pflanzenwelt, bezog er seine ersten Motive mit Anklängen an den Jugendstil. Doch ohne irgendeine Abhängigkeit ging er seinen eigenen Weg. Bedeutsam für die weitere Entwicklung waren seine Reisen nach Holland, Italien, der Türkei, Ägypten, England, Irland, Norwegen und Russland und das Kennenlernen grosser Meister, wie z.B. Rembrandt und Rubens, aber auch Liebermann und Slevogt. Vor allem aber die Entdeckung des Lichts, das für ihn zur Brücke einer neuen, helleren Farbigkeit wird, die auch seine Winterlandschaften bestimmen. Er rühmt den Winter als den grossen Vereinfacher. Die Sezessions-



Galerie München kaufte 1903 sein berühmtes Bild *Die Gärtnerei im Schnee*. In diese Zeit fällt seine Heirat mit der aus Mühlhausen/Elsass stammenden Bildhauerin Margarete Häffner (später als Marga Moll bekannt), die ihm seit 1906 zu einer treuen Wegbegleiterin und Beraterin wurde. *Dritter Abschnitt*: Im Herbst 1907 geht er nach Paris, schliesst sich dem Künstlerkreis um das «Café du Dome» an. Cezanne und Renoir faszinierten ihn. Sein neuer grosser Lehrmeister wurde Henri Matisse, dessen Schule bzw. Leitfaden für alle seine späteren Werke im Hintergrund erkennbar blieb. Obwohl er schon 1908 wieder nach Berlin zurückkehrte, riss die Verbindung zu Matisse nie ab. Jedes Jahr ist er in Paris, aber auch in Italien, Korsika, an der Riviera. Er sagt: Farbe und Licht liegen hier auf der Strasse. Auch in Brieg ist er öfters. In die Berliner Zeit (1917) fallen beachtliche Werke wie: die Landschaft *Ostsee*, die *Atelierecke mit Marga Moll*, das grosse *Stilleben*, der *Verschneite Garten* und der *Mädchenakt mit Fächer*.

Der vierte Lebensabschnitt: Nach dem Ersten Weltkrieg wird Moll 1918 an die königliche Kunst- und Gewerbeschule nach Breslau berufen, der er zum Ruf der modernsten Akademie in Deutschland verhalf. Sein eigener Kunststil wurde während dieser Zeit immer abstrakter. Moll war von vornehmer Art, galt als ausgleichend, nie laut, eher leise und zurückhaltend, verständnisvoll, von grosser Gelassenheit, ein idealer Direktor. Leider musste die Akademie aus Finanznot 1931 geschlossen werden. An der Akademie in Düsseldorf als Professor tätig, erteilte die Reichskulturkammer 1935 an seinem 60. Geburtstag das Ausstellungsverbot unter dem Vorwurf «*Entartete Kunst*». In dem von H. Scharoun erbauten Haus in Halensee-Berlin lebte und arbeitete er nun als Privatmann bis zur Zerstörung durch Bomben im Zweiten Weltkrieg, auch eines Grossteils seiner Bilder. 1943 in Schlesien, 1945 von dort vertrieben, ereilt ihn 72jährig in Berlin vor seiner Staffelei malend der Tod.

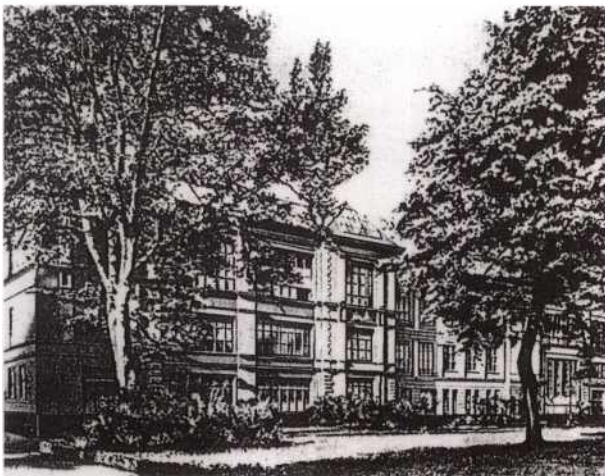
Was den jungen wie den alten Moll kennzeichnen, sind seine hellen, lichten Bilder. «Dabei sich selbst zu überraschen, was bei der Arbeit herauskommt, galt ihm als beglückende Sensation.»



Oskar Moll, Bildnis, Lit Moll, 1935/36



Bildnis I. M., 1930, Öl auf Leinwand, 100 x 81 cm, Ilse Molzahn, Berlin



*Kgl. Kunst- und Gewerbeschule in Breslau
am Kaiserin-Augusta-Platz*



*Oskar Moll, Garten im Schnee,
1917*

HELMUTH JAMES GRAF VON MOLTKE

(11.3.1907-23.1.1945)

Gründer und politischer Motor des Kreisauer Kreises, dem schlesischen Zentrum des zivilen Widerstandes gegen das NS-Regime. Er wurde am 23. Januar 1945 in Plötzensee hingerichtet. Konservative, Sozialisten, Gutsbesitzer und Gewerkschaftler, Protestanten und Katholiken hatten sich zur Aufgabe gemacht, nach dem Tag X, dem Tag des Staatsstreiches oder Zusammenbruchs des «Dritten Reiches», ein neues Deutschland zu gründen. Der ehemalige Bundestagspräsident Eugen Gerstenmaier, der ihm neben York Graf von Wartenburg, Adam von Trot



zu Solz, Julius Leber, Carlo Mierendorff, Horst von Einsiedel, Dietrich von Trotta, Hans Lukaschek, Pater Delp u.a. angehörte, schreibt in einer Rückschau: «Das Militärische war nicht ihr Fach. Sie waren weder Heerführer, noch besaßen sie organisierte Macht. Ihr Feld war der Gedanke. Ihre Aufgabe, der Entwurf einer neuen rechtsstaatlichen Ordnung. Ihr Wille, die Ideologie des totalen Staates zu überwinden. Ihr Ziel, Deutschland im Geist des Christentums und der sozialen Gerechtigkeit aufzubauen und in ein vereintes Europa einzufügen.»

Das Rittergut Kreisau, zwischen Schweidnitz und Reichenbach gelegen, hatte Generalfeldmarschall Helmuth von Moltke nach dem Sieg von Königgrätz (1866) als Dotation vom preussischen König erhalten. Trotz hoher Verschuldung blieb der Besitz in der Familie. Helmuth James' Vater war Prediger der Christian Science Gemeinde in Berlin. Seine englische Mutter Dorothy Rose Innes, Tochter des obersten Richters aus Kapstadt, eine bedeutende, gütige, charmante, realistisch denkende Frau, von allen in Kreisau geliebt und geachtet, war der Mittelpunkt des Hauses. Nach seiner Gymnasialzeit in Schweidnitz und Berlin studierte er in Breslau Jura und wurde durch die Not des Waldenburger Industriegebietes sehr früh mit den Fragen der sozialen Verantwortung konfrontiert. Dem Kreis um den Soziologen Prof. Rosenstock-Huessy angehörend, wird er Mitbegründer der «Schlesischen Jungmannschaft», in der er Studenten, Arbeiter und Bauern zur Hilfsbereitschaft und Dienst an Notlei-

denden zusammenführte, woraus dann später der Freiwillige Arbeitsdienst hervorging. Schon hier entwickelte er weitblickende Initiativen und Führungseigenschaften. In Wien lernte er seine Frau, die promovierte Juristin Freya Deichmann, kennen, die er 1931 heiratete und die, wie seine Mutter, nach deren Tod bald der Mittelpunkt des Hauses wurde. Moltke zeichnete weltmännische Sicherheit, fundiertes Wissen und klares Urteilsvermögen aus. Paul Tillichs und Dietrich Bonhoeffers Theologie und Ethik gehörten mit zu seinem Gedankengut. Er kannte die wichtigsten Persönlichkeiten seiner Zeit.

Für seinen späteren Weg war es von Bedeutung, dass er sich in Berlin 1932 als Anwalt für Völkerrecht niederliess, in England zusätzliche Examen machte, Barrister und Mitglied des Inner Temple wurde. 1938 erhält er die Einberufung als Kriegsverwaltungsrat in die Abteilung «Abwehr» unter Canaris. Hier bemühte er sich, Geislerschiessungen und Rechtsbrüche zu verhindern, und verhilft jüdischen Familien zur Emigration. 1939 schreibt er seiner Frau: «Zu meiner grossen Freude habe ich heute mehr als 1'000 Menschen die Freiheit verschafft.» 1941: «Die Tage rasen dahin. Jeder, der vergeht, ohne dass diesem Elend und Morden Einhalt geboten wird, kostet 6'000 Deutsche und 15'000 Russen an Toten und Verwundeten.» Und Oktober 1942: «Ich habe es bisher nicht geglaubt, in Hochöfen werden täglich 6'000 Menschen verarbeitet.» Seine Dienststellung und seine vielen Reisen in die besetzten Gebiete erlaubten es ihm, sich ein objektives Bild von der Kriegslage sowie der fortschreitenden Verfolgung der Juden und ihrer Vernichtung zu verschaffen. Auf alle Bemühungen des Kreisauer Kreises, über das neutrale Ausland bei den Westmächten mit der Liste einer loyalen, zukünftigen deutschen Regierung um Hilfe für den Tag X zu werben, auch auf seine mehrfachen Versuche, über Schweden in England auf den Deutschen Widerstand aufmerksam zu machen, ist Churchill nicht eingegangen.

Im Januar 1944 wird Moltke verhaftet. Nach der Hinrichtung von Graf York bestand keine Hoffnung mehr für ihn. Freislers Anklage im Volksgerichtshof gipfelte in den Sätzen: «Nur in einem sind sich das Christentum und wir gleich: wir fordern den ganzen Menschen.» Dann: «Von wem nehmen Sie Ihre Befehle? Vom Jenseits oder von Adolf Hitler?» – Weil für Moltke die Antwort eindeutig war, starb er als Märtyrer. Erschütternd und zugleich ein ergreifendes Zeugnis für die Freiheit, die nur Gott verleihen kann, sind seine «Letzten Briefe».



Schloss Kreisau



**LETZTE BRIEFE
AUS DEM GEFÄNGNIS TEGEL 1945**

Freisler sagte zu mir in einer seiner Tiraden: «Nur in einem sind das Christentum und wir gleich: wir fordern den ganzen Menschen!» Ich weiss nicht, ob die Umsitzenden das alles mitbekommen haben, denn es war eine Art Dialog – ein geistiger zwischen F. und mir, denn Worte konnte ich nicht viele machen –, bei dem wir uns durch und durch erkannten.

Von der ganzen Bande hat nur Freisler mich erkannt, und von der ganzen Bande ist er auch der Einzige, der weiss, weswegen er mich umbringen muss. Da war nichts von «komplizierter Mensch» oder «komplizierte Gedanken» oder «Ideologie», sondern: «Das Feigenblatt ist ab.» Aber nur für Herrn Freisler. Wir haben sozusagen im luftleeren Raum miteinander gesprochen. Er hat bei mir keinen einzigen Witz auf meine Kosten gemacht, wie noch bei Delp und bei Eugen. Nein, hier war es blutiger Ernst: «Von wem nehmen Sie Ihre Befehle? Vom Jenseits oder von Adolf Hitler?» «Wem gilt Ihre Treue oder Ihr Glaube?» Alles rhetorische Fragen natürlich. – Freisler ist jedenfalls der erste Nationalsozialist, der begriffen hat, wer ich bin, und der gute Müller¹² ist demgegenüber ein Simpl.



Ich höre auf, denn es ist nichts weiter zu sagen. Ich habe auch niemanden genannt, den Du grüssen und umarmen sollst. Du weisst selbst, wem meine Aufträge für Dich gelten. Alle unsere lieben Sprüche sind in meinem Herzen und in Deinem Herzen. Ich aber sage Dir zum Schluss, kraft des Schatzes, der aus mir gesprochen hat, und der dieses bescheidene irdene Gefäss erfüllt:

Die Gnade unseres Herren Jesu Christi und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit Euch allen.

Amen.

Mein Herz, mein Leben ist vollendet, und ich kann von mir sagen: er starb alt und lebenssatt. Das ändert nichts daran, dass ich gerne noch etwas leben möchte, dass ich Dich gerne noch ein Stück auf dieser Erde begleitete. Aber dann bedürfte es eines neuen Auftrages Gottes. Der Auftrag, für den Gott mich gemacht hat, ist erfüllt. Will er mir noch einen neuen Anfang geben, so werden wir es erfahren. Darum strenge Dich ruhig an, mein Leben zu retten, falls ich den heutigen Tag überleben sollte. Vielleicht gibt es noch einen Auftrag.



OTTO MUELLER (16.10.1874 – 24.9.1930)



Der aus Liebau bei Landeshut hart an der böhmischen Grenze des Riesengebirges stammende schlesische Maler ist in vieler Hinsicht eine überaus interessante künstlerische Erscheinung. Seine legendäre Herkunft und sein Lebensweg, die Motive seiner Bilder wie auch die Technik und Art seiner Malweise sind Grund genug, sich immer wieder neu mit ihm zu befassen. Der sehr spät einsetzende Erfolg seines Schaffens, zu dem er zum Teil selbst beitrug, weil er nicht auf Ruhm und Ehre von aussen bedacht war, brachte ihm trotzdem schon zu Lebzeiten weltweite Anerkennung nicht nur in Europa, sondern auch in Amerika und Israel. In Deutschland wurden seine Gemälde posthum in den 30er Jahren als entartete Kunst missachtet. Heute gehört er zu den wichtigsten Vertretern des deutschen Impressionismus. Vor allem als Mitglied der Berliner Künstlergruppe «Die Brücke» (ab 1909) und Professor der Kunstakademie in Breslau (von 1919 bis 1930) erlangten seine Gemälde Weltgeltung und sind in den grossen Museen Amerikas und in Jerusalem vertreten.

Man muss vielleicht zuerst einen Blick auf seine Bilder tun, sie lange genug auf sich wirken lassen, um das Besondere aus ihnen zu erspüren. Da findet man seine geheimnisvolle Liebe zu der Idylle der Zigeuner (auch im Selbstbildnis wiedererkennbar), das ganz Einfache und Paradiesische im Abbild des Menschen und seiner Umgebung, die Grazie und Unschuld nackter Mädchen und Jünglinge zwischen Laub, Schilf und Farnen oder an dunklen Wassern, eine verlorengegangene Einheit von Mensch und Natur. Jugend, Schönheit und Freiheit des Körpers sind seine Themen. Modell hierzu stand ihm seine erste Frau. Und dann die Auswahl seiner Farben. Das Ocker in allen Variationen bis zum Sonnenblumengold eines van Gogh, ebenso das Olivgrün, wie überhaupt diese Grün-Blau-Klänge viele seiner Bilder beherrschen. Lassen wir uns also mit hineinnehmen in die fast unwirkliche Welt seiner Gemälde.

Seine Mutter ist Gutsbesitzerin und in ihrer Kindheit im Hause der Schwester Robert Hauptmanns, des Vaters von Carl und Gerhart Hauptmann, aufgewachsen und adoptiert. Es wird erzählt, dass sie

als Tochter eines Findelkindes geboren wurde, das die Zigeuner in einer Scheune zurückliessen. Sein Vater war preussischer Herkunft, unter dessen Vorfahren es Pastoren, Gelehrte und den bekannten Archäologen Otfried Mueller gab. Der Sohn sollte die Offizierslaufbahn einschlagen oder Gelehrter werden. Der Ausbildung wegen zogen seine Eltern nach Görlitz. Doch Otto Mueller zeigte auf der Schule wenig Lust zum Lernen, nur sein Zeichentalent fiel auf. So kam er in die Lehre zweier Lithographen, die bald seine grosse Begabung erkannten. Carl Hauptmann war es, der ihm 1896 ein Studium an der Kunstakademie in Dresden vermittelte. Dort lernte er an den Vorbildern der Jahrhundertwende Böcklin, Stuck, den französischen Impressionismus und auf Reisen die alten Meister der Renaissance kennen. Nach zwei Jahren machte er sich selbständig und ging für zehn Jahre ins Riesengebirge. In Schreiberhau lernte er beide Vettern Carl und Gerhart Hauptmann näher kennen, die ihm in *Einhart der Lächler* und *Michael Kramer* dichterische Züge verliehen haben.

Inzwischen hatte er Maschka Meyerhofer geheiratet. Sie war ihm in dieser Zeit Modell für seine Aktbilder in Ölfarbe auf feinem Leinen. Um künstlerisch weiterzukommen, zieht er 1908 nach Berlin und schliesst sich dort den «Brücke-Künstlern» an. Als Lernender, aber auch als Gebender nutzt er die .Zeit, indem er mit stumpfer Leimfarbe auf Rupfen und im Farbsteindruckverfahren (nach Toulouse-Lautrec) arbeitet. Heckel und Kirchner sind seine Förderer. Hier erzielt er den entscheidenden Durchbruch mit seiner *Blauen Akte* und seinem wohl schönsten Gemälde *Zwei Badende, eine Schreitende*.

1915 wird er Soldat. Völlig unerwartet erreicht ihn 1919 der Ruf an die Kunstakademie Breslau, wo er gewissenhaft, bei seinen Studenten sehr beliebt, elf Jahre bis zu seinem Tod an der Seite von Oskar Moll wirkt. Von Breslau aus unternimmt er mehrfach Reisen auf den Balkan. Er zieht den Zigeunern nach. Unter diesem Eindruck entstehen seine berühmten Zigeunerbilder und die *Zigeunermappen*. Man spricht von Otto Muellers «Lyrismus» in seinen Bildern, von «seiner lächelnden Trauer, seiner Verlorenheit und der Wärme seiner Liebe». 1930 stirbt er in Obergirk. Er sagte: «Kunst kommt von Wollen, nicht von Können.»



Otto Mueller, Teich hinter Bäumen, o. J., Aquarell in farbigen Kreiden



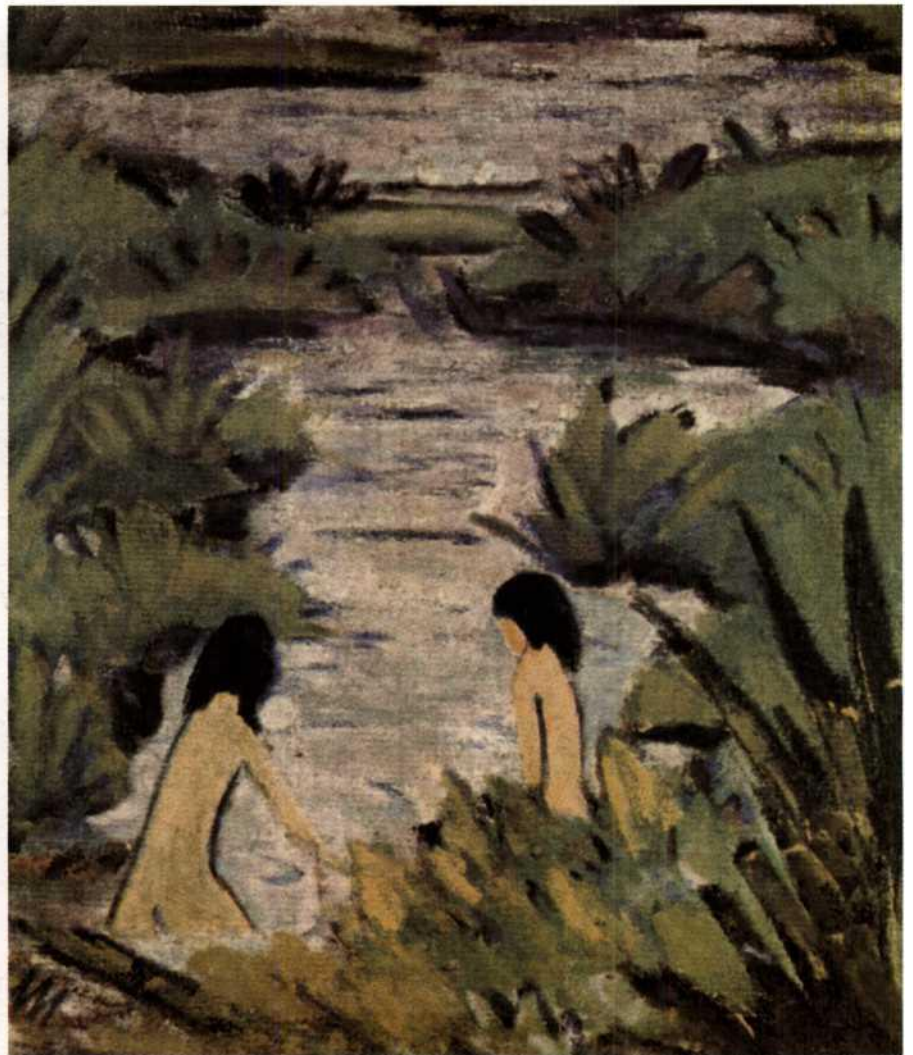
Otto Mueller, Auf den Halligen (Föhr), 1919, Aquarell in farbigen Kreiden



Otto Mueller, 2 Akte in Dünen, o. J., Aquarell in farbigen Kreiden



Otto Mueller, Die Zigeunermadonna,
1927, Öl auf Leinwand, 69 x 84 cm,
Darmstadt, Hessisches Landesmuseum



Otto Mueller, Badende im Schilfgraben, o. J., Leimfarbe auf Rupfen, 92 x 79 cm, Galerie des 20. Jahrhunderts, Berlin

Otto Mueller, Zwei Zigeuerinnen, 1927, Farblithographie aus der Zigeunermappe (oben links)

Otto Mueller, Zwei Zigeuerkinder vor den Hütten, 1927, Farblithographie aus der Zigeunermappe (unten links)

MARTIN OPITZ (23.12.1597 – 20.8.1639)

Mussten Sie, dass schon Martin Opitz vor mehr als 300 Jahren den *Birgmann Rübzahl* kannte? In seiner Schäferdichtung von der «Nimfe Hercinie» unterhält er sich anlässlich eines Besuches in Schreiberhau am Zackenbach mit seinen Freunden über die Sagen des Berggeistes und über den Ruhm des schlesischen Grafen von Schaffgotsch. Aber wer kennt schon ausser dem Namen diesen schlesischen Dichter Martin Opitz von Boberfeld, wer hat je etwas von ihm gelesen? Vielleicht verbindet der eine oder andere noch mit ihm die Erinnerung, dass er ein «Buch von der deutschen Poeterei» geschrieben hat (hg. 1624 in Breslau), in dem er eine



Dichtung in deutscher Sprache forderte nach bestimmten Anweisungen und metrischen Regeln. Ebenso verlangte er, dass, wie in den Nachbarländern schon längst der Brauch, die Landessprache auch die Sprache der heimischen Dichtung werden sollte. Eine dritte Forderung stellte er auf, die den Gebrauch der Fremdwörter, aber auch mundartlicher Ausdrücke untersagte und durch Eindeutschen derselben auf der Grundlage der Sprache Luthers zu ersetzen sind. Schon der Palmorden (genannt auch «Die Fruchtbringende Gesellschaft», gegr. 1617) unter ihrem Führer, dem Fürsten Ludwig von Anhalt, und ihren Mitgliedern, dem Grossen Kurfürsten, Logau, Gryphius und Opitz, erhob diesen Anspruch. Alleiniger Zweck war die Förderung der deutschen Sprache.

Sein kurzes Leben von 43 Jahren ist schnell erzählt und dennoch reich an Stationen und Erleben. Martin Opitz wurde am 23. Dezember 1597 in Bunzlau als Sohn evangelisch-lutherischer Eltern geboren. Wegen seiner ausserordentlichen Begabung kam er an das Breslauer Magdaleneum und wenig später an das akademische Gymnasium in Beuthen a.d. Oder. Rechtswissenschaften, Beredsamkeit und Dichtkunst waren seine Fächer. Sein erstes Lehrbuch der Poeterei (Aristarchus) erweckte wenig Aufmerksamkeit. 1619 immatrikulierte er sich an der calvinistischen Universität Heidelberg. Von hier ab nimmt sein Lebensweg zugleich politische Züge an. Wegen einer für Friedrich von der Pfalz

geschriebenen Rede gegen die Habsburger, Anfang des Dreissigjährigen Krieges in Breslau überreicht, flieht er aus Heidelberg nach Leiden (1620), von dort nach Friesland und Jütland, wo er die «Trostdgedichte in Widerwärtigkeit des Krieges» verfasste. Nach zweijährigem brotlosem Aufenthalt in Bunzlau und Liegnitz wird er als Professor am akademisch reformierten Gymnasium des Fürsten Bethlen Gabor von Siebenbürgen in Weissenburg verpflichtet. Aber schon ein Jahr später finden wir ihn in einer schlesischen Gesandtschaft nach Wien, wo er aus den Händen des Kaisers Ferdinand II. den Dichterlorbeer erhält und zwei Jahre später von diesem in den Adelsstand «von Boberfeld» erhoben wird. Eine neue Wende in seinem Leben ist seine Anstellung als Protestant bei dem katholischen und die Gegenreformation betreibenden Burggrafen und schlesischen Kammerpräsidenten Hannibal von Dohna, der 1533 nach der Vertreibung aus Breslau stirbt. Opitz findet neue Gönner im schwedischen Reichskanzler Oxenstierna und dem dänischen Königssohn Prinz Ulrich von Holstein, dem er die oben erwähnten Trostdgedichte widmet. Gleichzeitig tritt er in den Dienst der evangelischen Piastenherzöge. Das politische Übergewicht der Kaiserlichen und die Bedrängung durch die Liechtensteiner Dragoner liessen es ihm ratsam erscheinen, 1635 nach Thorn zu flüchten. Dort gewann er die Gunst des religiös duldsamen polnischen Königs Wladyslaw IV., der ihn zum polnischen Hofgeschichtsschreiber ernannte. 1636 siedelte er nach Danzig über.

Mitten in seiner politischen Tätigkeit, seinen gelehrten und dichterischen Arbeiten und vielen Übersetzungen, u.a. der griechischen Tragödie «Antigone» von Sophokles und «Dafne», wurde er von einem Bettler, dem er ein Almosen reichte, angesteckt und verstarb am 20. August 1639 in Danzig an der Pest. Heinrich Schütz nahm das Hirtenepos «Dafne», vertonte es und wurde so zum Begründer der deutschen Oper (Erstaufführung der Opitz-Schütz-Oper «Dafne» 1627 zu Torgau anlässlich einer fürstlichen Vermählungsfeier auf Schloss Hartenfels).

Zu seiner Zeit wurde Opitz stark überschätzt, später unverdientermassen vernachlässigt. Bleibend ist sein Verdienst als Bahnbrecher und Wegbereiter der deutschen Dichtung. Vermerkt sei noch: Es verwundert, dass seine Reime bereits schlesische Mundart aufweisen.



Auf die Poetik der Antike u. Renaissance gestützt, entwickelt Opitz strenge Regeln einer gereinigten Kunst u. Sprache. Entscheidendes tat er für die Versform: Alle Silben sind gleich zu zählen. Er erkannte, dass nicht die Länge oder Kürze, sondern der Akzent, das Tongewicht die deutsche Sprache beherrsche. Eine betonte Silbe der Umgangssprache musste auch der betonten Silbe der Verssprache entsprechen. Damit war die natürliche Betonung als Regel eingeführt. So wurde er der Schöpfer einer geordneten metrischen Verskunst. In einer weltmännisch gepflegten, rhetorisch pointierten Sprache legte er die Grundlagen für die weitere Entwicklung.

«Trostgedichte in Widerwertigkeit dess Kriegs»,

Der Alten graues Haar, der jungen Leute Weynen, Das Klagen, Ach und Weh der Grossen und der Kleinen, Das Schreyen in gemein' von Reich und Arm geführt Hat diese Bestien im mindesten nicht gerührt.

Hier halff kein Adel nicht, hier ward kein Stand geachtet. Sie musten alle fort, sie wurden hingschlachtet,

Wie wann ein grimmer Wolf, der in den Schaffstall reisst, Ohn allen Unterscheid die Lämmer nider beisst.

Stimmen zur Bedeutung des Dichters in der deutschen Literaturgeschichte:

Hermann Kluge: Geschichte der deutschen National-Litteratur. Zum Gebrauche an höheren Unterrichtsanstalten, 13. Aufl., Altenburg 1882, S. 85:

Als Dichter ist Opitz kein schöpferischer Genius, sondern nur ein vielseitiges Talent. Von dem Grundsatz ausgehend, dass die Poesie, indem sie ergötze, zugleich belehren müsse, legt er mehr Wert auf Klarheit, Verständigkeit, strenge Regel als auf Schwung der Phantasie und Tiefe der Empfindung.

Georg Ried: Wesen und Werden der deutschen Dichtung, 22. Aufl., München 1972, S. 69–70:

Martin Opitz (1597–1639) war zwar selbst kein grosser Dichter, aber er hat der dichterischen Sprache durch seine theoretische Vorarbeit einen Weg aus der Verwilderung gewiesen und gehört dadurch, wie später Gottsched und Lessing, zu den Bahnbrechern unserer Dichtkunst. ... Opitz hat die neue Dichtung theoretisch begründet. Sie zu gestalten, hat er andern überlassen.

Fritz Martini: Deutsche Literaturgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart, (Kröners Taschenausgabe, Bd. 196) 18. Aufl., Stuttgart 1984, S. 140:

In einer weltmännisch gepflegten, rhetorisch pointierten Sprache legte Opitz Grundlagen der Entwicklung. Als Lyriker pflegte er das weltliche Lied, das sich zum Sololied entwickelte, das Sonett im Mass und Bau des Alexandriners und das Epigramm. Seine Sammlung Teutsche Poemata (1624) wurde vorbildlich, auch wenn die Lyriker des fortschreitenden Jahrhunderts bald an Gelenkigkeit der Sprache und Strophen, an metrischer Vielfalt und rhythmischer Kunst ihn übertrafen.

Lyrik von Opitz

Ode XVIII

**Ich empfinde fast ein Grauen,
Daß ich, Plato¹, für und für
Bin gesessen über dir;
Es ist Zeit hinaus zu schauen
Und sich bey den frischen Quellen
In dem Grünen zu ergehn,
Wo die schönen Blumen stehn
Und die Fischer Netze stellen.**

**Worzu dienet das Studieren
Als zu lauter Ungemach?
Unter dessen laufft die Bach?
Unsers Lebens, das wir führen,
Ehe wir es inne werden,
Auff ihr letztes Ende hin,
Dann kömpt² ohne Geist und Sinn
Dieses alles in die Erden.**



Martin Opitz, nach dem Kupferstich von Johann Jakob Heib (1704 bis 1767), in der k. k. Familien- und Communalbibliothek zu Wien.



Nikolaistraße in Bunzlau

Bunzlau

schon 1203 erwähnt, liegt am Boberkatzbachgebirge zwischen der niederschles. Heide u. den Tonlagern der Löwenberger Kreidemulde. An der Mongolenschlacht von 1241 nahmen die Bunzlauer tapferen Anteil. Stadterhebung 1251. Das hochtürmige Rathaus wird umgeben von einem vier-eckigen Ring mit barocken Giebelhäusern. Die Töpferei (Bunzlauer Tip-pel) ist mindestens schon seit dem 14. Jh. in Blüte. Die Tonwaren werden bei 1340 Grad gebrannt, deshalb besonders haltbar. Ausfuhr bis nach Amerika. Es zählt heute über 36'000 Einw. (1939 ca 20'000)



Bunzlauer Geschirr

Abendlied

Jetztundt kompt die Nacht herbey,
Vieh und Menschen werden frey,
Die gewünschte Ruh geht an.
Meine Sorge kompt heran.

Schöne glantz der Mondenschein
Und die güldnen Stemelein,
Froh ist alles weit und breit,
Ich nur bin in Traurigkeit.

Zweene mangeln überall
An der schönen Stemenzahl,
Die zween Sternen, so ich mein,
Sind der Liebsten Äugelein.

Nach dem Monde frag ich nicht,
Dunckel ist der Sternen licht,
Weil sich von mir weggewendt,
Asteris, mein Firmament.

Wann sich aber naht zu mir
Dieser meiner Sonnen zier,
Acht ich es das Beste sein,
Dass kein Stern noch Monde schein.

FÜRST HERMANN VON PÜCKLER-MUSKAU

(30.10.1785-4.2.1871)

Als Gartenarchitekt und Reiseschriftsteller im 19. Jh. viel beachtet, im 20. Jh. zu Unrecht vergessen, wurde am 30. Oktober 1785 auf Muskau geboren. Der Fürst und die Standesherrschaft Muskau, die grösste im damaligen Deutschland, die sich über 550 qkm erstreckte, ein Städtchen von 3'000 Einwohnern und 45 Dörfer aufzuweisen hatte, war ursprünglich sächsisches Gebiet und ist erst durch den Wiener Kongress mit der Ober-Lausitz zu Schlesien gekommen. Warum wir dennoch den gebürtigen Sachsen zu den berühmten Schlesiern zählen, liegt in seiner unübertroffenen gartengestalterischen Schöpfung der Parkanlagen von Muskau, die er erst in schlesischer Zeit über 30 Jahre hinweg in dem von ihm weiterentwickelten englischen Stil entworfen und gestaltet hat. Ganz Europa reiste dorthin, um sie zu bewundern. Heute ist der jenseits der Neisse gelegene polnische Teil leider verwildert. Der zweite Park, den er nach dem Verkauf von Muskau an den Prinzen Friedrich der Niederlande auf dem Stammsitz der Pückler in Branitz bei Cottbus ab 1847 angelegt hat, ist kleiner, idyllischer und wohl das Schönste an Gartenkunst auf kontinentalem Boden in der damaligen Zeit. Deshalb wird er zu Recht der «Goethe der Landschaftsgärtnerei» genannt. Dieser Ruhm und sein Buch «Andeutungen über die Landschaftsgärtnerei» haben ihn nicht zuletzt zum Berater für die berühmtesten Garten- und Parkanlagen in Europa gemacht. Nicht nur, dass er sie entwarf, er legte persönlich mit Hand an, pflanzte und gestaltete sie an Ort und Stelle.



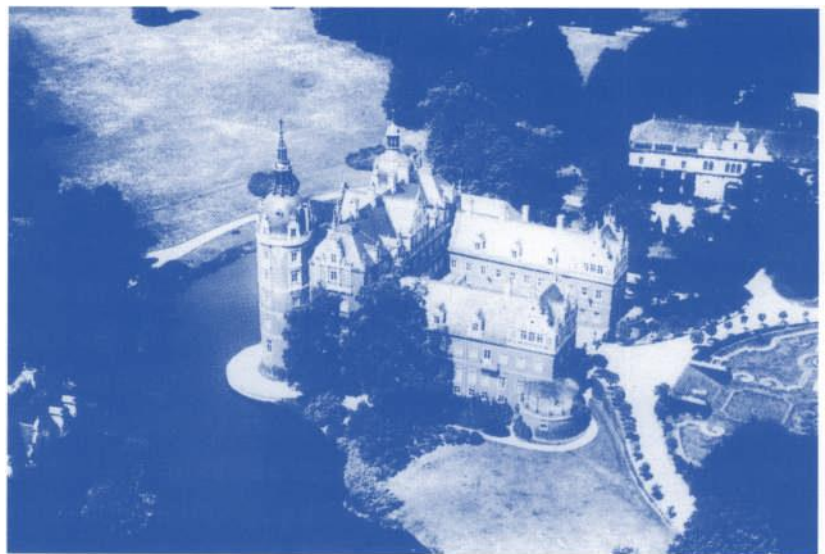
Zum Reiseschriftsteller wird er durch seinen abenteuerlichen Lebenslauf. Seitens seiner französischen Mutter empfangt er in seiner Kindheit wenig Liebe und Zuneigung, und so schickt man ihn früh auf ein Internat der Herrnhuter, von wo er ausreißt. Halle und Dessau sind weitere Schulstationen. In Leipzig studiert er für ein Jahr Jura. Mit 17 Jahren wird er Leutnant beim Garderegiment in Dresden. Ab diesem Zeitpunkt beginnt seine Karriere als berüchtigter, toller Graf mit einem Sprung von der Brücke zu Pferd acht Meter tief in die Elbe. Spielschulden und uneingelöste Wechsel zwingen den Rittmeister und Haudegen zum Abschied vom Militär und zur Flucht durch halb Europa. Die vier

Jahre seines Untertauchens nutzt er für Jugendwanderungen und erste Bildungsreisen meist zu Fuss durch die Schweiz, Frankreich und Italien. Auf seiner Heimreise ist er bei Berühmtheiten zu Gast: bei Papst Pius VII. in Privataudienz, bei Pestalozzi und bei Goethe, der ihn schätzt und später zu seinem besten Buch «Briefe eines Verstorbenen» ein lobendes Vorwort verfasst. Am Befreiungskrieg nimmt er als Major in russischen Diensten und als Adjutant beim Grossherzog von Sachsen teil. Etwas später finden wir ihn auf preussischer Seite als Oberstleutnant bei Waterloo und anlässlich der Siegesparade in London neben den gekrönten Häuptern. Die Ehe mit Lucie, der Reichsgräfin von Pappenheim, einer Tochter des preussischen Ministers von Hardenberg, schliesst er 1822. Schon vier Jahre später ist sie es, die wegen der finanziellen Lage von Muskau eine Pro-forma-Scheidung durch den preussischen König, der ihnen sehr gesonnen ist, anregt und die Ehe auflösen lässt. Beide verbindet aber bis zu ihrem Tode eine vertraute, herzliche Beziehung, die sich in zahllosen Briefen wie im zeitweisen Miteinander in Muskau und auf Branitz ausdrückt. 1822 wird Pückler neben Blücher und Hardenberg in den Fürstenstand erhoben. Als Dandy auf zweijähriger «Brautreise» in England (Besuch bei Georg IV.) studiert er die englischen Verhältnisse in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft, die er sowohl bewundert wie auch kritisiert. In «Tutti-Frutti» bekämpft er als liberal gesinnter Fürst und Anhänger des Jungen Deutschlands, wie seine beiden Freunde Heine und Bettina von Arnim, die vielen Reaktionäre im preussischen Staat. Seine grosse Mittelmeer-, Asien- und Afrikareise ins Reich des Mehemed Ali, allein und zu Pferd bis an den oberen Nil, von wo er seine schwarze Liebe, die äthiopische Prinzessin Machbuba, mitbringt, ist wohl das nachhaltigste Abenteuer seines Lebens (in «Semilasso»). Sie starb 1840 und wurde im Tumulus im Park Branitz beigesetzt.

Am 4. Februar 1871 stirbt Pückler mit 85 Jahren auf Branitz. Er passt in keine Kategorie, in keine Schublade. Er war Kosmopolit, er war ein Taugenichts, ein Melancholiker und Romantiker. Seine Haupteigenschaften waren die Neugierde, der Geschmack und der Ehrgeiz, das Vollkommene zu erreichen. Über ihn zu lesen ist sicher genauso köstlich, wie die nach ihm benannte Eiscreme zu geniessen, (z.B. «Der grüne Fürst» von H. Ohff)



Fürst von Pückler-Muskau (1785-1871)



Schloss Muskau mit Blumenparterre und Kleinem Schloss (Luftaufnahme, um 1930)



*Fürstin Lucie von Pückler-Muskau,
zeitgenössische Zeichnung*



Schloss Branitz mit Pergola, Vorderseite



Gestaltung von Wehren aus Pücklers Gartenbuch



Machbuba, zeitgenössisches Porträt



Mehemed Ali, zeitgenössisches Porträt

Graf Pückler als Berliner Dandy, Zeichnung von Franz Krüger



MANFRED FREIHERR VON RICHTHOFEN

(2.5.1892-21.4.1918)

Manfred Wörner, der ehemalige NATO-Generalsekretär, würdigt in seinem Vorwort zu den 1990 erschienenen persönlichen Aufzeichnungen Richthofens «Der rote Kampfflieger» den Sieger in 80 Luftkämpfen mit den Worten: *«Ich habe bei Gesprächen häufig festgestellt, dass bei den Luftwaffen aller Verbündeten Manfred von Richthofen Cnoch heute nach 70 Jahren) einen grossen Ruf genießt und dass man ihm dort ohne Vorbehalt begegnet. Er wird als exzellenter Kampfflieger – der er unstrittig war – geschätzt und ist zu einer Symbolfigur für Ritterlichkeit, untadeliges Verhalten und fliegerisches Können geworden.»* – Nur diese seine Eigenschaften rechtfertigen es,



dass ein Jagdgeschwader in Wittmund bei Wilhelmshaven heute seinen Namen trägt, weil auch unsere Generation von Soldaten Vorbilder für Tugenden wie Ritterlichkeit, Mut, Fairness, Bescheidenheit und Ehrlichkeit benötigt.

Richthofens Vorväter waren zunächst keine Soldaten. Ihr Stammbaum reicht weit zurück in Luthers Zeiten. Ein Schüler des Reformators namens Faber, dessen Enkel 1661 unter dem Namen Praetorius von Richthofen geadelt wurde, erwarb in Schlesien einen Landbesitz. Mütterlicherseits lässt sich die Ahnenreihe über die fränkische Linie des Hauses Hohenzollern bis zur Schwester Friedrichs des Grossen verfolgen, die mit dem Markgrafen Karl Wilhelm Friedrich von Ansbach verheiratet gewesen ist. Ihr Stammsitz waren Güter in der Gegend von Breslau und Striegau.

Am 2. Mai 1892 wurde Manfred von Richthofen als ältestes von vier Kindern geboren. Sein Vater war aktiver Offizier beim Leibkürassierregiment in Breslau. Auf Gut Kleinburg wohnhaft, erhielt er bis zum neunten Lebensjahr Privatunterricht. Dann kam er ein Jahr auf die Schule nach Schweidnitz, dem späteren Wohnsitz seiner Eltern. Er liebte diese Stadt wie seine ganze Heimat Schlesien und besuchte sie als Soldat, so oft er nur konnte. Auf Wunsch seines Vaters wurde er als Sextaner in die Kadettenanstalt in Wahlstatt eingeschult, wo es ihm wenig gefiel und er nur mässige Leistungen aufzuweisen hatte, dagegen im Sport herausragte, halsbrecherische Kunststücke vollbrachte, wie z.B. ein

Taschentuch am Blitzableiter des Kirchturms befestigte. Nach zwei Jahren Hauptkadettenanstalt in Berlin und bestandem Fähnrichexamen wird er 19jährig zum Ulanenregiment nach Militsch (Schlesien) versetzt. Als «besessener» Reiter und inzwischen Leutnant erwirbt er so manchen Preis im Gelände- und Springreiten. 1914 bricht der Erste Weltkrieg aus, den er zunächst als Ulan an der Ost- und Westfront nördlich von Verdun erlebt. Ende Mai 1915 wird seinem Bittgesuch stattgegeben, und er kommt zur Fliegertruppe. Vom Schützengraben aus hatte er sich vorgenommen, das harte Los seiner Kameraden von oben zu erleichtern. Als Aufklärungs- und Bombenflieger verrichtet er mit viel Mut und Geschick diese Aufgabe. Im gleichen Jahr geht sein grösster Wunsch in Erfüllung. Der bis dahin überaus erfolgreiche Jagdflieger-Offizier Oswald Boelcke holt ihn in die neu aufzustellende Jagdstaffel und wird sein Lehrmeister. Neben Immelmann fliegt er seine ersten Erfolge ein. Nach dem Absturz Boelckes und seinem 16. Luftsieg wird er mit dem Pour le mérite ausgezeichnet und zum Führer der Jagdstaffel II ernannt. Er schreibt in seiner Bescheidenheit: «Ich habe es mir nie träumen lassen, dass es einmal eine Jagdstaffel Richthofen geben würde.» Auch seine Brüder Lothar und Wilhelm sind neben ihm hervorragende Jagdflieger und Pour-le-merite-Träger. Seine Maschine ist der Fokker-Dreidecker mit 110 PS, 160 km/h und einer Reichweite von 300 km. In seinen persönlichen Aufzeichnungen stellt er ein Reglement für Kampfflieger auf, das ihm neben seinem Draufgängertum bescheinigt, taktische wie analytische Überlegungen in grundsätzliche Anordnungen umzusetzen, um die Erfahrungen des Luftkampfes an seine Flieger weiterzugeben. Am 21. April 1918 wird der inzwischen zum Geschwaderkommandeur avancierte Rittmeister Manfred von Richthofen nach 80 eigenen Luftsiegen von dem kanadischen Captain Roy Brown abgeschossen und von den Franzosen ehrenhaft auf dem Friedhof in Fricourt beigesetzt. Alliierte Streitkräfte geben ihm das Geleit. Die Times spricht von einem grossartigen Flugzeugführer und anständigen Kämpfer. Auf Ansuchen der Reichsregierung findet Manfred von Richthofen unter Teilnahme des Reichspräsidenten am 20. November 1925 auf dem Invalidenfriedhof in Berlin seine letzte Ruhestätte. Der dabei niedergelegte Kranz der Royal und American Air Force trägt die Inschrift: «Manfred von Richthofen, unserem Gegner, aber nicht minder unserem Kameraden.»

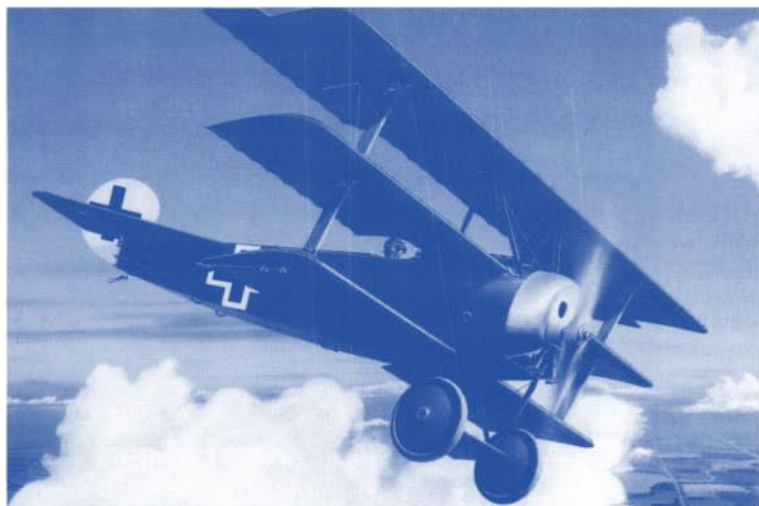
Meine Kadettenzeit

(1903-1909 Wahlstatt, 1909-1911 Lichterfelde)

Als kleiner Sextaner kam ich in das Kadettenkorps. Ich war nicht übermässig gerne Kadett, aber es war der Wunsch meines Vaters, und so wurde ich wenig gefragt.

Die strenge Zucht und Ordnung fiel einem so jungen Dachs besonders schwer. Für den Unterricht hatte ich nicht sonderlich viel übrig. War nie ein grosses Lumen. Habe immer so viel geleistet, wie nötig war, um versetzt zu werden. Es war meiner Auffassung nach nicht mehr zu leisten, und ich hätte es für Streberei angesehen, wenn ich eine bessere Klassenarbeit geliefert hätte als «genügend». Die natürliche Folge davon war, dass mich meine Pauker nicht übermässig schätzten. Dagegen gefiel mir das Sportliche: Turnen, Fussballspielen usw., ganz ungeheuer. Es gab, glaube ich, keine Welle, die ich am Tumreck nicht machen konnte. So bekam ich bald einige Preise von meinem Kommandeur verliehen.

Alle halsbrecherischen Stücke imponierten mir mächtig. So kroch ich z.B. eines schönen Tages mit meinem Freunde Frankenberg auf den bekannten Kirchturm von Wahlstatt am Blitzableiter herauf und band oben ein Taschentuch an. Genau weiss ich noch, wie schwierig es war, an den Dachrinnen vorbeizukommen. Mein Taschentuch habe ich, wie ich meinen kleinen Bruder einmal besuchte, etwa zehn Jahre später, noch immer oben hängen sehen.



Ein Fokker Dr. I-Dreidecker der Jagdstaffel (JASTA) 6. Dieser Flugzeugtyp hatte eine Leistung von 100 PS, die Höchstgeschwindigkeit betrug ca. 160 km/h, die Reichweite rund 300 km.



Am 6. Juli 1917 wurde Manfred von Richthofen während eines Angriffs auf englische Bombenflugzeuge am Kopf verwundet. Trotz Schädigung des Sehnervs konnte er notlanden. Im August besuchte Major Albrecht von Richthofen, Ortskommandant in der Nähe von Lille (Frankreich), seinen Sohn im Lazarett.



Rittmeister Manfred Freiherr von Richthofen, erfolgreichster Jagdflieger des Ersten Weltkrieges

Zweikampf zwischen einem englischen und einem deutschen Flugzeug während des Ersten Weltkrieges.
 Wurden Kriege bisher nur zu Lande und zu Wasser geführt, so erhalten sie von jetzt an durch den militärischen Einsatz von Flugzeugen eine neue, in ihren Auswirkungen verheerende Dimension. In zunehmendem Masse leidet die Zivilbevölkerung unter dem Kriegsgeschehen.

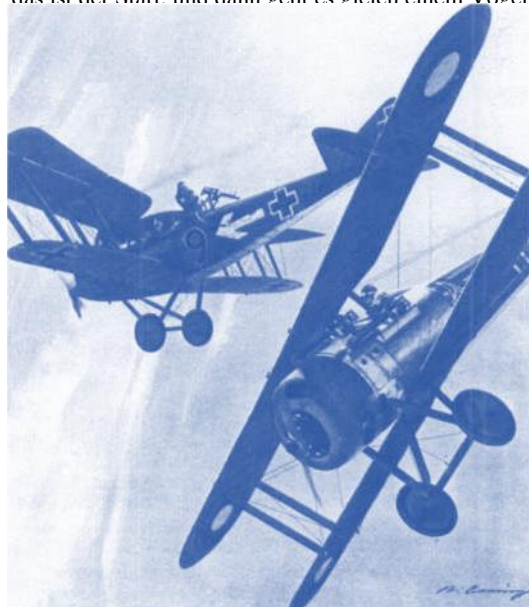
Unsere Flugzeuge

Wie wohl jedem klar ist, haben sich im Laufe des Krieges unsere Flugzeuge etwas verändert. Der grösste Unterschied ist zwischen einem Riesenflugzeug und einem Jagdflugzeug.

Das Jagdflugzeug ist klein, schnell, wendig, trägt aber nichts. Nur die Patronen und die Maschinengewehre.

Das Riesenflugzeug – man muss sich bloss das erbeutete englische Riesenflugzeug ansehen, das auf unserer Seite glatt gelandet ist, ist ein Koloss, nur dazu bestimmt, durch grosse Flächen möglichst viel zu tragen.

Eine fliegende Festung ist es. Die Tragflächen mit ihren Streben kommen einem vor wie Säulenhallen. Ich kann mich für diese Riesenkähe nicht begeistern. Ich finde sie grässlich, unспортlich, langweilig, unbeweglich. Mir gefällt mehr ein Flugzeug wie «le petit rouge». Mit dem Ding ist es ganz egal, ob man auf dem Rücken fliegt, es senkrecht auf den Kopf stellt oder sonst welche Zicken macht, man fliegt eben wie ein Vogel, und doch ist es kein «Schwingenfliegen» wie der Vogel Albatros, sondern das ganze Ding ist eben ein «fliegender Motor». Ich glaube, wir werden noch so weit kommen, dass wir uns Fliegeranzüge für zwei Mark fünfzig Pfennig kaufen können, in die man einfach 'reinkriecht. An einem Ende ist ein Motörchen und ein Propellerchen, die Arme steckt man in die Tragflächen und die Beine in den Schwanz, dann hopst man etwas, das ist der Start, und dann geht es gleich einem Vogel durch die Lüfte.



FRIEDRICH SCHLEIERMACHER (21.11.1768 – 12.2.1834)

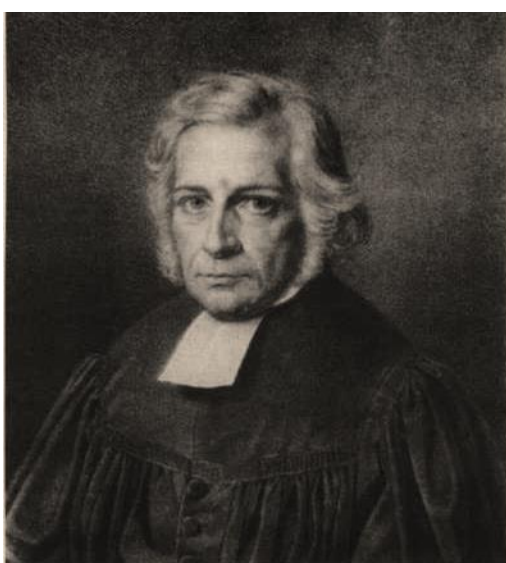
Einer der bedeutendsten und einflussreichsten protestantischen Theologen und Denker der Neuzeit, der das schier Unmögliche versuchte, eine Synthese, eine versöhnliche Verbindung zwischen Religion, Philosophie und romantischem Gefühl herzustellen, ist der Berliner Professor und gefeierte Kanzelredner Daniel Ernst Friedrich Schleiermacher. Wie die meisten Berliner kam er aus Schlesien. Wie es eine alte schlesische Faustregel wissen will: Jeder dritte Berliner ist ein Schlesier, jeder zehnte ein Breslauer. Letzteres trifft auf Schleiermacher zu. Und so zählen wir ihn zu den grossen Deutschen aus Schlesien, Karl Barth, der grosse Schweizer Theologe, sagt von ihm: «Nicht nur eine Schule stiftete er, sondern ein Zeitalter», und: «Der Mann, der Schleiermacher nicht nur kritisieren, sondern sich mit ihm auch messen könnte, ist noch nicht auf dem Plan.» Daniel Ernst Friedrich Schleiermacher wurde am 21. November 1768 als Sohn eines preussisch-reformierten Feldpredigers in Breslau geboren. Wie der Vater aus altem Pfarrergeschlecht entstammt, so ist auch seine kluge, liebevolle Mutter die Tochter eines Hofpredigers und ihr Bruder Stubenrauch Theologieprofessor in Halle. Diese herkunftsmässigen Vorgaben bestimmen die religiöse Grundstimmung seines Lebens. Nach dem Besuch der Schule in Pless schickten ihn seine Eltern 1782 in das Internat der Brüdergemeine nach Niesky bei Görlitz und anschliessend auf das Seminar nach Barby. Die religiöse Einseitigkeit der dortigen Erziehung führte zu einem äusseren Bruch mit der Brüdergemeine. In Halle studiert er Theologie. In dieser Zeit erlebt er seine grosse religiöse Krise. Verzweifelt schreibt er an seinen Vater, er könne an die Gottheit Christi und seine stellvertretende Versöhnung nicht mehr glauben. Trotzdem legt er 1790 in Berlin sein theologisches Examen ab. Viel später schreibt er in seinen Erinnerungen, «dass er nach Allem wieder ein Herrnhuter höherer Ordnung geworden ist». Drei Jahre verbringt er nun als Hauslehrer beim Grafen Dohna auf Schloss Schlobitten in Ostpreussen. War es die schönste Zeit seines Lebens? Auf jeden Fall war sie wichtig für seine innere Entfaltung und Öffnung auf den Sinn für «ein schönes gemeinschaftliches Dasein»,



auch das Kennenlernen des Wesens einer Frau. Wie er es selbst rückschauend ausdrückt: «Erst durch die Kenntnis des weiblichen Gemütes habe ich den wahren menschlichen Wert gewonnen.»

Daran schloss sich die zweite grosse Wende in seinem Leben: Von 1796 bis 1802 ist er Prediger an der Charité in Berlin. Alexander von Dohna brachte ihn in den Kreis um Friedrich Schlegel, Henriette Herz (seine spätere Frau) und all die Romantiker von Rang und Namen. Aus der Verbindung mit dieser für ihn neuen Welt von Philosophie und Literatur entsteht sein erstes Werk, das ihn bis heute unvergessen machen sollte: *Die Reden über Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern*. Darin erklärt er, dass die Religion das Universum nicht erklären, sondern im Anschauen von ihm im Gefühl ergreifen will. Deshalb ist Religion für ihn das Gefühl der «schlechthinnigen Abhängigkeit von Gott», der Geschmack für das Unendliche. Den «Reden» folgen die *Monologe*, die ihm die Herzen der jungen Generation zutrug.

In seiner Stolper Zeit arbeitete er an seinem dritten Werk, einer Ethik, den *Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre*, und begann mit seiner hervorragenden *Übersetzung Platos*. Über Würzburg und Halle kommt er als Mitgründer und Professor an die nach Wilhelm von Humboldt benannte neue Universität Berlin und wird Pfarrer an der Dreifaltigkeitskirche (s. Beispielseite). In seinen *Gelegentlichen Gedanken über Universitäten in deutschem Sinne* vertritt er neue Positionen der Pädagogik. Er sagt: «Wissenschaft, Kirche, Staat und Hauswesen, weiter gibt es nichts für den Menschen auf der Welt...» In seinem wichtigsten Werk *Der christliche Glaube nach den Glaubenssätzen der evangelischen Kirche* (1822) wird Schleiermacher zum Kirchenvater des 19. Jh. Glaubenslehre ist für ihn nicht Dogmatik, sondern die Beschreibung des inneren Erlebens, bezogen auf die durch Jesus von Nazareth vollbrachte Erlösung. Er verkündet – wie Luther – eine personenbezogene Heilslehre. Nur zwischen dem Erlöser und dem Gläubigen kann innewerdend das Heil erlebt werden. Im Eintreten für die Union von Lutheranern und Reformierten und die Agendenreform will er weder Zwang noch Druck von oben. – Mit 65 Jahren stirbt er an einer Lungenentzündung.



Alexander Duncker, Schloss Schlobitten

**In der Festschrift zum 250-jährigen Bestehen der
Dreifaltigkeitskirche in Berlin (1739 – 1989)**

von B. Bab u. W-Weiss

die die Geschichte der Kirche und ihrer Gemeinde bis 1989 skizziert, wird auch Fr.D. Schleiermacher und sein Wirken in den 25 Jahren seines Pfarramts an dieser Kirche (von 1809 – 1834) in den verschiedenen Bereichen seiner Tätigkeit gewürdigt. In kurzen Auszügen soll daraus sein Engagement als Pfarrer, Seelsorger, Prediger, Theologe u. Professor an der neugegründeten Alexander-v.Humboldt-Universität berichtet werden und so zur Erhellung seiner Persönlichkeit Beitrag leisten:

Sein Amtsantritt am 1. Juni 1809 fällt in die Zeit des Zusammenbruch Preussens, der Stein-Hardenbergschen Reformen (Abschaffung der Leibeigenschaft u. Selbstverwaltung der Kommunen) und des Wiederaufbaus der unter Napoleon völlig zerstörten Dreifaltigkeitskirche. Die Instandsetzungsarbeiten bis hin zur neuen Orgel beanspruchten ihn die ersten Jahre.

An 2. Stelle stand als vordringliche Aufgabe für Schleiermacher die Konsolidierung der Gemeindehaushaltskasse. Es fehlte sogar an Geld, die eigenen Mitarbeiter zu zahlen. – Einnahmequellen waren vor allem die Kollektengelder, die Kasual- u. Kirchstuhlgebühren. Über Bittbriefe erhielt er beachtliche Summen. Die entscheidenden Jahre waren die Jahre 1813-1816. in denen Schleiermacher auch als «leidenschaftlicher Prediger für ein na-(???)

Auszüge mit Bildern
aus der Festschrift
«250 Jahre Dreifaltig-
keitskirche Berlin»

Besondere Beachtung verdient drittens die von ihm als Erster in Berlin durchgeführte **Gemeindeunion 1822**, die die Unterschiede zwischen Lutheranern und Reformierten zurücktreten liess (Abendmahl). Taufen und Trauungen stiegen um das Fünffache. Viele namhafte Familien tauchen in den Kirchenbüchern auf: Er taufte die Kinder der Delbrücks u. Niebuhrs, die Töchter von W.v.Humboldt, die Söhne der Bettina v. Arnim, den Sohn Schinkels. In den 30-er Jahren konfirmierte er Otto v. Bismarck. Aber nicht nur für die gebildeten Familien war er tätig.

Mittelpunkt seiner Wirksamkeit waren seine **Predigten**. Er zog damit eine grosse Gemeinde an, vor allem auch die, die der Kirche ferner standen: Höhere Beamte und Militärs, sowie Studenten. Seine Predigten waren lebensbezogen, vermittelten zwischen Bibeltext, Glaubensverständnis und Gemeinde. Aber auch die Sorge um die Armen in seiner Gemeinde liess ihn vielerseits tätig werden (z.B. an 57 Schneidern u. 45 Schuhmachern, die sich gegenseitig verarmten, weil sie zuhauf in die Stadt gezogen waren, um hier besser zu verdienen).



Die Not der Handwerker

Es ist heute schwer vorstellbar, wie in dem so begrenzten Gebiet des 10. Polizeireviere so viele Leute mit demselben Handwerk überleben konnten. Am krasssten war die Situation im unteren Teil der Wilhelmstrasse, in dem über 150 Weber wohnten. Durch die Aufhebung des Zunftzwangs konnte Jeder Jedem Gewerbe nachgehen, ohne dass das Verhältnis von Angebot und Nachfrage geregelt war. Die Konkurrenz wurde übergross. Aus den Bewerbungen für eine Leichenträgerstelle an der Dreifaltigkeitskirche geht hervor, dass viele kleine Handwerker grosse Not litten. Z.B. schrieb der Schuhmachermeister Kümmler 1821:

„Da ich in Erfahrung gebracht habe, daß bei dem Dreifaltigkeits bezirk Leigen begleider angenommen werten, und da ich in diesem bezirk 16 Jahr wohne, und einen schwachen Nahrungs Zweig nur habe, und die merste Zeit mit meinen eignen Henden mein Brot verdienen muß, und da mein Auge schwach wirt, und eine Frau mit noch 5 lebenten Kindern habe, und durch Krieg, Diebstahl, Kranckheit u. Erwerbsfreiheit, u. mehre antere unklücks felle, auf soh einen Fuß gekommen, das ich noch gedrungen bin, neben bei etwas zu verdienen, u. da ich der Stadt 19 Jahr bei die Feter anstalden diene, u. noch, und so wolde ich ein Hohes Kirgen Colegio Bitten, mier meine Bitte zu gewähren und meinen Wunß zu erfüllen.
Kümmler Schuhmacher Mst.
Mauer St. No 8“



An der Dreifaltigkeitskirche war Schleiermacher 25 Jahre Pfarrer

AGNES SORMA (17.5.1862 – 10.2.1927)

Sie hatte als Schauspielerin das Glück, unter den Zeitgenossen auf Dichter zu stossen wie Henrik Ibsen, Gerhart Hauptmann, G. Bernard Shaw, Hermann Sudermann, Gustav Freytag, Arthur Schnitzler u.a., die ihren eigenen Nachruhm durch sie noch erhöhen konnten, so F. Gregori, einer ihrer Bewunderer und genialen Kollegen. Ihren Ruhm als grösste Schauspielerin ihrer Zeit hatte Gerhart Hauptmann mit folgenden Worten umschrieben: *«Diese liebe, grosse Künstlerin war sozusagen eine Königin der Anmut. Ob man sie in Gesellschaft sah oder auf der Bühne, man empfand sofort, die Grazien hatten sie in der Wiege geküsst. Dabei sei elemen-*

tar als Darstellerin, aber wiederum blieb es ihr grösster Reiz, selbst bei den stärksten Ausbrüchen der Leidenschaft in den Grenzen des schlechthin Weiblich-Schönen gebunden zu sein. – Als Weib, Künstlerin und Dame gleich bewundernswert, verkörperte Agnes Sorma ein weibliches Ideal, das heute nur noch ein Ideal und nichts weiter ist. ... Der Typ dieser Frau ist immer nur ein seltener Glücksfall gewesen.» Und Thomas Mann sagt es so in einem Gedicht über sie: *«Du hast es ja uns allen angetan, Du Wunderfrau mit deiner grossen Kunst.»* – Ähnlich preist sie Alfred Kerr.

Agnes Sorma wurde am 17. Mai 1862 in Breslau geboren. Ihre Mutter Anna Sarembea, eine vortreffliche Frau und waschechte Schlesierin, hatte Agnes ledig bekommen. Zwei Schwestern gesellten sich noch an ihre Seite. Mutter Sorma musste, zweimal verwitwet, in noch jungen Jahren als Milch- und Backwarenhändlerin, Wäscherin und Gefängnisaufseherin die Mädels durchbringen. Bescheidenheit, Ehrlichkeit und Fleiss waren ihr von daher mitgegeben worden. Nach ihrem ersten Auftritt mit ca. 15 Jahren in «Schneewittchen» als erster Zwerg entdeckte Dr. Hugo Müller 1878 ihr schauspielerisches Talent für das Stadttheater mit den Worten: *«Aus der kann was werden.»* Wenig später spielt sie im Lobetheater. Der Theaterzettel dieser Jahre weist bereits auf ein festes Engagement hin. 1880 finden wir sie am Görlitzer Theater, wo sie eine jugendliche Liebhaberin spielt. Dann holt man sie nach Weimar und Posen. Hier macht sie auf den gastierenden Ludwig Barnay einen so starken Eindruck,

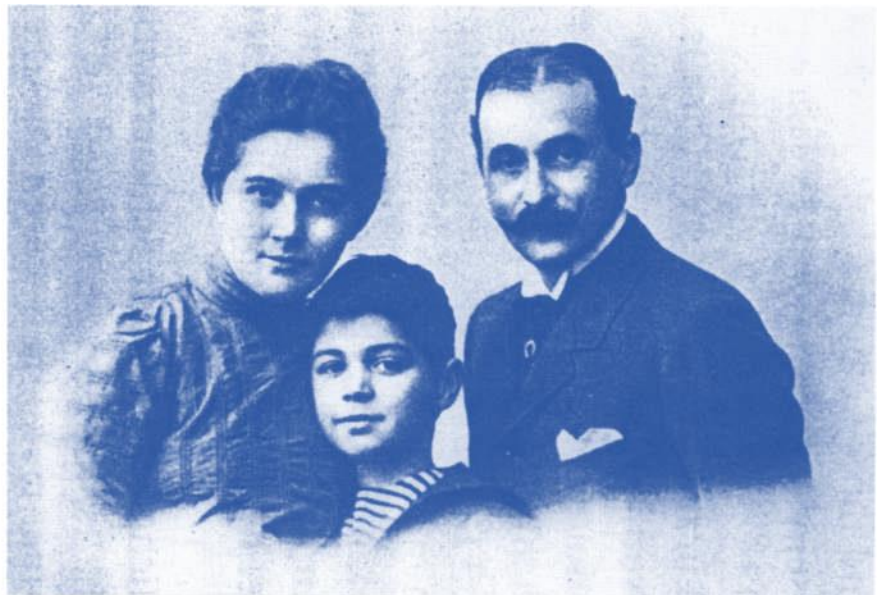


dass er sie an das Deutsche Theater in Berlin empfiehlt. Mit 270 Mark Gage beginnt nun ihre eigentliche Laufbahn unter den Regisseuren und Mitspielern L. Arronge, Dr. August Förster, dem legendären Josef Kainz sowie am Berliner Theater unter dem Genie und Gnomen Otto Brahm. Ihre letzte Reife erhält sie am Neuen Theater durch Max Reinhardt.

Agnes Sorma spielt, ja verzaubert dank ihrer hohen schauspielerischen Intelligenz, ernsten Auffassung des Berufes und ihres rastlosen Fleisses jede Rolle. Man sagt von ihr, sicher wie eine Traumwandlerin schreite sie über die Bühne, immer den rechten Ton treffend, schön und warm ihre Stimme, bezwingend ihr Lachen. Ihre Unnahbarkeit und Keuschheit ist eine ganz natürliche Begleiterin ihrer zarten, reinen Persönlichkeit, tief in ihrem Künstlertum verwoben. Ob sie das Käthchen von Heilbronn, die Minna von Barnhelm, die Nora aus Ibsens Puppenheim, Shaws Candida, Hauptmanns Rautendelein, Esther oder Shakespeares Ophelia spielt – Ferdinand Gregori, einer ihrer Partner, sagt von ihr. – *«Sie gab gewiss Tag für Tag ihr Letztes, aber sie gab es so, als sei es erst ihr Vorletztes.»* Auf ihren Gastspielreisen wurde sie in Paris als deutsche Düse gefeiert. Einen ernstgemeinten Scherz erlaubte man sich mit ihr in Amerika. Man wollte ihr, zu Werbezwecken, gegen einen Scheck Gretchens Spinnrad in Goethes «Faust» mit einer Singer-Nähmaschine vertauschen. Sie lehnte natürlich ab. Bis 1914 spielte sie an den Theatern in Berlin. 1890 hatte sie den italienischen Grafen Mio da Minotta geheiratet. Während des Krieges wurde sie wegen ihrer italienischen Staatsbürgerschaft vom Dienst als Hilfsschwester aus dem Potsdamer Lazarett entlassen, was sie sehr kränkte, und von Hindenburg an das Fronttheater beordert. Nach dem Ersten Weltkrieg, dem Tod ihres Mannes und ihrer Mutter gab sie die Schauspielkunst auf und zog nach Amerika in die Nähe ihres Sohnes und ihrer Enkel. Dort war sie nur als schlichte gräfliche Gutsherrin und Sportreiterin bekannt, nicht mehr als Agnes Sorma. So geriet sie in Vergessenheit, noch bevor sie in Crownking/Arizona starb. Nur einmal war sie noch in ihrer Heimat gewesen und hatte dort gastiert. Aber Deutschland war ihr fremd geworden. Dennoch, ihr Grab liegt in Berlin-Wannsee, und eine Agnes-Sorma-Strasse in Breslau in der Nähe des Opernhauses erinnerte bis 1945 an diese grosse Schauspielerin.



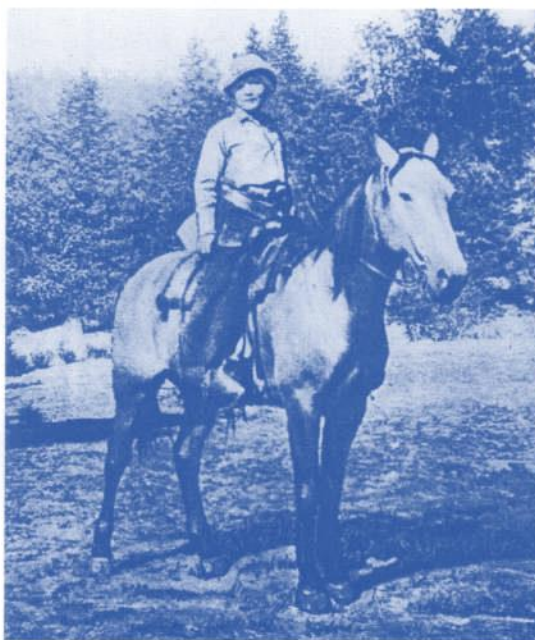
1892



Agnes Sorma mit Mann und Sohn, 1901 (oben)



Agnes Sorma (1862-1927)



Reiterin in Arizona (links)



Rautendelein



Esther



Josef Kainz als Hamlet



*Als Rautendelein in Gerhart Hauptmanns
«Versunkener Glocke»*



Käthchen von Heilbronn (1886)



Eleonora Duse (links)

*Max Reinhardt,
Leiter der Reinhardt-
Bühnen in Berlin und
des Theaters in der
Josefstadt, Wien
(unten)*



HERMANN STEHR (15.2.1864 – 11.9.1940)

Ausser durch seinen Namen ist dieser Schriftsteller – ein Zeitgenosse Gerhart Hauptmanns – mit seinen zahlreichen Werken wohl kaum einem belebten Menschen unserer Tage noch bekannt. Vielleicht die Titel seiner beiden Hauptwerke: «Der Heiligenhof» (1911/17) und «Das Mandelhaus» (1913). Woran das liegt? – Sicher an dem Grundthema seiner Dichtungen, die über Raum und Zeit hinaus in dem ihm eigenen mystisch-religiösen Gewand heute nicht mehr gefragt sind, und dass er es seinen Lesern nicht leicht machte, ihn zu verstehen. Dabei war er zu seiner Zeit ein beachteter



und mit vielen Auszeichnungen versehener Schriftsteller und Dichter. Als Nachweis für seinen damaligen Bekanntheitsgrad und seine Wertschätzung seien hier nur einige der Ehrungen angeführt, die ihm bereits zu Lebzeiten zuteil wurden: der Schillerpreis (1919), die Berufung zum Senator in die Preussische Akademie der Wissenschaften (1926), die Goethe-Medaille (1932), der Goethe-Preis der Stadt Frankfurt a. M. (1933), die Ehrendoktorwürde der Universität Breslau (1934) und andere.

Hermann Stehr wurde als Sohn eines Sattlers in Habelschwerdt geboren. Um seinen Aufstieg bemüht, besuchte er nach der nötigen Vorbildung das Lehrerseminar seiner Heimatstadt. Er war kein Duckmäuser. Wegen seines Aufbegehrens gegen jegliche übertriebene pädagogische Strenge wie auch politische und kirchliche Bevormundung schon während seiner Ausbildungszeit schickte man ihn auf eine erste Lehrerstelle nach Pohlsdorf im Gebirge mit 135 Kindern für ein Monatsgehalt von 66,70 Mark. Aus dieser inneren Bedrängnis heraus erwuchs in ihm der Wunsch, seine Freiheit im Schreiben wiederzufinden und gegen alle Verleumdungen – Sozialist, Gottesleugner und Antimonarchist zu sein – auf seine Weise zu antworten. Ganz seiner schlesischen Heimat und ihren Menschen verhaftet, beschreibt er in der herben Sprache des Realismus in seinen Erzählungen und Romanen die Schicksale armer und gequälter Menschen. Mit 30 Jahren (1894) hatte er die Wirtstochter Hedwig Nentwig geheiratet. Aber Krankheit und der Tod mehrerer Kinder rüttelten schwer an seiner Lebenskraft.

«Je härter das Leben wurde», so sagt er, «desto kühner und freier packte ich es an und hörte auf keinen anderen Richter als auf den in meiner Brust.» Noch während seiner letzten Jahre als Lehrer beginnt er zu schreiben. In einem ersten Novellenband mit dem Titel *Auf Leben und Tod* veröffentlicht er die Erzählungen *Der Graveur* und *Meike der Teufel*.

Über G. Hauptmanns Vermittlung, der ihm zeitlebens ein treuer Freund war, erhält er eine bessere Schulstelle in Dittersdorf bei Waldenburg. In seinen weiteren Dichtungen versucht Stehr, seinen Menschen in ihren irdischen Verstrickungen das Licht ihrer Seele zu zeigen, indem sie sich begreifen, überwinden und nach innerer Erlösung streben. Eine Fortführung von Jakob Böhmes Mystik.

Aus der Zeit der Pohlendorfer Jahre stammen ausser der erschütternden Erzählung *Der Schindelmacher* die drei Romane *Der begrabene Gott*, *Leonore Gabriel* und *Die drei Nächte*. Letzterer ein stark autobiographisches Werk, in dem die Hauptgestalt Franz Faber sich durch die Beichte einem Menschen seines Vertrauens öffnet und so zu neuer Erkenntnis kommt.

1910 verlässt Hermann Stehr den Schuldienst. Literarische Erfolge, auch ein Ohrenleiden mögen dafür den Ausschlag gegeben haben. Im schlesischen Reich der Kindermärchen steht seine Geschichte vom Glücksucher, der über dem Schmerz der anderen das eigene Glück vergisst. Das gefälligste Werk aus seiner Feder sind *Die Geschichten aus dem Mandelhaus*, eine Erzählung über einen verwitweten Schneider, eine polternde Ziehmutter und ein kleines Kind. Walther Rathenau vermittelt Stehr den Kauf eines Hauses im stilleren Warmbrunn, das er Mandelhof nannte. Im gleichen Jahr (1915) fällt sein Sohn Willy als Fähnrich an der Lorettohöhe. In der Stille seines Warmbrunner Heimes entsteht der *Heiligenhof*, ein Bekenntnis seines eigenen Ringens um Gott. «Wem die Welt nicht Seele wird, der findet durch sie niemals zu Gott.»

1926 zieht er nach Oberschreiberhau ins Riesengebirge. Dort schreibt er seine grüblerischen Alterswerke *Das Geschlecht der Maechler*, *Meister Cajetan* und *Der Geigenmacher*. Mit 76 Jahren stirbt er und wird in seiner Heimatstadt Habelschwerdt beigesetzt. Ein grosser Findling deckt sein Grab. Wirklichkeitserfahrung und religiöses Erlösungsverlangen sind die Grundthemen seiner Dichtung.



Wochenmarkt in Habelschwerdt

Habelschwerdt (poln. Bystrzyca Klodzka) liegt am linken Ufer der Glatzer Neisse unterhalb des Habelschwerdter Gebirges. Die Gründung der Kreisstadt erfolgte im 13. Jh. durch Siedler aus Deutschland und stand zunächst unter böhmischer Oberherrschaft. 1526 kam es an Habsburg, 1742 an Preussen.

Hermann Stehr wählte für seinen Roman «Drei Nächte» als Schauplatz den Willmannsturm und die Stadtvogtei in Habelschwerdt. Oben auf dem Floriansberg befindet sich sein Grab.

Die Stadt zählt über 10.000 Einwohner.

Gerhart Hauptmann über Hermann Stehr:

Deutschland besitzt in Stehr einen Künstler von tiefgründiger Bildkraft. Es gibt keinen Vorgänger seiner besonderen Art. Möge er bald so allgemein und voll gewürdigt werden, wie es sein tiefer Wert gebieterisch fordert.

Eingedenk seiner Worte:

«Wer meine Werke liest, der weiss erst, wer ich bin.

Julimorgen im Park

*Das goldene Gewölk der Blütenlinden
steht hochgebauscht ums schiefergraue Dach,
und drüben in dem blauen Himmel schwinden
Dunstscheier weiss und werden wieder wach.*

*Jedweder Laut ist aus der Welt gestorben.
Nur in den Kronen singt der Bienenton,
als ob sich durch Entzückung selbst erworben
die Erde sel'ge Jenseitsliederschon.*

*Die Rasenfläche nickt mit reifen Gräsern,
und Falter gaukeln durch den Pollenrauch.
Fern abergehen die Berge blau und gläsern
als dieses Erdentraumes höchster Traum.*

Das Riesengebirge

*Ihr Berge seid des Landes Geist, das leicht
zu euren Füßen bunte Wogen schlägt.
Was seiner Täler Sehnsucht nie erreicht,
das fasst ihr gross zusammen. Schimmernd legt
ihr an des Himmels blauen Toren nieder
des Landes Stolz und Traum der Märchenlieder.*

*Aus sumpfen Iserwäldern wogt es auf
und steigt in kühnrrer Felsen flucht,
bis sich zu jähem Höhensturz der Lauf
zusammenballt in riesenhafter Wucht.
Die Koppe steht, des Trotzes letztes Ahnen,
hoch überm Ringen armer Taltitanen.*

*Es schauen diesem Kampf aus Tiefen zu
der Teiche unergründlich schwarze Augen.
Sie sind bestellt, das Stürmen und die Ruh
in ihren rätselhaften Grund zu saugen.
Und wer recht lauscht, hört manchmal tief er
schrocken
das Zauberklingen von versunk'nen Glocken.*

*Dann drehen sich im Silbermondenglanz
die Elfen auf dem weiten Riesenplan,
und, in dem Haar des Glühwurms Lichterkranz,
aus sieben Gründen Zwergenzüge nah'n.
Versteinte Orgelbälge stöhnend fauchen
und Walenlieder hört man traumhaft hauchen.*

*Verjagt sind lange aus der Niederung
die Märchen durch der Hämmer Erzgedröhn.
Sie flohn hierher und weben, immer jung,
tiefsinn'ger Weisheit zauberhaft Getön.
Und alle, die im Herzen rein geblieben,
sehn ihre Schleier um die Felsen stieben.*

Die Geschichte vom verlorenen Taler

Die Leute *auf* den hohen Bergen spielen ein Würfelspiel, indem sie ihr Feld bebauen. Bald treten bei zeitigem Frühjahr Nachtfröste ein; bald kommt der Winter zu früh, bald zu spät. Wenn aber ja einmal das gemähte Getreide vollkörnig auf dem Stoppel liegt, entsteht einer jener andauernden Regengüsse, welche in waldreichen Gegenden so häufig sind. Der einzige Ausweg in den Zeiten der oft wiederkehrenden Not ist der Hunger oder das Geld.

Feme den Pfennig, für welchen es Zichorie kaufen sollte, achtlos aus seinen Händen gleiten, dass er sich eilig zwischen den Steinen auf Nimmerwiedersehen verkriecht, so schlagen es Vater und Mutter so unbarmherzig, und seine Geschwister sehen es lange scheel von der Seite an, als hafte ein schwerer Makel auf ihm.

Einst kam aber in einer Familie gar ein Talerstück abhanden. Die Menschen des ganzen Berges sprachen von dem Unglück.

Der Vater derselben Familie war todkrank. Nach Wochen erhob *er* sich wohl wieder von seinem Lager. Aber er war wie gebrochen. Es lag eine Schlawheit über ihm, als habe er einen unersetzlichen Verlust erlitten. Meistens schwieg er wie aus Erschöpfung; seine Unterhaltung waren leidige Ausrufe: «Oach, nu ja! – Nu, nu! – Herr du mein! – Gotla, Gotla!» Nur wenn er auf seinen verlorenen Taler zu sprechen kam, veränderte sich sein ganzes Wesen.

Er wartete immer, davon reden zu können. Alles andere liess er leer an sich vorübergehen.

Dann aber reckte er sich aus seiner Versunkenheit auf, sein Auge begann zu schimmern; seine Arme fuhren eilig durch die Luft. Bald stand er steif und starr in der Stube und stöhnte die Erzählung seines Schrecks heraus; dann kauerte er sich wieder hin und murmelte trostlos von dem ewig Verlorenen. Gewöhnlich brach er hier ab, nahm die Pfeife, welche ihm ausgegangen war, mit zitternder Hand vom Tische und ging tief erschüttert nach Hause. Aber der Herrgott erbarmte sich seines Grades.

Einst führte der Arme einen Verirrten aus dem tiefen Walde auf den rechten Weg. Weil der reiche Herr kein kleinres Geldstück bei sich trug, schenkte *er* dem Führer einen blanken Taler.

Still, zitternd, wie auf den Zehen, in der Nacht, scheu, kam er nach Hause. Bebend vor stummem Glück sass er auf der Bank, und seine aus den Angeln gehobene Seele wagte nicht, sich zu rühren.

Als er sich umständlich überzeugt hatte, dass alle Kinder tief schliefen, löschte er das Licht aus. Dann liess er sein bestürztes Weib in die Hand fühlen, in welcher er den Taler hielt.

«A Toaler?!» stotterte diese in glücklicher Verwirrung.

«A horter... fester... Toaler, Weib! – Weib II Gotla, Gotla», antwortete er, verzückt hauchend.

Am anderen Morgen lag er tot im Bett. Ein seliges Lächeln auf seinem Gesicht, den Taler mit der kalten Hand krampfhaft umspannt haftend. Das Glück hatte ihn getötet.

Aus: «Schlesien»

... Die Dörfer in den schlesischen Vorbergen zeigen in der sauberen Heiterkeit ihrer Gehöfte und Hütten und in der eigenwilligen Schönheit ihrer Anlage den ausgesprochenen Typus fränkischer Siedlungen. Denn schaut man auf der Eisenbahnfahrt um Feuchtwangen in Franken aus dem Wagen, so sieht es nicht anders aus, als kutschiere einen die Lokomotive an Hohgiersdorf oder Hohpetersdorf in der Striegauer Gegend vorüber.

Das Schalkhaft-Spöttische der Bewohner, die heitere Gelenkigkeit, die sich merkwürdigerweise mit einem nie ganz besiegbaren Verstocktsein vereinigt, würden den Menschen schon vollkommen der fränkischen Art einreihen, wenn ihm zum Überfluss nicht noch von Zeit zu Zeit das jähe, ihn selbst überraschende Losfahren eigen wäre. Tiefer in den Bergen sitzen wohl die Nachkommen der Thüringer, versonnen, leichtsinnig, träumerisch. Sie lachen wie durch einen Schleier und befruchten und verwirren ihren Verstand durch ein Gemüt, das unergründlich und phantastisch zugleich ist. Einschläge der zugewanderten böhmischen Brüder in der Lausitz verdunkeln etwas die liederfröhliche Klarheit ihres thüringischen Grundwesens.

Doch damit ist die Vielfältigkeit des schlesischen Wesens noch nicht erschöpft. Wie viele polnische Teiche stehen ratlos und voll banger Dumpfheit darin; von wie manchem wendischen Schatten wird es beunruhigt. Aber das Seltsamste ist, dass in jedes schlesischen Einzelmenschen Eigenart sich all diese Stämme durcheinanderzutummeln scheinen, aus denen im Laufe der Jahrhunderte die Bevölkerung meines Heimatlandes zusammengemischt worden ist. Der Schlesier legt sich schlafen wie ein Flame, springt in den Tag wie ein draufgängerischer Franke und verliert sich von einem sentimental Böhmen oder Wenden an der Linken, von einem verträumten Thüringer an der Rechten geführt, durch den Abend in die Nacht. Der Charakter der Schlesier ist wie eine Volksversammlung, die erregt debattiert, aber keine Resolution fasst. Noch in jedem Entschluss und Gefühl stört diese tausendfältige Problematik den ruhigen, sicheren Ablauf. Der schlesische Mensch gleicht einer Brücke zu einem Wesen, nach dem er sich sehnt, auf das er unausgesetzt zustrebt, wie das schlesische Land im europäischen Raum die Brücke vom Süden zum Norden, vom Osten zum Westen darstellt. Dieser Wesensbau des Einzelnen bestimmt zugleich die Eigenart des ganzen Stammes: seine Veränderungsfähigkeit und Aufgeschlossenheit, seine zähe, fast kindliche Liebe zur Scholle und sein künstlerisches Talent.

Werkverzeichnis

«Der Graveur», Erzählung, 1889 – «Meicke der Teufel», Erzählung, 1894 – «Der Schindelmacher», Novelle, 1898 – «Leonore Griebel», Roman, 1898 – «Der begrabene Gott», Roman, 1898 – «Drei Nächte», Roman, 1898 – «Das letzte Kind», Novelle, 1901 – «Meta Konegen», Drama, 1904 – «Der Schatten», Novelle, 1905 – «Wendelin Heinelt», Märchen, 1906 – «Der Feuersamen», Novelle, 1907 – «Geschichten aus dem Mandelhause», 1913 – «Das entlaufene Herz», Novelle, 1913 – «Die Grossmutter», Novelle, 1914 – «Der Heiligenhof», Roman, entstanden 1911-1917 – «Lebensbuch», Gedichte aus zwei Jahrzehnten, 1920 – «Die Krähen», Novelle, 1921 – «Gudnatz», Erzählung, 1921 – «Das Märchen vom Deutschen Herzen», 1922 – «Peter Brindeisener», Roman, 1924 – «Der Geigenmacher», eine Geschichte, 1926 – «Nathanael Maechler», Roman, 1929 – «Meister Cajetan», Novelle, 1931 – «Die Nachkommen oder Jochen Maechler», Roman, 1933 – «Der Mittelgarten», ausgewählte, frühe und neue Gedichte, 1937 – «Der Himmelschlüssel», Märchen, 1939 – «Damian Maechler», Roman (aus dem Nachlass), 1944.

EDITH STEIN (12.10.1891-9.8.1942)

Die aus Breslau stammende jüdische Philosophin und spätere Karmeliterin Sr. Teresia Benedicta a Cruce, die 1942 dem Naziterror in Auschwitz zum Opfer fiel, gehört zu den grossen deutschen Frauen unseres Jahrhunderts. Ihre Bedeutung liegt in ihrer Persönlichkeit, in der durch ihren Lebensweg gefügten Zusammenführung von Judentum, Wissenschaft und Christentum.

Als elftes Kind wurde sie am 12. Oktober 1891 dem aus Lublinitz/OS zugezogenen jüdischen Holzhändler-Ehepaar Stein geboren. Nach dem frühen Tod des Vaters übernahm die geschäftstüchtige Mutter die Erziehung der Kinder und ermöglichte ihren Töchtern Erika und Edith nach dem Be-

such der Viktoriaschule ein für Mädchen damals noch unübliches akademisches Studium. Ediths angeborener kritischer Geist und Wahrhaftigkeitssinn waren es wohl, die sie weder jüdische noch christliche Klischees akzeptieren liess, weswegen sie sich selbst vom 14. bis zum 21. Lebensjahr als Atheistin bezeichnete. 1911 begann sie an der Universität in Breslau das Studium der Fächer Deutsch, Geschichte und Philosophie, wobei ihr Interesse an philosophischen und psychologischen Vorlesungen bald sehr stark hervortrat. Dafür war nun Göttingen der richtige Ort. 1913 begann sie bei dem damals bekannten Phänomenologen Prof. Edmund Husserl zu studieren in der Hoffnung, durch seine logischen Untersuchungen Antwort auf letzte Fragen zu bekommen. Neben der Arbeit am Thema ihrer Doktorarbeit legte sie die Prüfung für das Höhere Lehramt ab und war zwischendurch immer wieder zu Studienzwecken in Breslau. So auch während des Krieges, in dem sie zeitweise als Lehrerin an ihrer früheren Schule, der Viktoriaschule, wie auch als Rotkreuzschwester im Lazarettendienst aushalf, zu dem sie sich als Deutsche den Freunden an der Front gegenüber verpflichtet fühlte. Ein innerer Wandel bereitete sich vor durch die Begegnung mit den Philosophen Adolf Reinach und Max Scheler, beides überzeugte Christen. Durch sie erkannte sie, dass die Wissenschaft die Wahrheitsfrage nicht beantworten kann, sondern nur die Einwohnung Gottes in der menschlichen Seele. Die eigentliche Wende, der Augenblick, in dem ihr Unglaube zusammenbrach und Christus aufstrahlte, war – so erzählt sie –, als sie den Nachlass des in Flandern gefallenen Dozenten Reinach ordnen half



und nicht sie dessen Witwe trösten konnte, sondern sie selbst durch den Glauben dieser Frau eine Getröstete wurde. Während eines Aufenthalts bei ihrer Freundin Hedwig Conrad-Martius in Bad Bergzabern stiess sie auf die Autobiographie der Karmeliterin Teresa von Avila. Nach der Lektüre sagte sie spontan: «Das ist die Wahrheit.» Am 1. Januar 1922 lässt sich Edith Stein taufen. Die folgenden neun Jahre war sie Lehrerin am Gymnasium der Dominikanerinnen in Speyer, da ihre Bewerbung auf eine Professur in Breslau und anderenorts wegen ihrer jüdischen Herkunft abgelehnt wurde. Neben den Plänen für eine Schulreform beschäftigte sie die Frage der Gleichberechtigung und Stellung der Frau in Bildung, Beruf und Gesellschaft bis hin zu der Forderung des Priesteramtes auch für Frauen. Ihre Vorträge im In- und Ausland fanden grosse Beachtung. 1932 wird sie Dozentin an der Pädagogischen Hochschule in Münster, die sie 1933 der Judengesetze Hitlers wegen wieder verlassen musste. Viele Juden sagten damals: «Sind wir nicht deutscher als er? Warum sollen wir uns um seine Hassreden kümmern?» Sie waren sich sicher, dass sie Hitler überdauern würden.

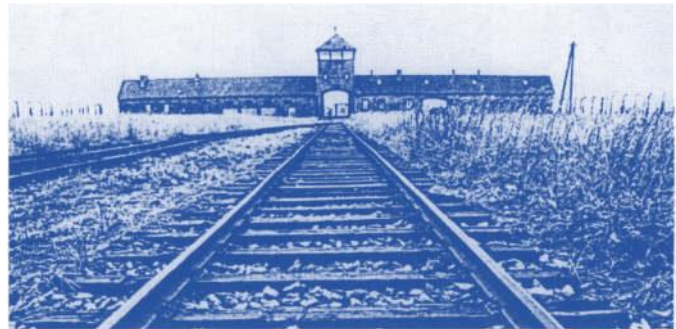
Für Edith Stein war nun der Weg frei. Nach mehreren Aufenthalten im Kloster Beuron zwischen 1928 und 1933 reifte in ihr der lang gehegte Wunsch und Entschluss der völligen Hingabe an Gott. Im Oktober 1933 trat sie in den kontemplativen Orden der Karmeliter in Köln ein. Sie wählte als ihren neuen Namen *Teresia Benedicta a Cruce*. Neben einfacher Handarbeit arbeitete sie an ihrer Schrift «Endliches und Ewiges Sein». Nach der «Kristallnacht» am 9. November 1938 gelang ihr die Flucht in das Karmel-Kloster Echt in Holland. Während des Krieges wurde ihre Lage auch dort kritisch. Eine Übersiedlung in die Schweiz vereitelte die Gestapo. Ihre Bittgesuche an den Papst, gegen die Judenpogrome zu protestieren und für eine menschliche Behandlung einzutreten, blieben ohne Antwort. Den Hirtenbrief der holländischen Bischöfe gegen die Judenverfolgung nahm die SS zum Anlass, am 2. August 1942 sie mit ihrer Schwester Rosa (Pförtnerin in Echt) und 1'200 Juden in Holland zu verhaften und nach Auschwitz zu deportieren. «Komm, wir gehen für unser Volk» sind ihre letzten überlieferten Worte.

Am 1. Mai 1987 wurde sie von Papst Johannes Paul II. seliggesprochen, am Sonntag, dem 11. Oktober 1998, auf dem Petersplatz in Rom heiliggesprochen. – Wiewohl: Sie selbst sah sich immer als jüdische Christin und zugleich als christliche Jüdin, wie ein Relief sie zeigt: in der einen Hand den siebenarmigen Leuchter und in der anderen Hand das Kreuz Christi, dem sie sich – wie sie selbst sagte – «blutsverwandt» wusste und dessen Passion sie annahm.



Der Karmel in Köln-Lindenthal, Dürener Strasse 89, in den Edith Stein am 14. Oktober 1933 eintrat. Das Kloster wurde 1944 zerstört.

Das ist es, was die Kenner des inneren Lebens zu allen Zeiten erfahren haben: sie wurden in ihr Innerstes hineingezogen durch etwas, was stärker zog als die ganze äussere Welt; sie erfuhren dort den Einbruch eines neuen, mächtigen, höheren Lebens, des übernatürlichen, göttlichen.



Es ist zweifellos, dass die Seele bei der Wiedergeburt aus dem Geiste eine radikale Wandlung erfährt. Das Leben, in dem sie ihre Eigenart sonst auslebte, wird ihr abgeschnitten.

Es schwindet die Bindung an die natürliche Vernunft und die Reaktionsweisen, die diese vorschreibt. Und dennoch wird das Eigenste der Seele nicht ausgelöscht; es ist unantastbar.





*Edith Stein
(Breslau 1891 – Auschwitz 1942)*

Sr. Teresia Benedicta a Cruce, Zeichnung von Elisabeth Kröll nach dem letzten Foto von Edith Stein in Echt/Holland (1942) (Mitte, oben)

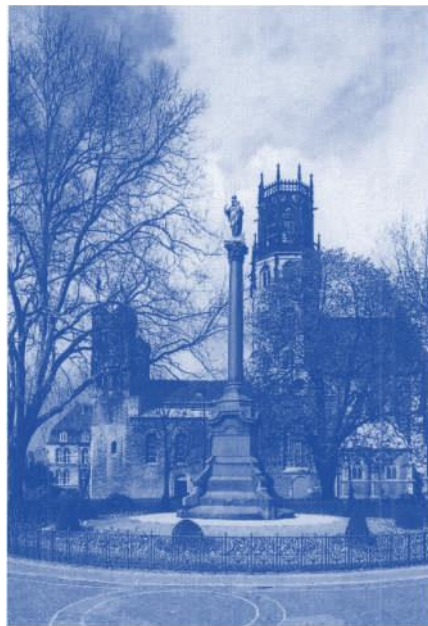
Breslau, Gesamtansicht der Universität (Oderseite) (unten)



Der Papst spricht Edith Stein heilig

Vatikanstadt (dpa). Die im KZ Auschwitz ermordete deutsche Ordensfrau und Philosophin Edith Stein (1891-1942) wird heiliggesprochen. Das gab Papst Johannes Paul II. bekannt. Die Nonne, die mit 31 Jahren vom jüdischen Glauben zum Katholizismus konvertierte, war vor 10 Jahren als Märtyrerin selbessprochen worden.

Je gesammelter ein Mensch im Innersten seiner Seele lebt, umso stärker ist die Ausstrahlung, die von ihm ausgeht und andere in seinen Bann zieht. Um so stärker trägt aber auch alles freie geistige Verhalten den Stempel der persönlichen Eigenart, die im Innersten der Seele beheimatet ist.



Von 1932 bis 1933 dozierte Edith Stein am Deutschen Institut für wissenschaftliche Pädagogik in Münster nahe der Ludgerikirche. Hier empfing sie im Gebet ihre Berufung zum Karmel.

Gott schuf den Menschen als Mann und Weib und beide nach seinem Bilde. Erst die rein entfaltete männliche *und* weibliche Eigenart ergibt die höchste erreichbare Gottebenbildlichkeit und die stärkste Durchdringung des gesamten irdischen Lebens mit göttlichem Leben.

EVA VON TIELE-WINCKLER (31.10.1866 – 21.6.1930)

Es ist ein Geschenk und ein Trost für die Menschheit dieser Erde, dass seit ihrem Bestehen durch die Jahrhunderte hindurch es immer wieder Menschen dienender Liebe gegeben hat: einen Franz v. Assisi, die hl. Hedwig, Friedrich von Bodelschwingh, Mutter Theresa, um nur einige Beispiele zu nennen. Eva von Tiele-Winckler gehört zu dieser Reihe von Namen. In dieser zierlichen, oft in ihrer Gesundheit angeschlagenen Frau steckte eine grosse Kraft. Ihr Liebeswerk an den Armen, den Behinderten und den verwaisten Kindern ihrer oberschlesischen Heimat – wie später an Menschen in aller Welt – hat unermesslichen Segen gebracht. Sie nannte sich Ancilla Domini (Magd Gottes). Ihr Leitwort war: «Nichts ist unmöglich!»

Auf Schloss Miechowitz (bei Beuthen) wurde sie als achtes von neun Kindern in einer der reichsten Familien des damaligen Deutschland geboren. In ihrer Jugend lernte sie neben dem steilen industriellen Aufstieg des Bergbau- und Hüttenwesens ihrer Heimat auch frühzeitig und hautnah die Not und Armut ihrer nächsten Umgebung kennen. Zwei Eigenschaften haben das heranwachsende Mädchen beizeiten geprägt: das Pflichtbewusstsein ihres Vaters, eines ehemaligen preussischen Offiziers, und die innige Frömmigkeit ihrer Mutter, die sie schon mit 14 Jahren verlor. Das Evangelium vom Guten Hirten (Joh. 10), der das Verlorene sucht, bezeichnete sie selbst als den Anruf zu der Entscheidung, ihr Leben hinzugeben, um den in Not geratenen Menschen ihrer Heimat zu helfen. Hinzu kam die Predigt am Sonntag des 1. Advent 1882 in Berlin, wo sie winters über immer mit ihrer Familie weilte, die den Anstoss dazu gab. Nach ihrer Konfirmation (1884) beschloss sie, mit ihrer Freundin von ihrem Taschengeld für die Armen des Dorfes zu kochen. Doch zuvor besuchte sie auf eigenen Wunsch die Anstalt in Bethel und unterzog sich als erforderliche Voraussetzung für ihr Vorhaben einer achtmonatigen Ausbildung in Kranken- und Gemeindepflege. Zwei Jahre später erhielt sie die Erlaubnis, die Mahlzeiten in zwei Räumen des Schlosses ihren Schützlingen zu verabreichen. Gleichzeitig schenkte der Vater ihr zum Weihnachtsfest 1888 den Bauplan und das Geld für das Haus Frie-

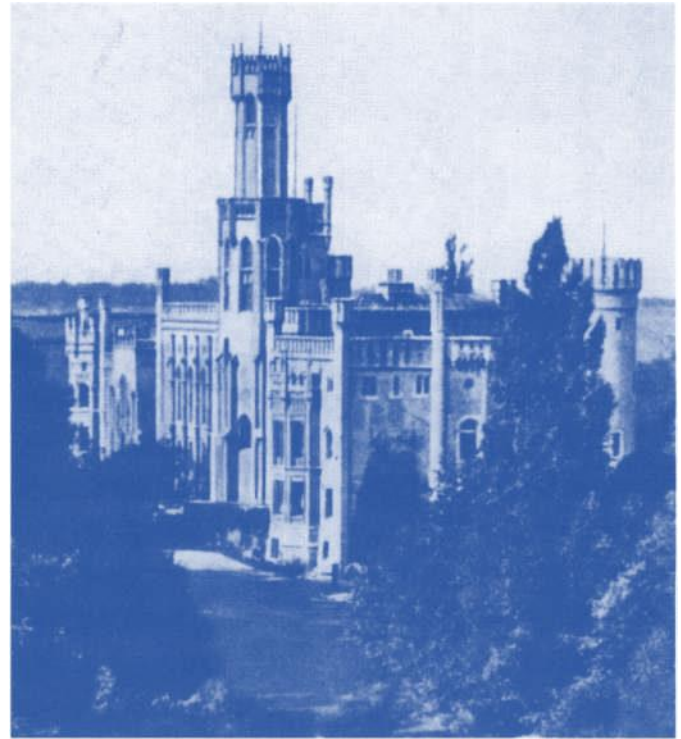


denshort auf dem Miechowitzer Grund. Der Exodus aus dem Schloss hin zu den Armen war damit vollzogen. Mit 25 Jahren übertrug ihr der Vater das mütterliche Erbe. 12'000 Mark Zinsen standen nun jährlich für ihre Arbeit zur Verfügung. Ein weiterer entscheidender Schritt auf dem Weg zu einem eigenen diakonischen Werk war der Besuch von Friedrich von Bodelschwingh in Miechowitz und sein Rat, sich bei ihm in Bethel das nötige Rüstzeug zu holen und die Ausbildung zu einer Diakonisse wahrzunehmen. 1893 wurde sie eingesegnet und 1895 Oberin der Diakonissen-Schwesternschaft Sarepta. 1901 kehrte sie nach Miechowitz zurück und begann nun mit dem eigentlichen Aufbau der «Heimat für Heimatlose». Zunächst waren es 24 Schwestern, die ihr halfen.

Nach dem Tod des Vaters fiel ihr ein grosses Vermögen zu, das sie in eine Stiftung umwandelte. Ausserdem gesellten sich zu dem ersten Haus «Friedenshort» noch 27 weitere Häuser. «Die, so im Elend sind, führe ins Haus» war eine der Regeln der Gemeinschaft der Friedensschwesternschaft, wozu dann auch Pflegebedürftige, Behinderte, Nichtsesshafte, ja auch Strafentlassene gehörten.

Der Breslauer Brauereibesitzer Kipke schenkte ihr 1910 das Gutshaus Warteberg in der Nähe von Obernigk, in dem 90 zum Teil schwererziehbare Kinder unterkamen. Für die zu betreuenden Oberschlesier polnischer Herkunft erlernte sie sogar die polnische Sprache. In 40 «Kinderheimaten» betreute sie bis nach Holstein und Bayern bald 1'600 Kinder. Ihr pädagogisches Prinzip bestand darin, gegen die Macht des Bösen mit Liebe zu erziehen und im Gebet auf Gottes Zusage zu hoffen. In autarken Familienverbänden wurde gelebt und gearbeitet: eigene Küche, eigene Kasse, Nähstuben, Garten und Viehhaltung gehörten dazu. Ein Bittgesuch an den Kaiser enthielt das Ansuchen, doch in jeder Provinz und jedem Kreis solche Friedenshorter Kolonien in Familienverbänden einzurichten, um so dem Elend der Kinderwelt zu begegnen.

Seit 1913 betrieb sie in China, Afrika, unter den Indianern und Lappen Missionsarbeit. Mit 64 Jahren starb sie 1930 in ihrem Friedenshorter Häuschen in Miechowitz. Von mehr als 320 Schwestern wird heute in Deutschland das Liebeswerk der Mutter Eva, wie sie allerorts genannt wurde, fortgesetzt.



DIE FAMILIE

- 1866 31. Oktober: Eva Valeska als achttes Kind in Miechowitz in Oberschlesien geboren
Vater: Hubert von Tiele-Winckler 1823-1893
«Er war ein Mensch von ungewöhnlicher Energie und Tatkraft. Streng und hart, wie er gegen sich selbst war, verlangte er auch von uns Selbstbeherrschung und Energie, Schwierigkeiten und Schwächen zu überwinden.»
Mutter: Valeska von Winckler 1829-1880
«Sie war es, die uns in früher Kindheit die ersten Anregungen zum Wohltun gab.»
Grosseltern väterlicherseits:
Peter von Tiele 1779-1866
Adelheid von Wedel 1803-1875
Grosseltern mütterlicherseits:
Franz von Winckler 1803-1851
Alwine Kalide 1803-1829. Nach deren Tod:
Marie Aresin geb. Domes f 1854

Schloss Miechowitz



Haus Friedenshort



Das Wohnhaus von Mutter Eva, zugleich die Hauptverwaltung



Kinderfamilie «Täubchen»



Der Wartberg, die erste Heimat für Heimatlose

Und wird die Nacht auch kommen,
da niemand wirken kann,
wird mir der Dienst genommen,
den ich so gern getan,
ja, ruhen auch die Hände –
mein Herr entlässt mich nie;
ich dien' ihm ohne Ende –
Ancilla Domini!

Biographische Notizen zu weiteren 20 gebürtigen Schlesiern

BIERBAUM, OTTO JULIUS – geb. 1865 in Grünberg/Niederschlesien, gest. 1910 bei Dresden. Ein vielseitiger, um 1900 sehr bekannter Schriftsteller und Lyriker. Seine Dichtungen sind burschikos-ironisch, parodistisch-maskenhaft, oft auch lyrisch-grotesk. Vom französischen Kabarett übernimmt er das politische Chanson vor Tucholsky, Brecht und E. Kästner. Den Roman «Stilpe» schreibt er aus der Froschperspektive. Bekannt ist auch sein «Prinz Kuckuck».

BISCHOFF, FRIEDRICH – geb. 1896 in Neumarkt, gest. 1976 in Achern. Rundfunkintendant und Schriftsteller. Die schlesische Landschaft und Mystik bringt er in seiner Dichtung zur Sprache: «Schlesischer Psalter», «Der Wassermann». 1925 Intendant der Schlesischen Funkstunde, 1929 des Schlesischen Rundfunks in Breslau. 1933 verhaftet. 1946 Leiter des Südwestfunks Baden-Baden. Erhob beide Institutionen zu hohem kulturellem Rang.

BONHOEFFER, DIETRICH – geb. 1906 in Breslau, hingerichtet im KZ Flossenbürg am 9. April 1945. Theologe. Über die Frage nach der wesentlichen Gestalt der Kirche kam er zu der Erkenntnis, dass sie als «Bekennende Kirche» unter anderem wo nötig dem Staat die Grenzen seiner Macht aufzuzeigen hat. In Ablehnung des Arierparagraphen trat er für einen gewaltfreien Widerstand gegen das NS-Regime ein. 1943 verhaftet.

Wie aus einer polnischen Quelle verlautet, ist vor einiger Zeit im Zentrum der Stadt Breslau ein «Dietrich-Bonhoeffer-Denkmal» zu Ehren des mutigen Theologen, Widerstandskämpfers und Märtyrers errichtet worden.

Literatur: *Widerstand und Ergebung. Ethik.*



Otto Julius Bierbaum



Friedrich Bischoff



Dietrich Bonhoeffer

Wer bin ich?

Wer bin ich? Sie sagen mir oft,
ich träte aus meiner Zelle
gelassen und heiter und fest
wie ein Gutsherr aus seinem Schloss.

Wer bin ich? Sie sagen mir oft,
ich spräche mit meinen Bewachern
frei und freundlich und klar,
als hätte ich zu gebieten.

Wer bin ich? Sie sagen mir auch,
ich trüge die Tage des Unglücks
gleichmütig, lächelnd und stolz,
wie einer, der Siegen gewohnt ist.

Bin ich das wirklich, was andere von mir sagen?
Oder bin ich nur das, was ich selbst von mir weiss?
Unruhig, sehnsüchtig, krank, wie ein Vogel im Käfig,
ringend nach Lebensatem, als würgte mir einer die Kehle,
hungernd nach Farben, nach Blumen, nach Vogelstimmen,
dürstend nach guten Worten, nach menschlicher Nähe,
zitternd vor Zorn über Willkür und kleinlichste Kränkung,
umgetrieben vom Warten auf grosse Dinge,
ohnmächtig bangend um Freunde in endloser Ferne,
müde und leer zum Beten, zum Denken, zum Schaffen,
matt und bereit, von allem Abschied zu nehmen?
Wer bin ich? Der oder jener?
Bin ich denn heute dieser und morgen ein anderer?
Bin ich beides zugleich? Vor Menschen ein Heuchler
und vor mir selbst ein verächtlich wehleidiger Schwächling?
Oder gleicht, was in mir noch ist, dem geschlagenen Heer,
das in Unordnung weicht vor schon gewonnenem Sieg?

Wer bin ich? Einsames Fragen treibt mit mir Spott.
Wer ich auch bin, Du kennst mich, Dein bin ich, o Gott!
Widerstand und Ergebung

Von guten Mächten wunderbar geborgen,
erwarten wir getrost, was kommen mag.
Gott ist mit uns am Abend und am Morgen
und ganz gewiss an jedem neuen Tag.
Widerstand und Ergebung

GARVE, CHRISTIAN – geb. 1742 in Breslau und 1798 dort gestorben. Philosoph und Übersetzer. Die Betonung und Bedeutung der Moral im politischen wie sozialen Bereich ist der Schwerpunkt seiner Lehre. Mit den Grossen seiner Zeit wie Schiller, Goethe und Kant verbanden ihn zeitweilig literarische Gemeinsamkeiten. Auf Veranlassung Friedrichs des Grossen übersetzte er Cicero und Aristoteles. Von 1798 stammen seine «Fragmente zur Schilderung des Geistes, Charakters und der Regierung Friedrichs II.».

GENTZ, JOHANN HEINRICH – geb. 1766 in Breslau, gest. 1811 in Berlin. Bruder des berühmten Publizisten und Staatsmannes Friedrich von Gentz (s. vorn). Erster Architekt des deutschen Frühklassizismus. Lehrer an der Bauakademie in Berlin und Lehrer von Schinkel. Einflüsse seiner Reisen nach Italien und Frankreich spiegeln sich in seinen Bauten wider: die königliche Münze in Berlin, der Wiederaufbau des Weimarer Schlosses zusammen mit Friedrich Tieck unter Oberleitung Goethes und das Mausoleum der Königin Luise. Er war Leiter und Hofbaurat der Kunstakademie in Berlin.

GRZIMEK, BERNHARD – geb. 1909 in Neisse, gest. 1987 in Frankfurt/M. Professor, Tiermediziner, Zoologe. Direktor des Frankfurter Zoos ab 1945. Als engagierter Publizist und Fernsehautor setzte er sich vor allem für den Schutz und die Erhaltung der Tierarten ein. Mehrfache ausgedehnte Reisen nach Afrika und Australien. Tragischer Tod seines Sohnes und Mitarbeiters Michael durch Flugzeugabsturz am 10. Januar 1959 über der Serengeti-Ebene in Ostafrika. Seine Bücher (z.T. verfilmt): *Kein Platz für wilde Tiere, Serengeti darf nicht sterben*, 13 Bände *Grzimeks Tierleben* u.a.



Christian Garve



Johann Heinrich Gentz

Michael und Bernhard Grzimek

Garve, der bekannteste Vertreter der Popularphilosophie:

Das Anliegen der **Popularphilosophie** der Aufklärungszeit bestand darin, auch den weniger Gebildeten lebensnah und leicht verständlich die Grundwerte des sittlichen und politischen Handelns zu vermitteln, und nicht wie Kant systematische, erkenntnistheoretische Philosophie zu lehren.



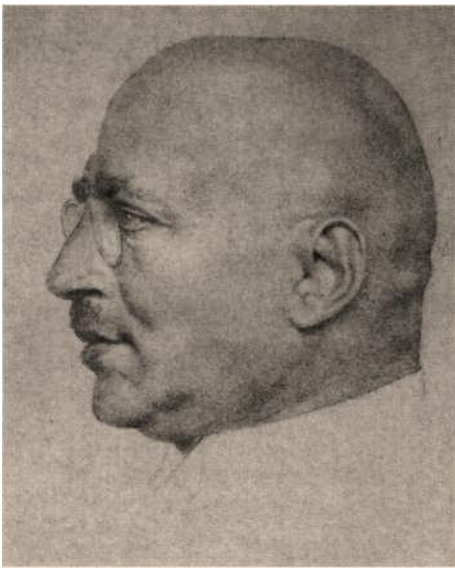
Das Schloss zu Weimar von Südosten, kol. Kupferstich von G. M. Kraus, 1805



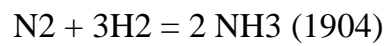
HABER, FRITZ – geb. 1868 in Breslau, gest. 1934 in Basel. Chemiker. Er zählt zu den bedeutendsten Forschern seiner Zeit neben Bosch, Ehrlich und Bergius. – Wie diese erhält er für seine wissenschaftlichen Verdienste 1918 den Nobelpreis. Er ist Professor und Leiter des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Physikalische Chemie in Berlin und entwickelt hier ein Verfahren, mittels dem es ihm gelingt, über die Ammoniaksynthese Stickstoff aus der Luft zu binden (Haber-Bosch-Verfahren). Für den enormen weltweiten Bedarf an Stickstoffdünger noch heute von grösster Bedeutung. Jüdischer Herkunft wegen emigrierte er 1933 in die Schweiz.

HEERMANN, JOHANN – geb. 1585 in Raudten/Schlesien, gest. 1647 in Lissa. – Er ist zwischen Luther und Paul Gerhardt der bedeutendste Liederdichter (1608 kaiserlich gekrönter Dichter). Persönliches Leid und die Schrecken des Dreissigjährigen Krieges begleiten sein Leben. Vor allem ist er durch seine Predigten und Liedersammlungen weit über die Grenzen seiner Heimat bekannt geworden. Er war Pfarrer in Koben an der Oder. – *O Gott, du frommer Gott; O Jesu Christe, wahres Licht.*

HOFMANN VON HOFMANNSWALDAU, CHRISTIAN – geb. 1617 in Breslau, 1679 dort gest. – Gehörte der Zweiten Schlesischen Dichterschule an, die sich durch einen spätbarocken, schwülstigen Stil auszeichnete. Er war der Sohn eines von Kaiser Matthias geadelten Kammerrates in Breslau. Studierte Jura in Leiden und wurde nach seiner Rückkehr 1641 Ratsherr und Präsident des Kollegiums in Breslau. Sein Porträt ist im dortigen Rathaus noch erhalten. Galant und von höchster Bildung. Gefeierte Lyriker der Barockdichtung.



Fritz Haber



ist Habers Formel der Ammoniak – Synthese.
 Sie war die Grundlage des Haber-Bosch-Verfahrens zur Gewinnung des künstlichen Stickstoffdüngers vor allem für die Landwirtschaft und schaffte somit die Unabhängigkeit von der Einfuhr des Chilesalpeters und Guyanas.



Christian Hofmann von Hofmannswaldau

 A musical score for the hymn "Gott, du frommer Gott". It features a large decorative initial 'D' in a square frame at the top left, with a portrait of Johann Hermann below it. The text of the hymn is written in German below the musical staves.

Hannover 1648

- - - Gott, du from-mer Gott, du
 ohn den nichts ist, was ist, von

Brunn-quell gu - ter Ga - ben,
 dem wir al - - les ha - ben: ge-

sun - den Leib gib mir, und daß in
 sol - chem Leib ein un - ver - leß - te Seel und rein Ge - wis - sen bleib.

KOPISCH, AUGUST – geb. 1799 in Breslau, gest. 1853 in Berlin. Dichter und Maler, eine vielseitige Erscheinung. Studierte an den Kunstakademien in Prag, Wien und Dresden. Wandte sich wegen eines Handleidens jedoch der Poesie zu. Auf seiner Reise nach Capri entdeckte er die «Blaue Grotte». In Berlin Professor, wurde er vom preussischen König mit der Beschreibung der königlichen Schlösser beauftragt. Populär sind seine originellen Gedichte und die Sammlung «Allerlei Geister».

LOGAU, FRIEDRICH VON – geb. 1604 bei Nimptsch, gest. 1655 in Liegnitz. Gehört zur Ersten Schlesischen Dichterschule (wie Opitz, S. Dach, Fr. Spee u.a.). Er ist Gutsbesitzer und Hofbeamter. Epigrammdichter. Verfasst etwa 3'000 *Sinngedichte* (1654). Moralischer Ernst und witzige Ironie, mittels der er seiner von Lügen, Trug und Schein erfüllten Zeit des Barock den Spiegel vorhält, kennzeichnen seine Dichtung. Gottfried Keller und Lessing rühmen die Beweglichkeit seiner Sprache und kluge Wortwahl.

MEIDNER, LUDWIG – geb. 1884 in Bernstadt/Oels, gest. 1967 in Darmstadt. Maler und Dichter, studierte an der Kunstschule in Breslau. Wird in Berlin Modezeichner, malt Bühnendekorationen für Max Reimann. In Paris lernt er an der *Academie Julian* Manet kennen. In Berlin wird er über die Künstlergruppen *Die Pathetiker* und *Die Brücke* zum Expressionisten. Ludwig Meidner malt Stadtlandschaften, vor allem Porträts. Sein Stil zählt zur «Entarteten Kunst». «Nichtarisch» emigriert er 1939 nach London. An seinem 80. Geburtstag erhält er das Grosse Verdienstkreuz.



Kopisch August

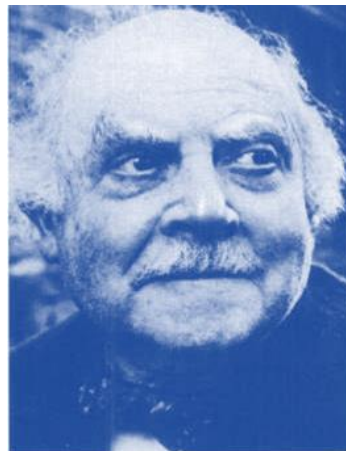
Die Heinzelmännchen

Wie war zu Köln es doch vordem
mit Heinzelmännchen so bequem!
Denn, war man faul,... man legte sich
hin auf die Bank und pflegte sich,
da kamen bei Nacht,
eh mans gedacht,
die Männlein und schwärmten
und klappten und lärmten
und rupften
und zupften
und hüpfen und trabten
und putzten und schabten.
Und eh ein Faulpelz noch erwacht,
war all sein Tagewerk bereits gemacht.

Weisst du, was in dieser Welt
Mir am meisten wohlgefällt?
Dass die Zeit sich selbst verzehret
Und die Welt nicht ewig währet.

*Alamode-Kleider, Alamode-Sinnen
Wie sich's wandelt aussen, wandelt sich 's auch innen.*

(Logau)

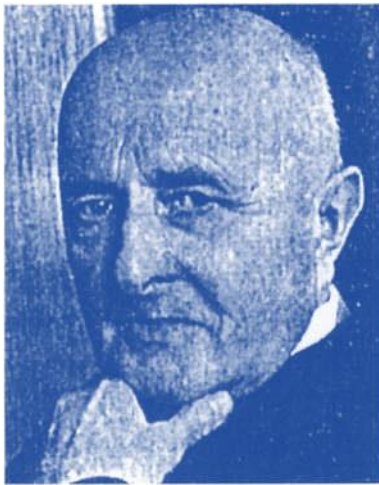


Ludwig Meidner

SCHENKE, ERNST – geb. 1896 in Nimptsch, gest. 1982 in Recklinghausen. Der bedeutendste unter den schlesischen Mundartdichtern. In seinem umfangreichen Werk offenbart er wie kein anderer die ganze schlesische Wesensart. In vollendeter Meisterschaft verbindet er Witziges mit Besinnlichem, Gemühtiefe mit Gott und Natur. «Numpernes», zu hochdeutsch Belangloses, erhält in seiner Dichtung Gestalt, Gewicht und Leben. Am Schlesi-schen Rundfunk und der Schlesischen Zeitung war er Mitarbeiter. Werke: Schlesische Ge-dichte, Das Schlesische Jahr, Kantaten-Zyklus, Hörspiele.

SCHNABEL, JOSEPH IGNAZ – geb. 1767 in Naumburg/Queis, gest. 1831 in Breslau. Er stammte aus einer Musikerfamilie. Schon während seiner Lehrtätigkeit komponierte und dirigierte er kirchenmusikalische Werke (1800 die Erstaufführung von Haydns *Schöp-fung* in Breslau). Er wurde 1805 zum Domkapellmeister ernannt und erhielt später die Stel-lung des Universitätsmusikdirektors von Breslau sowie die Ehrendoktorwürde. Unverges-sen wurde er aber durch sein weihnachtliches *Transeamus usque Bethlehem*, das heute noch überall zum Christfest erklingt.

SCULTETUS, BARTHOLOMÄUS – geb. 1540 in Görlitz, gest. dort 1614. Er war Ma-thematiker, Sonnenuhrenmaler, Astronom, Kalenderforscher und Herausgeber des neuen Gregorianischen Kalenders von 1583, zunächst in Schlesien unter Kaiser Rudolf II. Aus-serdem war er Kartenzeichner der Oberlausitz und der Markgrafschaft Meissen, Ge-schichtsschreiber, Leben-Jesu-Forscher, Eintreiber der kaiserlichen Biersteuer, Richter in Görlitz und Bautzen, Bauernpfleger, Armenfürsorger, Kirchenvorsteher, Ratsherr, Bürger-meister und Gymnasiallehrer seiner Vaterstadt. Studierte bei Melanchthon. Als Späthuma-nist pflegte er den Chorgesang.



Ernst Schenke

Winterabend – Winternacht

Über die verschneite Welt
 Reise sich die Dämm' rung fällt.
 Sachte fliege weiße Flöckchen,
 Und ma hieft die Obendglocke
 Bäuta übersich Feld.

Winterabend, Winternacht,
 Über lauter Glanz und Pracht,
 Über Felber, über Stäge,
 Über weiße, stille Wäge
 Sentt sich's sich mit Nacht.

Winterfriebe, Obendzeit,
 Stille jedes Haus sich leit,
 Lampia brenna ei a Stuba,
 Rehe stiehn om Busche druba,
 Und ma hieft, wie's schneit.

Wächterlied

Furcht ihr Leute, woas derr Wächter spricht:
 Zahne schläts, löschet hurtig euer Licht.
 Schließ die Türe zu, mach' laus a Hund,
 Lät euch olle hien und schloost gesund.

Schloost gesund, zum Schloosa ies die Nacht.
 Surgt euch nich, denn ihr seid gutt bewacht.
 Dar die Sternla und a Mond regiert
 Werd so surga, doß euch nisch possiert.

Weise Lammlawulla sah sich ziehn,
 Sternla über olla Dächern stiehn,
 Dar die Sternla schuf, dar boots gewullt,
 Doß derr ohne Kummer schloosa fullt.



Joseph Ignaz Schnabel



Bartholomäus Scultetus

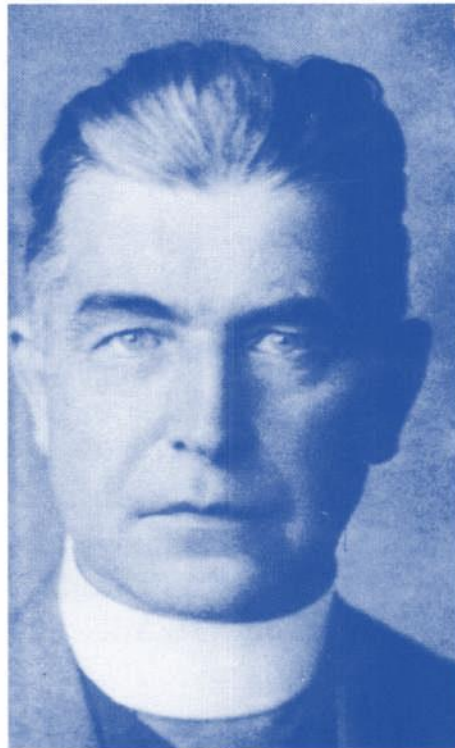
STERN, OTTO – geb. 1888 in Sohrau/OS, gest. 1969 in Berkeley/Kalifornien. Studierte und promovierte in Breslau über die Physikalische Chemie. Arbeitete u.a. zusammen mit A. Einstein, M. Volmer und W. Gerlach. Professor in Rostock, Prag, Frankfurt und Hamburg. Dort Leiter des neugegründeten Forschungslabors für Molekularstrahlen. Im Ersten Weltkrieg Unteroffizier. 1933 emigrierte er als «Nicht-Arier» an das Forschungszentrum in Pittsburgh/USA. Berühmt ist seine mit W. Gerlach entwickelte Molekularstrahl-Methode. 1943 erhielt er den Nobelpreis.

ULITZKA, CARL – geb. 1873 in Hernau/OS, gest. 1953 in Berlin. «Er war ein grosser, schlanker Mann mit einem herrlich schönen Kopf wie eine mittelalterliche Holzskulptur von Riemenschneider» (Lukaschek). Und man nannte ihn den «ungekrönten König von Oberschlesien». Bis zu seiner 14jährigen parlamentarischen Tätigkeit war er Priester in Ratibor und später in Berlin. Anlässlich der Abstimmungen setzte er sich 1922 für den Verbleib Oberschlesiens bei Deutschland ein, wurde stellvertretender Landeshauptmann und Reichstagsabgeordneter. 1938 Ausweisung aus Oberschlesien. 1944 KZ-Haft in Dachau. 1945 Ausweisung aus Polen. In seinem Bestreben, Brückenbauer beider Völker zu werden, scheiterte er am damaligen Zeitgeschehen.

WEISS, SILVIUS LEOPOLD – geb. 1668 in Breslau, gest. 1750 in Dresden. Er war der künstlerisch begabteste und allgemein anerkannteste Lautenspieler seiner Zeit. Die gesamte Familie pflegte generationenlang diese Kunst. Silvius spielte und komponierte Suiten und sechssätzliche Sonaten in der Mischform des italienisch-französisch-deutschen Stils. Zuhörer und Arbeitgeber waren deutsche, polnische und russische Fürsten. Am Dresdner Hof erhielt er das sagenhafte Gehalt von 1400 Talern. Dort lernte der kurfürstliche Kammermusikus 1720 Johann Sebastian Bach kennen, mit dem er in Lautenkonzerten wetteiferte. Sie verband eine musikalische Seelenverwandtschaft. Seine Musik hatte über Schlesien hinaus europäische Bedeutung (überliefert sind 100 Werke).



Otto Stern



Carl Ulitzka



Silvius Leopold Weiss

WITTIG, JOSEPH – geb. 1879 in der Grafschaft Glatz, gest. 1949 in Göhrde/ Lüneburger Heide. Er war katholischer Theologe und stand, wie er selbst sagt, *unversehens im Ruf, einer der besten religiösen Volksschriftsteller Deutschlands zu sein*. Sein Weg führte über die Universität Breslau, wo er 1915 Ordinarius für Alte Kirchengeschichte, Patrologie und Kunstgeschichte wurde. Neben seiner Lehrtätigkeit wandte er sich verstärkt der Schriftstellerei zu, die ihn ohne Grundangabe das kirchliche Lehramt kostete (1926). Religiöse Themen, die heimatlichen Berge, die Schatzkammer seiner Dichtung, erreichten einen weiten Leserkreis: *Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo – Kirche im Waldwinkel – Roman mit Gott*.

WOLFF, CHRISTIAN FREIHERR VON – geb. 1679 in Breslau, gest. 1754 in Halle. Als Sohn eines Rotgerbermeisters in der Gerbergasse geboren, wird er über das Studium der Theologie, Mathematik und Philosophie (Bekanntschaft mit Leibniz) 1707 in Halle ordentlicher Professor für Mathematik und Naturlehre. Sein Anliegen galt jedoch als Philosoph (in Frankreich nannte man ihn den Lehrer des Menschengeschlechts) der Maxime, dass keine Autorität Respekt verdient, die das Mass der Vernunft nicht aushält; dies galt auch für die natürliche Religion und Moral. Von den Pietisten verjagt, holte ihn Friedrich der Grosse 1740 nach Halle zurück (dieser übersetzte sogar seine Schriften ins Französische). – Wolff vermittelte auch russische Gelehrte nach Deutschland und andere europäische Länder.

Es gäbe noch viele namhafte Schlesier, die es gleichermassen verdient hätten, hier erwähnt und biographisch vorgestellt zu werden. Doch widerspräche das der Grundabsicht des Verfassers, mit dieser Arbeit die in Vergessenheit zu geraten drohende Kulturleistung der Schlesier in ihren *bekanntesten Persönlichkeiten*, ergänzt durch Textbeispiele und Bilder, wieder ins Bewusstsein unserer Zeit und der gegenwärtigen Generation zu rücken. Interesse, Neugierde und sogar Geschmack daran zu finden, waren Absicht und Wunsch des Verfassers.



Joseph Wittig



Christian Freiherr von Wolff

Apropos «Schlesien»

Was mir in Gesprächen zu diesem Thema immer wieder auffiel

Es ist ein gutes halbes Jahrhundert vergangen, seit etwa 15 Millionen Deutsche ihre alte Heimat verlassen mussten. Ein Wandel in der Beziehung zu den Wurzeln heimatlicher Herkunft hat stattgefunden. Es gibt solche, die bis heute in tiefer Trauer oder tapferem Realismus den Verlust ihrer alten Heimat ertragen, weil es die menschliche und die politische Vernunft gebieten. Und es gibt immer mehr solche, die auf ihre Herkunft erst gar nicht gern angesprochen werden möchten. Ist es ihnen peinlich? Wollen sie verschweigen, woher sie kommen? Warum? – Integration war gut und notwendig, doch je älter man wird, desto mehr kriecht man erfahrungsgemäss in seine Kindheit zurück und entdeckt dort ein Stück frühes Land seiner Seele. – Aber vielleicht ist Heimatgefühl auch nur ein Gen, das der eine hat und der andere eben nicht.

«Habt ihr Schlesier nicht alle auch Polnisch geredet! – Ihr könnt doch Polnisch?» Über Jahrzehnte stiess ich in Gesprächen mit Freunden, Bekannten oder Fremden, die aus dem Westen Deutschlands stammen, immer wieder auf diese Meinung. Ich will nicht abstreiten, dass in Oberschlesien oder nahe der Grenze auf dem Lande da und dort auch vereinzelt Polnisch gesprochen wurde. Ich selbst, in Breslau wie auch meine Frau im Riesengebirge, alle, die ich aus der Heimat befragte, haben zu 99% in ihrer Kindheit oder Jugend nie ein Wort Polnisch gehört oder gesprochen. Damit soll die polnische Sprache in keiner Weise herabgesetzt werden. – Aber Schlesien war eben seit über 600 Jahren deutsch, das polnische Element integriert, im deutschen aufgegangen, so dass sich schon in sehr früher Zeit sogar ein eigener schlesischer Dialekt herausbilden konnte. Bis auf Ostoberschlesien war Schlesien kein Land grosser Spannungen oder ethnischer Probleme.

Haben die Deutschen vor Jahrhunderten den Polen das Land nicht einfach weggenommen? Keineswegs! Keine Eroberung, sondern friedliche Besiedlung Schlesiens. Zuhäuf wurden deutsche Bauern und Handwerker von den Piastenherzögen ins Land gerufen, um es kulturell und wirtschaftlich zu heben und an den Westen anzuschliessen (siehe dazu den Teil über die hl. Hedwig).

1335 verzichtete König Kasimir III. von Polen unter Eid auf Schlesien – wie auch sein Nachfolger Ludwig L, der Grosse. Im Verband des Deutschen Reiches kennzeichnen nun drei gleichlange Perioden die deutsche Geschichte Schlesiens:

- 200 Jahre unter böhmischer Herrschaft von 1335 bis 1526,
- 200 Jahre unter der Herrschaft der Habsburger von 1526 bis 1740,
- 200 Jahre gehörte es dann zu Preussen bzw. dem Deutschen Reich (1740 bis 1945).

Mir erscheint es als sehr wichtig: Beide, Deutsche wie Polen, müssen lernen, dass sie eine gemeinsame Geschichte Schlesiens haben. Land und Geschichte gehören historisch beiden gleichermaßen – ähnlich wie Israel den Juden und den Palästinensern. (Ist dieser Vergleich zu gewagt oder gar falsch?) – Ich denke, deshalb wäre die Internationalisierung Schlesiens eine bessere Lösung gewesen als die Vertreibung.

Und des Schlesiers Wesen und Charakter? Bedächtig, freundlich, gesellig, treu, gutgläubig, nachdenklich, gefühlswarm, suchend, verträumt, poetisch. Alles in allem vermag ich jedoch keine bessere Beschreibung des Schlesiers zu geben, als sie Hermann Stehr in seinen Ausführungen in der Beispielseite unter dem Stichwort «aus Schlesien» so tiefgründig und meisterlich gelungen ist.

Was die meisten nicht wissen! –

Es gibt einen ganz kleinen Zipfel Schlesiens, der heute noch deutsch ist, zu Deutschland gehört. Es ist das Gebiet zwischen Görlitz und Hoyerswerda, Muskau und der Grenze zu Tschechien – ganze 2'137 qkm, das sind zur Vorstellung 45,2 km im Quadrat, also etwa

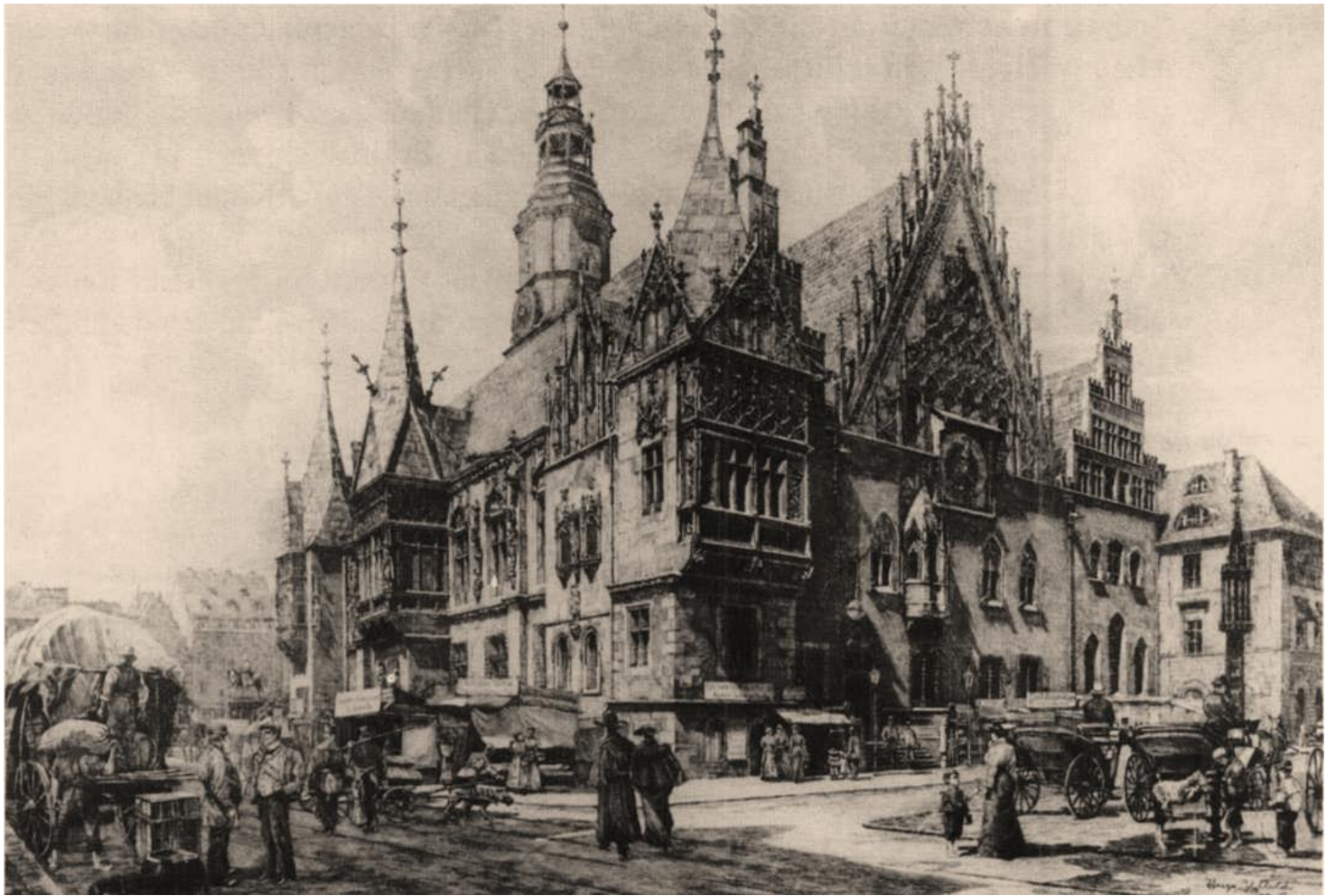
die Grösse eines Landkreises (in der beigefügten Landkarte gelb markiert). Heute gehört dieses Restschlesien zu Sachsen. Man könnte – wenn man wollte – als eine bleibende Erinnerung an dieses ehemals ganze deutsche Land diesen Zipfel auch «Schlesischer Teil Sachsens» oder «Bezirk Schlesien in Sachsen» nennen. Der Name «Schlesien» sollte gegen alle Besserwisser erhalten bleiben.

Vielleicht gilt für alles Gesagte und Geschriebene der Schlussvers des Gedichtes von Heinz Winfried Sabais an seinen polnischen Freund aus dem polnisch-deutschen Bändchen «Lyrisches Breslau»:

*Lieber Tadeusz Rozewicz, wir beide sind
Cives Wratislavienses, Gott will es. Die
Stadt hat uns beide in ihre Geschichte ge-
nommen. Die heraklitische Oder umfrie-
det Ihre und meine Jahre. Wir müssen uns
leiden. Oder wir sterben.*

*Drogi Tadeuszu Rozewiczu
Jestesmy Cives Wratislavienses, Bog tak
chcial.
Miasto wlaczylo nas obu do swej historii.
Heraklityczna Odra przeplywa przez Panski
i mój pokoj.
Musimy się lubic. Inaczej umrzemy.*

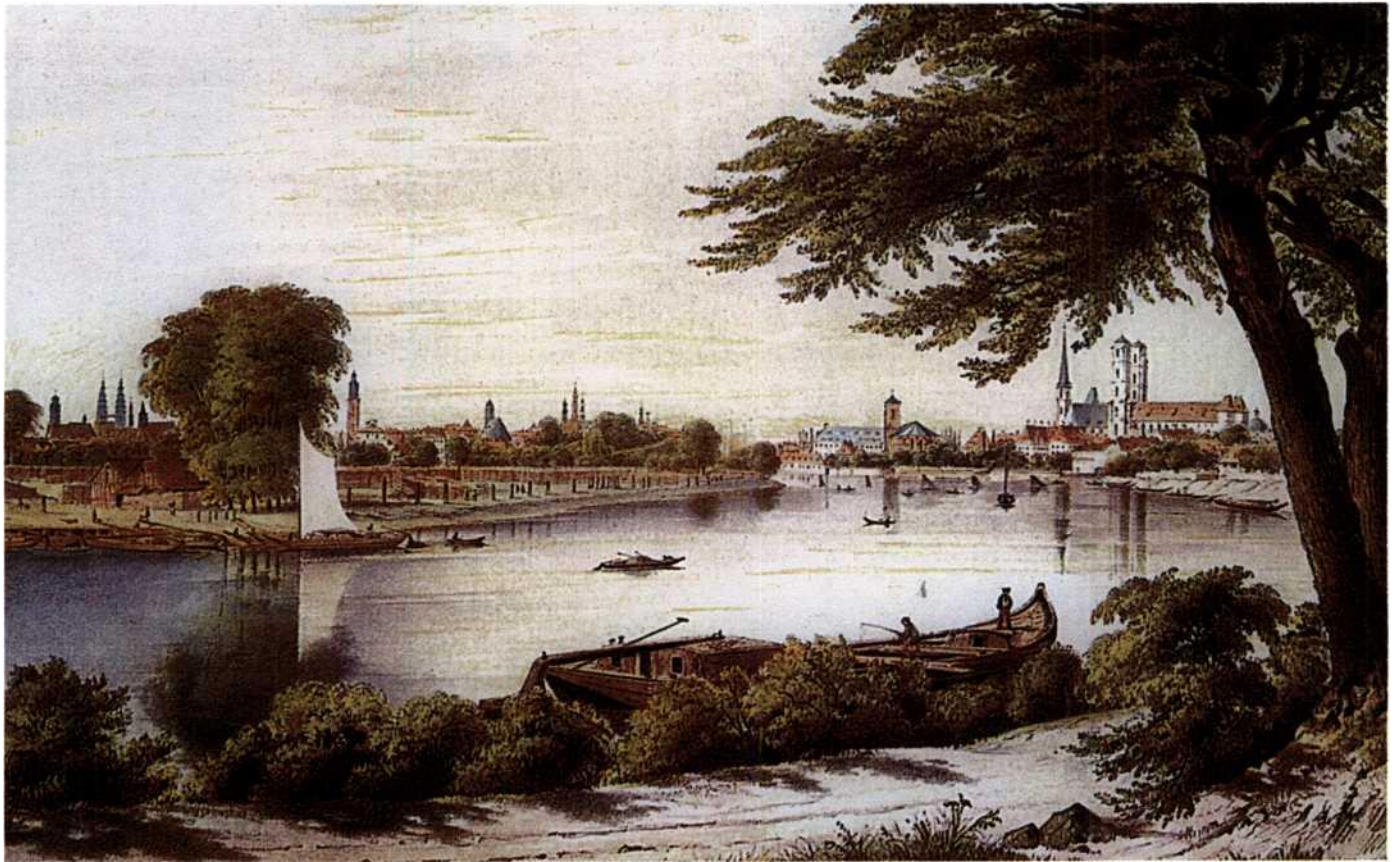
Z języka niemieckiego przelozył
Bogdan Danowicz



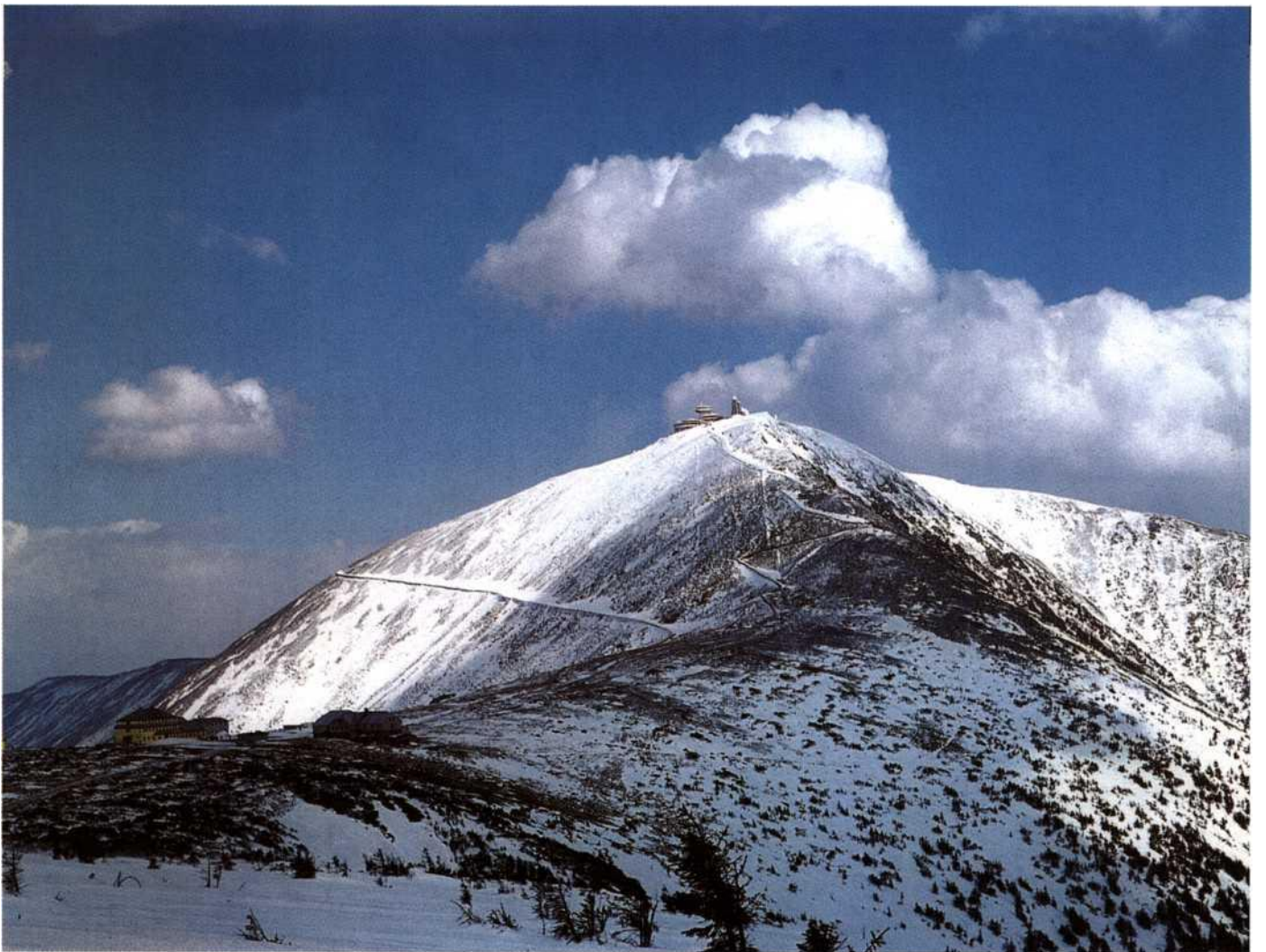
Das Rathaus zu Breslau (nach einer Radierung von Prof. H. Ulbrich)

*Breslau, Brücke zur Dominsel mit der
Brückenfigur der hl. Hedwig, der
Patronin Schlesiens (Seite 171)*





Breslau (um 1850)



Die Schneekoppe



Der Brumberg



Die Kirche Wang



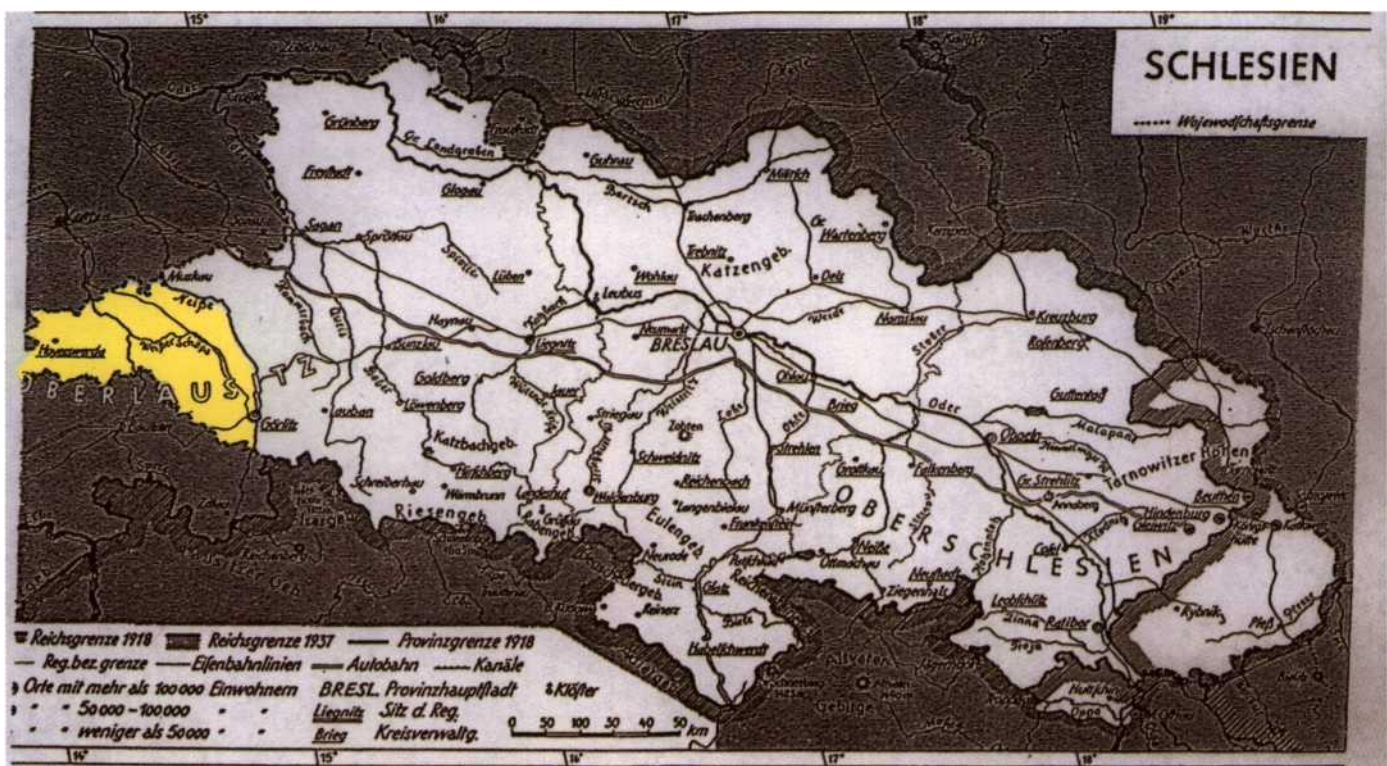
St. Peter, ältester Ortsteil von Spindlermühle

Rest-Schlesien (gelb markiert)

– westlich von Görlitz und der Neisse umfasst die Fläche von 2'137 qkm
(nach: Günter Koch, Tübingen – Kartograph)

Die Oder

Die wichtigsten Nebenflüsse in Schlesien sind rechts: Ruda, Klodnitz, Malapan, Stober, Weide und Bartsch; links: Oppa, Zinna, Hotzenplotz, Glatzer Neisse, Ohle, Lohe, Weistritz, Katzbach, Bober mit dem Queis und Görlitzer (Lausitzer) Neisse.



Schlesien in der Statistik von 1939 (vor Kriegsausbruch) 36'306 qkm (vor der Abtretung Ost Oberschlesiens 1921: 40'347 qkm (Vergleich zu Bayern: 70'584 qkm mit rd. 10 Mill. Einwohnern) Gesamt-einwohnerzahl. rund 4, 8 Mill. Davon wohnten in: Niederschlesien mit 26'592 qkm 3'286'000 Einwohnerin Oberschlesien mit 9'714 qkm 1'480'000 Einwohner.

Breslau mit 628'000 E 1941. die damals 5. grösste deutsche Stadt.

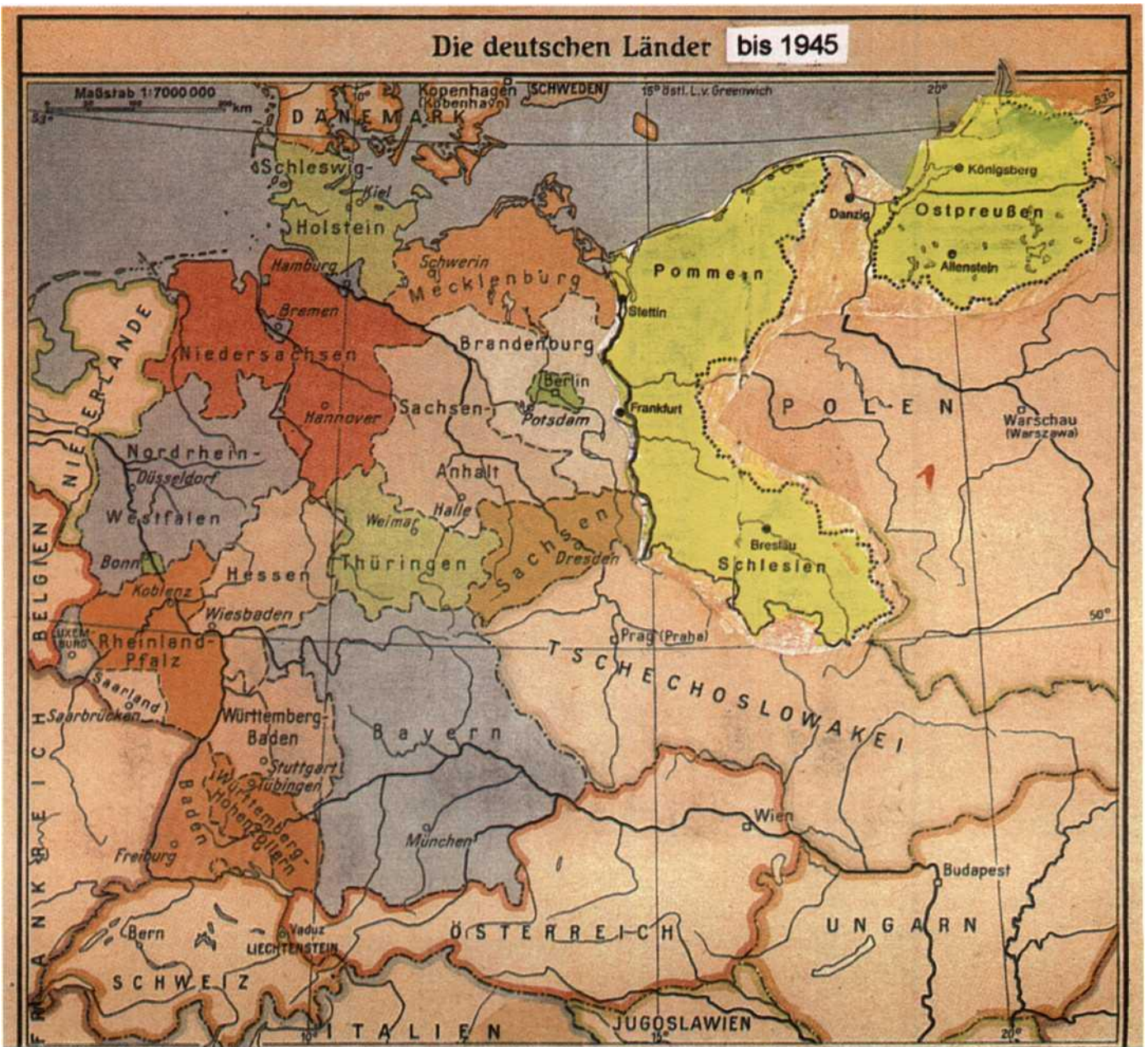
Konfessionelle Anteile:

in Niederschlesien 67,7% Evang. / 29,6% Kath.

in Oberschlesien 10,5% Evang. / 88,5% Katholiken.

Im Verhältnis zu Gesamtdeutschland von 1939 entfiel auf Schlesien 7,73% der Gesamtfläche u.7,3% der Einwohner.

Die deutschen Länder bis 1945



Literatur-, Text- und Bildnachweise

Albertz, Heinrich

Lit.: Oben zitierte Bücher: Rowohlt Taschenbuch-Verlag und Kindler-Verlag München – Nachrichten der evang. Kirchengemeinde Schlachtensee, Berlin, Juni 1993 (inkl. der verwendeten Bilder) – Süddeutsche Zeitung, Ausgaben 1. bis 5.3.1975, Bild: Die fünf befreiten Gefangenen besteigen das Flugzeug mit H. Albertz: Herr Pohle, Frau Tiedemann, Herr Heissler, Frau Becker, Frau Siepmann.

Angelus Silesius

Lit.: Die grossen Deutschen, Band 5, Propyläen-Verlag Berlin – Grosse Deutsche aus Schlesien, Hg. H. Hupka, Gräfe u. Unzer-Verlag München – Schlesien-Lexikon, Ullmann – Die Auslese, von Dr. Hans Röhl, Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin 1925 – Evang. Kirchengesangbuch. Der Cherubinische Wandersmann.

Bergius, Friedrich

Lit.: Friedrich Bergius, von Edgar von Schmidt-Pauli, Mittler & Sohn-Verlag, Berlin 1943, Bildnachweis ebendort – Fr. Bergius, in: Ostdeutsche Gedenktage 1984, Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen – Friedrich Bergius, in: Grosse Deutsche aus Schlesien, Hg. H. Hupka, Gräfe u. Unzer-Verlag München.

Böhme, Jakob

Lit.: Jakob Böhme, in: Die grossen Deutschen, Propyläen-Verlag Berlin, Band 1, und in: Grosse Deutsche aus Schlesien, Hg. H. Hupka, Gräfe u. Unzer-Verlag München – Jakob Böhme zum 400. Geburtstag, «Der Schuster aus Görlitz», S. Haertel, Landsmannschaft Schlesien, Bild- und Textbeispiele ebendort – Bild- und Textbeispiele: Postkarte Jakob-Böhme-Denkmal im Stadtpark Kitz, Fotoverlag Görlitz; Porträt J. B., Kupferstich, Ende 17. Jh., und Görlitz von Südosten, Lithographie um 1845, aus «Görlitz, Aus der Stadtchronik, Wo finde ich was in Görlitz».

Borsig, August

Lit.: August Borsig, von Ulla Galm, Stapp-Verlag, Berlin 1987, Bildnachweis ebendort – August Borsig, in: Grosse Deutsche aus Schlesien, Hg. H. Hupka, Gräfe u. Unzer-Verlag München, und in: Die grossen Deutschen, Propyläen-Verlag Berlin, Band 3.

Ehrlich, Paul

Lit.: Paul Ehrlich, von Martha Marquardt, Springer-Verlag, Berlin 1951, Bildnachweis ebendort – Die grossen Deutschen, Propyläen-Verlag Berlin, Bd. 4 – Grosse Deutsche aus Schlesien, Hg. H. Hupka, Gräfe u. Unzer-Verlag München.

Eichendorff, Josef Freiherr von

Lit.: Jos. Freiherr von Eichendorff, Arbeitshilfe Nr. 28, Bund der Vertriebenen, Kulturreferat Bonn – Eichendorff, Gedichte, Insel-Taschenbuch 255 – Grosse Deutsche aus Schlesien, Hg. H. Hupka, Gräfe u. Unzer-Verlag München – W. Peuckert, Der unbekannte Eichendorff, Bergstadtverlag G. Korn, München – Schloss Lubowitz, in: Schlösser in Schlesien, Verlag Weidlich, Frankfurt a.M., S. 145.

Freytag, Gustav

Lit.: Gustav Freytag, Leben und Werk, hg. vom G.-Freytag-Archiv und -Museum Wangen, Bildernachweise ebendort – «Liebe alte Stadt», G. Freytags Erinnerungen an Kreuzburg, Hg. Karl Fleischer, Verlag: G.-Freytag-Museum Wangen im Allgäu – Grosse Deutsche aus Schlesien, Hg. H. Hupka, Gräfe u. Unzer-Verlag München.

Gentz, Friedrich von

Lit.: Golo Mann, Friedrich von Gentz, Fischer-Verlag Frankfurt a. M. – Grosse Deutsche aus Schlesien, Hg. H. Hupka, Gräfe u. Unzer-Verlag München – Bildnachweis: Wiener Kongress, Der farbige Ploetz, Verlag Ploetz KG, Würzburg.

Gryphius, Andreas

Lit.: Andreas Gryphius, in: Vogt u. Koch, Geschichte der Deutschen Literatur, Bd. II, Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig/Wien 1910 – Grosse Deutsche aus Schlesien, Hg. H. Hupka, Gräfe u. Unzer-Verlag München – Textbeispiele in: Die Auslese, v. Dr. Hans Röhl, Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin 1925 – Bildnachweis: Holzschnitt aus dem Totentanz von H. Holbein d. J., in: Geschichte der Kunst, Th. Nachf.-Knaur-Verlag München, – Gryphius-Portrait, Stich nach Phil. Kilian.

Günther, Christian

Lit.: Chr. Günther, in: Jos. Nadler, Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften, Band 2, Jos. Habel-Verlag, Regensburg 1931 – Vogt und Koch, Geschichte der deutschen Literatur, Band II, Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig/Wien 1910 – J. Chr. Günther, in: Ostdeutsche Gedenktage 1995, Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen, Bonn – Textbeispiele aus verseh. Gedichtesammlungen – Bild von Striegau, aus: Schles. Lexikon, Ullmann.

Hauptmann, Carl

Lit.: Hauptmann, in: rowohlts monographien in selbstzeugnissen und bilddokumenten – Grosse Deutsche aus Schlesien, Hg. H. Hupka, Gräfe u. Unzer-Verlag München – verseh. Gedichtesammlungen und Bild aus: E. Bach, Das ganze Riesengebirge in Farbe.

Hauptmann, Gerhart

Lit.: G. Hauptmann, in: rowohlts monographien in selbstzeugnissen und bilddokumenten, Bilder von ebendort – G. Hauptmann, in: Die grossen Deutschen, Band 4, Propyläen-Verlag Berlin – Jos. Nadler, Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften, Band II, Habel Verlag Regensburg.

Heilige Hedwig

Lit.: Hedwig von Schlesien, Walter Nigg, Echter-Verlag – Grosse Deutsche aus Schlesien, Hg. H. Hupka, Gräfe u. Unzer-Verlag München – Bildnachweis: W.-Nigg-Biographie, Hedwig von Schlesien, echter-Verlag; Bildband, Bernd Längin, Unvergessene Heimat Schlesien, Weltbild-Verlag S. 10, 12, 58, 60 – Hedwigbild mit Krone, in: Reiseführer Schlesien, H. Trierenberg, S. 62, Abb. 2 – Hedwigkelch wie beschrieben.

Herrmann-Neisse, Max

Lit.: Max Herrmann-Neisse zum 100. Geburtstag, Hg. Landsmannschaft Schlesien, Königswinter, Bild und Beispieltex te ebendort – Grosse Deutsche aus Schlesien, Hg. H. Hupka, Gräfe u. Unzer-Verlag München, mit Bild S. 254 – Bilder von Neisse von B. G. Längin, Unvergessene Heimat Schlesien, Weltbild-Verlag.

Holtei, Karl von

Lit.: Grosse Deutsche aus Schlesien, Hg. H. Hupka, Gräfe u. Unzer-Verlag, München 1969 – Text: Die Franzosenzeit, in: Breslau, gestern und heute, ein Wegweiser, G. Elze, Rautenberg-Verlag – Schlesien-Lexikon, Ullmann, A. Kraft-Verlag Mannheim (Text und Bild ebendort) – Breslau, Ansichten aus sechs Jahrhunderten, Stiftung Kulturwerk Schlesien – Bildband: Romanische Reisen durch das alte Deutschland, Hg. Rolf Müller (Oder-Dominselansicht) – Holteihöhe, Postkarte von 1904.

Keller, Paul

Lit.: Paul Keller, Leben und Werk, Hermann Wentzig, Bergstadt-Verlag W. G. Korn, München-Pasing – Beispielseite aus: Bergkrach und das Märchen von den deutschen Flüssen, Bergstadt-Verlag W. G. Korn, München.

Kerr, Alfred

Lit.: Alfred Kerr, Lesebuch zu Leben und Werk, Hg. H. Haarmann, Siebenhaar u. Wölk, Argon Verlag Berlin – Eigenstenogramm aus der Sendung «Reich-Ranicki: Lit. Quartett».

Klepper, Jochen

Lit.: Jochen Klepper, Dichter und Zeuge, ein Lebensbild von Ilse Jonas, Christl. Zeitschriftenverlag Berlin (Bildnachweis von ebendort) – Jochen Klepper Gedenkschrift, Landsmannschaft Schlesien, Kulturreferat Haus Schlesien, Königswinter – Kurt Ihlenfeld, Freundschaft mit J. Klepper, Witten/Berlin – Erinnerungen an J. Klepper, von Dr. Hans Saalfeld – Evang. Kirchengesangbuch.

Langhans, Carl Gottfried

Lit.: C. G. Langhans, ein schlesischer Baumeister, von Walther Th. Hinrichs, mit Tafeln, Heitz & Nündel, Strassburg 1909, Bildnachweis ebendort – G. Langhans, in: Grosse Deutsche aus Schlesien, Hg. H. Hupka, Gräfe u. Unzer-Verlag München.

Lassalle, Ferdinand

Lit.: Ferd. Lassalle, Arbeitshilfe Nr. 42/1984, Hg. Bund der Vertriebenen Bonn – F. Lassalle, zum 120. Todestag, Dr. W. Kessler, Bund der Vertriebenen, Bonn – Bildnachweise: Unvergessenes Schlesien v. B. Längin, Weltbild-Verlag – Bilder aus: Chronik des 19. Jh., Chronikverlag, sowie: Der Neue Brockhaus Bd. 3 (Marx).

Lommel, Ludwig Manfred

Lit.: Lache mit Lommel, Aufstieg-Verlag Landshut – Schallplatten-Cover: Das Neueste aus Runxendorf, Elektrola – Bilder und Textauswahl von ebendort.

Löbe, Paul

Lit.: Der Weg war lang, Lebenserinnerungen von Paul Löbe, arani-Verlag GmbH, Berlin-Grunewald, Bildmaterial und Texte von ebendort – Paul Löbe, Arbeitshilfe Nr. 46/1985 von Dr. H. Neubach, Hg. Bund der Vertriebenen, Bonn 1 – P. Löbe zum 25. Todestag, Ostdeutsche Gedenktage 1992, v. W.K. Blessing, Kulturstiftung der Vertriebenen, Bonn.

Lukaschek, Hans

Lit.: Hans Lukaschek, von Markus Leuschner, Landsmannschaft Schlesien, Kulturreferat Königswinter – Schlesische Lebensbilder des 15.-20. Jh., Holzner-Verlag Würzburg, H. L. Abmeier – Schlesien-Wegweiser, v. H. R. Fritsche, Bechtermünz-Verlag, Karten und Texte von ebendort – Oberschlesien im Überblick, OS-Heimatverlag, Dülmen/ Westf. 1986, S. 46/47 (Bilder von Rybnik und vom Annaberg).

Menzel, Adolf von

Lit.: Die grossen Deutschen, Band 3, Propyläen Verlag – Grosse Deutsche aus Schlesien, Hg. H. Hupka, Gräfe u. Unzer-Verlag München – Schlesische Maler, Dr. Idis B. Hartmann, Landsmannschaft Schlesien, Kulturreferat 1994, Königswinter – Bilder: Herkunftsangabe siehe unter den Bildern.

Moll, Oskar

Lit.: in: Schlesische Lebensbilder 15. – 20. Jh., Eckhard Wagner, Holzner-Verlag Würzburg – in: Schlesische Maler, Dr. Idis B. Hartmann, Landsmannschaft Schlesien, Kulturreferat 1994, Königswinter – in: Ostdeutsche Gedenktage 1997, H. Hupka,

Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen, Bonn – Grosse Deutsche aus Schlesien, Gräfe und Unzer-Verlag (Bilder ebendort).

Moltke, Helmuth James Graf von

Lit.: in: Schlesische Lebensbilder, Gerhard Webersinn, Holzner-Verlag Würzburg – Ostdeutsche Gedenktage zum 50. Todestag 1995, Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen, Bonn. – in: Letzte Briefe aus dem Gefängnis in Tegel mit biographischer Einleitung, Henssel-Verlag Berlin, mit Bild vom Volksgerichtshof – Kreisau, in: Schlösser in Schlesien, S. 46, Verlag Weidlich in Frankfurt a. M. – Gedenkstätte Plötzensee, in: Landeszentrale für polit. Bildungsarbeit, Berlin 1967.

Mueller, Otto

Lit.: Otto Mueller, Farbige Zeichnungen und Lithographien, Buchheim-Verlag, Feldafing 1957 (Bildnachweis von ebendort) – in: Schlesische Lebensbilder, Heinz Holtmann, Holzner-Verlag Würzburg – in: Schlesische Maler, Dr. Idis B. Hartmann, Landsmannschaft Schlesien, Kulturreferat, Königswinter 1994 – in: Grosse Deutsche aus Schlesien, Ernst Scheyer, Hg. H. Hupka, Gräfe u. Unzer-Verlag München.

Opitz, Martin

Lit.: Vogt u. Koch, Geschichte der Deutschen Literatur, Band II, Verlag des Bibliographischen Instituts, 1910, Leipzig u. Wien (Seiten 8-14) – Martin Opitz, Arbeitshilfe Nr. 55/1989, Bund der Vertriebenen, Bonn – Leitners Studienhelfer Deutsche Literaturgeschichte, Verlag Leitner Wels/Ö., Text- und Bildnachweise aus obiger Arbeitshilfe Nr. 55 und dem Schlesien-Lexikon.

Pückler-Muskau, Hermann Fürst von

Lit.: Heinz Ohff, Der grüne Fürst, Serie Piper, München, mit verwendetem Bildmaterial – Eckert Kiessmann, Fürst Pückler-Muskau, 1992, Bayer. Vereinsbank, Abteilg. Öffentlichkeitsarbeit u. Werbung, München.

Richthofen, Manfred Freiherr von

Lit.: Der rote Kampfflieger, persönliche Aufzeichnungen des roten Barons, Germa Press, Hamburg 1990 (Bilder und Texte von ebendort) – in: Ostdeutsche Gedenktage 1992, v. Hubertus Neuschäffer, Kulturstiftung der Vertriebenen, Bonn. – in: Grosse Deutsche aus Schlesien, M. v. Richthofen, von Dieter Jasser, Hg. H. Hupka, Gräfe u. Unzer-Verlag München – Luftkampf bild aus: Der farbige Plötz.

Schleiermacher, Friedrich

Lit.: in: Die grossen Deutschen, Band 5, Propyläen Verlag, Berlin 1966 – RGG (Die Religion in Geschichte und Gegenwart), J.C.B. Mohr, Tübingen 1961, Band 5 – 250 Jahre Dreifaltigkeitskirche 1739-1989 (Festschrift), v. B. Bab u. W. Weiss, 1990, Eigenverlag (Texte u. Bilder ebendort) – in: Grosse Deutsche aus Schlesien, v. G. Hultsch, Hg. H. Hupka, Gräfe u. Unzer-Verlag München.

Sorma, Agnes

Lit.: Agnes Sorma, ein Gedenkbuch, Niels Kampmann Verlag, Heidelberg 1927 (incl. Fotos) – aus: Die grossen Zauberer, Bildnisse deutscher Schauspieler aus zwei Jahrhunderten, W. Drews, Donau Verlag, Wien-München 1953 (Uni-Bibliothek München), mit 24 Abbildungen – Das Breslau-Lexikon, G. Scheuermann, Laumann-Verlag Dülmen, Band 2.

Stehr, Hermann

Lit.: Hermann Stehr zum 125. Geburtstag, v. Konrad Werner, Landsmannschaft Schlesien, Kulturreferat Königswinter (Textbeispiele von ebendort), und in: Ostdeutsche Gedenktage 1990, Kulturstiftung der Vertriebenen, Bonn – Josef Nadler. Die Lite-

raturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften, Band IV, Verlag Josef Habel, Regensburg 1932 – in: Grosse Deutsche aus Schlesien, Fritz Richter, Hg. H. Hupka, Gräfe u. Unzer-Verlag München – Habelschwerdt, Schlesien-Wegweiser, S. 111, Bechtermünz-Verlag.

Stein, Edith

Lit.: Edith Stein, Hg. Waltraud Herbstrith, Topos Taschenbücher, 1993 – Edith Stein, Vom Endlichen zum Ewigen, Textauswahl von Maria Amata Neyer, OCD Verlag Butzon & Bercker, Kevelaer – in: Ostdeutsche Gedenktage 1992, Kulturstiftung der Vertriebenen, Bonn – in: Schlesische Lebensbilder, Maria Benienias, Holzner Verlag Würzburg – Bildnachweis: Postkarte vom Karmelkloster in Köln.

Tiele-Winckler, Eva von

Lit.: Alex Funke: Eva von Tiele-Winckler, Mutter Eva, Friedrich Wittig Verlag, Hamburg 1986 (incl. Bilder) – in.: Schlesische Lebensbilder Band VI, Schlesier des 15. – 20. Jh., Hans Thieme, Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen.

Weitere Schlesier

Bierbaum, Otto Julius

Lit.: in: Fritz Martini, Deutsche Literaturgeschichte, A. Kröner-Verlag Stuttgart – Rundbildnis aus: Ullmann, Schles. Lexikon, A. Kraft-Verlag Mannheim.

Bischoff, Friedrich

Lit.: in: Ostdeutsche Gedenktage 1986, Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen, Bonn (ebendort sein Bild).

Bonhoeffer, Dietrich

Lit.: in: Ulrich Neuenschwander, Denker des Glaubens, GTB 81, Siebenstern (Bild von Titelseite).

Garve, Christian

Lit.: in: Ullmann, Schlesisches Lexikon, A. Kraft-Verlag Mannheim (ebendort sein Porträt).

Gentz, Johann Heinrich

Lit.: in: Ostdeutsche Gedenktage 1991 (Peter Mast), Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen, Bonn (und Bildnis) Schloss Weimar, in: ADAC-Freizeit Atlas 1991, Von Stralsund bis Dresden, S. 58.

Grzimek, Bernhard

Lit.: Grzimek, B.: Tiere, mein Leben, Harnack-Verlag, München 1984 (Bild ebendort).

Haber, Fritz

Lit.: Ostdeutsche Gedenktage 1984 (H. Trierenberg), Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen – Bildnis, in: Grosse Deutsche aus Schlesien, S. 253, Verlag Gräfe u. Unzer, München.

Heermann, Johann

Lit.: in: Lobgesänge in der Nacht, von Hellmut Eberlein (mit Bild u. Liedtext), Claudius-Verlag München.

Hofmann von Hofmannswaldau, Christian

Lit.: in: Fritz Martini, Deutsche Literaturgeschichte, A. Körner-Verlag Stuttgart (mit Textbeispiel) – Bildnis, in: Reiseführer Schlesien, v. H. Trierenberg.

Kopisch, August

Lit.: August Kopisch, Maler und Dichter, von Siegfried Haertel (mit Textbeispiel), Landsmannschaft Schlesien, Referat Kultur, Bonn 1976/77.

Logau, Friedrich von

Lit.: in: Fritz Martini, Deutsche Literaturgeschichte (mit Textbeispiel), A. Kröner-Verlag Stuttgart.

Meidner, Ludwig

Lit.: in: Grosse Deutsche aus Schlesien (H. W. Sabais), Gräfe u. Unzer-Verlag München, Bildnis ebendort, S. 254.

Schenke, Ernst

Lit.: in: Ullmann, Schlesisches Lexikon, Adam Kraft-Verlag Mannheim – Bildnis, in: Ostdeutsche Gedenktage 1996.

Schnabel, Joseph Ignaz

Lit.: in: Schlesische Lebensbilder (H. Unverricht), Holzner-Verlag Würzburg (mit Bildnis).

Scultetus, Bartholomäus

Lit.: in: Schlesische Lebensbilder VI (M. Fleischer), Jan Thorbecke-Verlag Sigmaringen, Bildnis: dort im Bildteil, Abbildung 3.

Stern, Otto

Lit.: Arbeitshilfe Nr. 53/1988, Bund der Vertriebenen, Bonn (Bildnis Titelseite).

Ulitzka, Carl

Lit.: in: Schlesische Lebensbilder VI (H. L. Abmeier), Jan Thorbecke-Verlag Sigmaringen, Bildnis im Bildteil Nr. 18.

Weiss, Silvius Leopold

Lit.: in: Schlesische Lebensbilder VI (L. Hoffmann-Erbrecht), Jan Thorbecke-Verlag Sigmaringen, Bildnis im Bildteil, Abb. Nr. 6.

Wittig, Joseph

Lit.: in: Grosse Deutsche aus Schlesien (Georg Smolka), Gräfe u. Unzer-Verlag München, Bildnis ebendort, S. 188.

Wolff, Christian Freiherr von

Lit.: in: Grosse Deutsche aus Schlesien (E. Schulz), Gräfe u. Unzer-Verlag München, Bildnis ebendort, S. 50.

Ansichtsseiten und Landkarte Schlesien

Breslauer Rathaus	aus: Breslau, Ansichten aus sechs Jahrhunderten, Stiftung Kulturwerk Schlesien, Würzburg, Ostdeutsche Galerie Regensburg.
Brücke zur Dominsel	Bildband Schlesien, Adam Kraft-Verlag Mannheim, Bildteil, Abb. 1, und
Landkarte Schlesien	Doppelseite zu Beginn des Buches.
Die Schneekoppe	Das ganze Riesengebirge in Farbe, Erle Bach, Adam-Kraft-Verlag Mannheim.
Brunnberg	
Kirche Wang	
St. Peter	